BIBLIOTHEK DER [UN]TERHALTUNG UND DES WISSENS

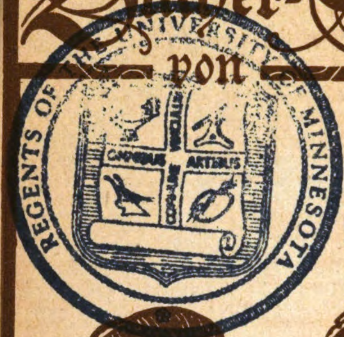






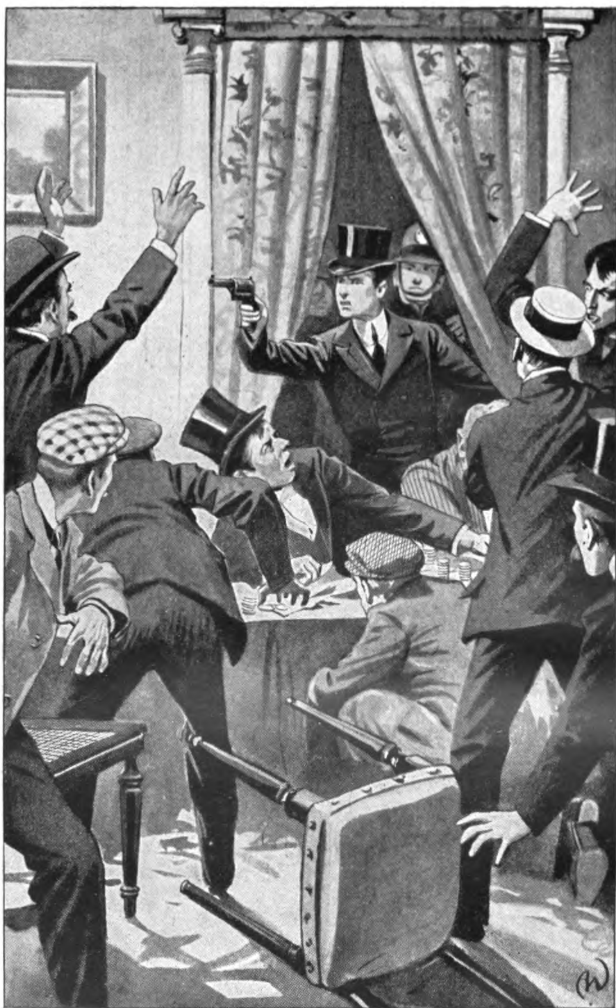
Bücher-Sammlung

von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Polizeileutnant Brown" von Fr. Oskar Kühne.
(S. 73)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Zweiter Band

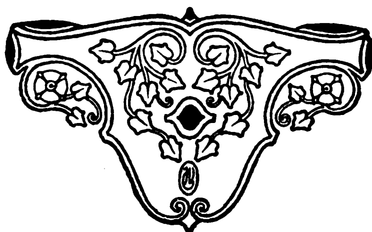


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Frau Heimdal.

Roman von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wie es oft nach einer großen Ermüdung zu gehen pflegt, so konnte Helianthe nicht gleich einschlafen, die Nerven zitterten ihr nach der langen Eisenbahnfahrt, und um sich zu beruhigen, lag sie auf dem Rücken ausgestreckt und machte mit den Augen eine Reise um ihr Zimmer. Das Licht der Ampel störte sie nicht; es wogte in dem grünen Glase sogar ganz nervenberuhigend wie ein Chrysolith, es reflektierte mild auf den Vergoldungen der Paneele des Kamins und erleuchtete durch seine hohe Lage gerade das Gesicht des Bildes darüber. Freilich gab es diesem auch etwas Geisterhaftes, da durch seine Farbenwirkung das so schon zarte Rot der Wangen und Lippen erlosch und das Inkarnat dadurch fast leichenfarbig gemacht wurde; aber Helianthe fand dabei nichts Erschreckendes, denn dazu war das Gesicht zu lieblich.

„Schade, daß man so wenig von den Augen sieht!“ murmelte sie zum dritten Male an diesem Tage. „Man kann ja nicht einmal erkennen, ob die Augen blau sind, oder grau, oder braun. Ich denke, sie müssen braun sein, goldbraun und klar wie die Augen der Waldeskönigin im Eichendorffschen Gedicht. Vielleicht aber

waren sie nicht mehr klar, weil die Sünde sie getrübt hatte, und darum hat sie den Blick niedergeschlagen, die arme Frau Heimdal. — Ah!“ unterbrach sie sich selbst und hielt den Atem an, denn durch die offene Balkontür, ihrem Bette gegenüber, kam jetzt der langgezogene, süße Ton einer Nachtigall, die drunten im Fliederbusche sang, die wirkliche Frau Heimdal, die ihr Weh und ihre Lust in die milde Maiennacht hinaus klagte, schluchzte und jauchzte.

Helianthe schloß die Augen und hörte zu, ohne sich zu regen. Und dabei kam der Schlaf sacht über sie.

Wohl fuhr sie noch einmal auf aus dem ersten leisen Schlummer, denn es hatte ihr geträumt, daß die Stimme der Nachtigall verstummte und eine andere, menschliche, nicht minder süße, wie aus weiter Ferne dafür einsetzte und eine Weise sang, die wie ein Traum durch die Nacht zog und sich zu einer herzverzehrenden Eindringlichkeit steigerte und zitternd verklang. Ja, es war Helianthe, als hörte sie die Worte zu dieser Weise, aber sie verschwammen ihr vor dem schlafbefangenen Ohr, trotzdem ihr Mund sie nachzusprechen versuchte: „Miserere, miserere nobis —!“ Und dann schlief sie fest ein und erwachte erst, als es längst heller Tag war.

Rasch stand sie auf und machte ihre Toilette. Daß gar kein dienstbarer Geist erschien, oder vielmehr, daß sie durch das Fehlen einer Klingel keinen solchen herbeirufen konnte, sie, die in dieser Beziehung etwas verwöhnt war, störte sie wohl etwas, aber doch nicht allzusehr, denn sie hatte eine unabhängige Natur und wußte sich schon zu helfen. Sie war ja auch darauf vorbereitet, als sie ihre Kammerzofe in Rom zurückließ, weil sie keine Aufforderung erhalten hatte, sie mitzubringen.

Durch vorherige Übung für alle Fälle vorbereitet,

kam sie daher auch rasch mit ihrer Haarfülle zurecht, zog ein einfaches weißes Leinenkleid angesichts des strahlend schönen Morgens an und eilte dann die Treppe hinab. Unten traf sie den Kutscher und Diener in einer Person in der Halle und erfuhr von ihm, daß der Frühstückstisch im Speisesaal gedeckt wäre, und daß Frau v. Mettkau sich schon dahin begeben hätte.

Sie klopfte an die Tür, doch obwohl sie drinnen mit den Tassen klappern hörte, erfolgte keine Aufforderung einzutreten — vielleicht war das Klopfen überhört worden. Sie machte nun nach einem kurzen Zögern die Tür auf und, Frau v. Mettkau am Tische stehen sehend, trat sie mit einem liebenswürdigen „Guten Morgen, gnädige Frau, darf ich hereinkommen?“ ohne weiteres in das große, nach der Terrasse gelegene Zimmer.

Die Dame des Hauses, die ihr halb den Rücken kehrte, nahm sich nicht die Mühe, sich überhaupt umzudrehen, geschweige denn ihrem Gaste entgegenzugehen. Sie wendete dem jungen Mädchen nur eben mit genauer Not den Kopf zu. „Kommen Sie nur, Fräulein Jansen — ich kann Sie ja nicht daran hindern,“ sagte sie kurz.

Helianthe blieb wie angewurzelt stehen. „Doch — wenn meine Gegenwart Ihnen unangenehm ist, kann ich sofort wieder gehen,“ erwiderte sie. „Verzeihen Sie mein Eindringen. Ich verstand Herrn v. Mettkau gestern abend so, als ob ich mich hier zum Frühstück einzufinden hätte.“

„Sie haben ganz richtig verstanden,“ gab Frau v. Mettkau in demselben Tone zurück. „Trinken Sie Kaffee oder Tee?“

Helianthe kämpfte einen Moment mit sich selbst. Sie dachte aber daran, was ihr Vormund ihr über seine

Frau gesagt, die ihre gestrige Stimmung noch nicht überwunden zu haben schien, und, heroisch ihr verletztes Eigengefühl dem krankhaften Zustand ihrer Wirtin opfernd, trat sie näher.

„Ich bitte um Tee," sagte sie freundlich und nahm mit ebensolchem Danke die ihr gereichte Tasse in Empfang. Da sie keine Aufforderung erhielt, sich zu setzen, so tat sie es ohne diese, indem sie zugleich selbst zu Zucker und Rahm, zu Brötchen und Butter griff.

Frau v. Mettkau goß sich stumm selbst eine Tasse Tee ein und setzte sich dann, ein Stückchen Brot zwischen den Fingern zerkrümelnd, den Kopf gesenkt, ebenfalls.

Das lastende Schweigen fing Helianthe bald an unerträglich zu werden, sie fühlte, daß sie es brechen, oder daß sie aufspringen und davonlaufen mußte.

„Haben Sie gut geschlafen, gnädige Frau?" begann sie mit der Frage, die ihre Wirtin eigentlich an sie hätte richten müssen nach den Gesetzen der Gastfreundlichkeit.

Frau v. Mettkau sah auf und richtete die schwarzen Gläser ihrer Brille auf ihren Gast, ohne zu antworten, und Helianthe, die diesen Blick frei und offen erwiderte, sah, daß der schön geschnittene, aber blutlose Mund mit den verbitterten Falten um seine Winkel sich fester schloß.

Aber sie wollte sich nicht abschrecken lassen. „Ich habe wundervoll geschlafen," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Die Nachtigallen haben mich eingesungen. Sie haben sie wohl auch gehört?"

Keine Antwort. Es war, als hätte Helianthe ins leere Zimmer hineingeredet. Das Blut stieg ihr ins Gesicht, rasch trank sie ihre Tasse aus, um nur so schnell als möglich dieser Gesellschaft, die schlimmer wie keine war, zu entfliehen.

Da brach Frau v. Mettkau das Schweigen. „Wann wollen Sie wieder abreisen, Fräulein Jansen?“ fragte sie ganz unvermittelt, und als Helianthe, zu überrascht, um gleich antworten zu können, sie nur mit großen Augen ansah, fuhr sie kühl und geschäftsmäßig fort: „Der Schnellzug hält in Neudorf um elf Uhr dreißig. Mein Mann hat zwar das Break mit den Braunen, aber es macht Ihnen vielleicht nichts, im geschlossenen Wagen mit den Arbeitspferden zu fahren.“

Helianthe setzte, blaß geworden bis an die Lippen, sachte ihre Tasse nieder und erhob sich. „Wünscht Herr v. Mettkau, daß ich abreise?“ fragte sie mit leise schwankender Stimme.

„Mein Mann?“ wiederholte die Hausherrin mit einem Ausdruck, der merkwürdig unharmonisch berührte. „Mein Mann wünscht natürlich, daß Sie bleiben. Er hat Sie ja eingeladen. Wenn er es mit in meinem Namen tat, dann war dies aber eine reine Redensart, eine nackte Lüge. Ich habe nicht daran gedacht, Sie einzuladen, und tue es auch heute nicht. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie überhaupt nicht gekommen wären, und ich hatte gedacht, der Umstand, daß Sie direkt nie eine Aufforderung von mir erhielten, würde Sie doch am Kommen hindern. Wenn Sie aber so wenig feinfühlend sind, daß Sie dies nicht herausgemerkt haben, dann muß ich Ihnen schon in dürren Worten sagen, daß Sie mir in der Tat nicht willkommen sind.“

„Gnädige Frau,“ erwiderte Helianthe, am ganzen Leibe bebend vor Entrüstung, Demütigung und einem merkwürdig trostlosen Gefühl der Verlassenheit, „ich hätte es für gütig gehalten, wenn Sie mir das vorher geschrieben hätten. Wie konnte ich wissen, daß ich Herrn v. Mettkaus überaus freundliche Einladung im

Namen seiner Frau nicht buchstäblich zu nehmen hatte? Mir fehlte in diesem Punkte noch ganz die Erfahrung, die ich heute bitter bezahlen muß. Selbstverständlich werde ich keine Stunde länger hier im Hause bleiben, als ich muß, und ich bitte Sie, es meiner Unerfahrenheit zu verzeihen, daß ich überhaupt hier bin und meine Gegenwart Ihnen unwissentlich aufgedrängt habe. Ich werde zur Stunde, wenn der Wagen kommt, bereit sein, und da Sie jedenfalls nicht mehr wünschen werden, mich noch einmal zu sehen, so erlauben Sie mir, mich Ihnen jetzt schon empfehlen zu dürfen."

Damit machte sie der Dame dieses für sie so ungastlichen Hauses eine Verbeugung, und ohne zu wissen, wohin sie ging, trat sie durch die nächste Tür hinaus auf die Terrasse und eilte mit fliegenden Gliedern und Pulsen, die Wangen brennend von der erlittenen unverdienten Demütigung, die Treppe hinab ins Freie. Sie sah es natürlich nicht mehr, wie Frau v. Mettkau, als sie gegangen, die Arme über den Tisch ausstreckte und den Kopf darauf fallen ließ, und hörte es nicht, wie sie mit einem trockenen, krampfhaften Schluchzen ein „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" übers andere hervorstieß.

Helianthe wäre, wenn sie es gehört hätte, wahrscheinlich noch tiefer dadurch verletzt worden. Ihr nächster Gedanke war ja wohl, daß sie hinauf in ihr Zimmer müßte, um ihre Sachen zu packen, aber mechanisch ihre Uhr ziehend, hatte sie das unklare Empfinden, daß dazu ja noch genug Zeit wäre. Ohne zu wissen, wohin sie ging, lief sie weiter ins Blaue hinein, immer dem Weg entlang, den sie unwissentlich eingeschlagen.

Es war nicht der, den sie gestern gekommen, sie hatte sich vor dem Hause nach rechts gewendet und

kam um die Ecke des Hauses, in der ihr Zimmer lag, vorbei an der grünumwucherten Herme des Pan, zwischen dichtem Gesträuch auf einem ungepflegten Pfade immer weiter, weiter, bis sie mit einem Male an einem kleinen See stand, an dessen Ufer eine Menge Fischbehälter an Pflöcken angekettet waren. Sie sah nicht, daß der kleine See eigentlich sehr malerisch mitten im Walde lag; auf dem schmalen Uferwege weiterlaufend, dachte sie an nichts als an die bittere Kränkung, die ihr eben widerfahren war. Denn das ist nun einmal schon nicht anders bei der menschlichen Natur: moralische Ohrfeigen brennen zunächst so unerträglich, daß der Getroffene nur an sich selbst denken kann, und erst dann, wenn der Schmerz nachzulassen beginnt, kommt die Überlegung und als ihr Gefolge entweder Haß und Rache oder die Entschuldigungsgründe für den, dessen Hand so schwer treffen konnte. Doch die letztere Art ist leider weit, weit dünner gesät als die erstere.

Helianthe hatte ein sehr großmütiges Herz — das hatte sie von ihrem Vater, aber sie besaß auch einen zwar wohltemperierten, aber doch stark ausgeprägten Stolz, das Erbteil ihrer Mutter, der venezianischen Patrizierin. Und dieser Stolz bäumte sich zunächst auf gegen die Beleidigung, die ihr widerfahren war. Wenn das ihr Vater hätte ahnen können! Und wie konnte ihr Vormund sie dieser Frau aussetzen, mochte ihre Laune nun Krankheit sein oder nicht!

„Aber Fräulein Jansen, wohin laufen Sie denn in diesem Sturmschritt?“ tönte ihr da plötzlich eine tiefe weibliche, aber nicht unfreundliche Stimme entgegen, und eine männliche fiel ein: „Und noch dazu so tief in Gedanken, daß Sie weder hören noch sehen!“

Helianthe blickte verwirrt auf. Fast neben ihr,

dicht am Waldesrande standen die „Heiligenberger“, wie Mettkau seine Nachbarn nannte, beide in ziemlich abgetragenen Jagdkostümen, derben hohen Schmierstiefeln, die Gewehre über den Schultern, echte, unverfälschte Nimrode, wie sie in der männlichen wie in der weiblichen Ausgabe nur im deutschen Walde gedeihen und zu finden sind.

„Weidmanns Heil!“ rief die Gräfin und streckte Helianthe ihre kräftige Rechte im vielbenützten Wildlederhandschuh entgegen. „Na, was gibt's denn? Sie sehen ja ganz verhagelt aus!“ setzte sie gutmütig und freundlich hinzu, wie es Fremden gegenüber nicht für gewöhnlich ihre Art war.

Die direkte Frage war ja, streng genommen, vielleicht nicht ganz taktvoll, aber schließlich kommt viel, wenn nicht alles auf den Ton an, in dem etwas gesagt wird, und der fand trotz seiner Rauheit sofort Eingang in Helianthes Herz, obgleich, oder vielleicht weil sie ihn eigentlich zum ersten Male zu hören bekam.

„Mir — mir ist etwas sehr Unangenehmes, ja Unerhörtes passiert,“ machte ihre Erregung sich ohne weiteres Luft, als fühlte sie, daß sie hier an die richtige Adresse kam. Es lag so etwas Zuversichtliches, Zutrauenerweckendes in diesen zwei Gestalten, die einem vergangenen Reckengeschlecht anzugehören schienen und die trotz aller zweifellosen Schäbigkeit ihres Anzugs doch so vornehm aussahen, wie es das aufgeputzteste Protzenpaar niemals zuwege gebracht hätte.

„Wo denn? Hier im Walde? In Monrepos?“ fragten die Heiligenberger durcheinander. „Mettkau wird doch nicht etwa —“

„O nein, Herr v. Mettkau nicht,“ fiel Helianthe ein, „aber seine Frau! Ich — ich werde heute mittag wieder von Monrepos nach Rom zurückreisen.“

„Ach Unsinn — warum nicht gar!“ rief Komtesse Heiligenberg derb, aber dabei so voll Teilnahme, daß Helianthe, statt sich abgestoßen zu fühlen, im Gegenteil ganz warm davon berührt wurde. Aber lächeln mußte sie trotz ihrer Erregung doch über den kunstlosen Ausdruck.

„Es bleibt mir gar nichts anderes übrig — sie hat mich einfach an die Luft gesetzt,“ erklärte sie.

„Aber das ist ja doch unmöglich!“ rief Graf Hans. „Wie kommt denn die Frau zu solch unerhörter Rüpelei?“

„Ja, einen Grund dafür weiß ich nicht nur nicht, sondern es ist mir noch gar nicht einmal eingefallen, nach einem solchen zu suchen.“

„Was soll sie denn für einen Grund haben?“ polterte Komtesse Heiligenberg. „Die Frau ist entweder meschugge oder eifersüchtig! — Was sagt denn der Schmalzengel dazu?“

„Der war nicht da,“ erklärte Helianthe. „Aber für welch alte Plappertasche werden Sie mich halten,“ setzte sie, plötzlich zu sich kommend, hinzu. „Es war sehr unrecht von mir, das alles zu sagen. Das einfache Faktum, daß ich abreise, hätte ja genügt. Aber ich bin in der Tat so außer mir — wenn das in Ihren Augen eine Entschuldigung sein kann — daß ich das Haus preisgegeben habe, das mich gastlich für eine Nacht beherbergt hat.“

Da geschah etwas, das vielen Leuten von der reservierten Komtesse Heiligenberg noch nicht passiert war: sie legte ihren Arm um die Schultern des jungen Mädchens und gab ihr einen Kuß.

„Sie sind eine vornehme Seele,“ sagte sie. „Sie gehören zu uns — es wäre schade um Sie in Monrepos. Das mit dem Abreisen nach Rom ist aber Unsinn, das halten Sie ja gar nicht aus. Ich werd'

Ihnen jetzt etwas sagen: Frau v. Mettkau ist vielleicht in der Zwischenzeit zur Besinnung gekommen, sie muß ja fürchterlich aus dem Gleichgewicht gewesen sein, wenn sie eine solche Ungeheuerlichkeit fertig bringen konnte, denn nach allem, was ich von ihr gehört und gesehen, ist sie zwar eine mehr als reservierte, ja oft direkt abstoßende Natur, aber vornehm und anständig, viel zu schade für einen Menschen, wie dieser Schmalzengel einer ist. Sie wird sich besinnen und Ihnen vielleicht, nein — wahrscheinlich sogar, bei Ihrer Rückkehr ein Wort sagen, das Ihnen ermöglicht, wenigstens nicht Knall und Fall aus dem Hause zu gehen. Na, und sagt sie nichts, läßt sie Sie abreisen, dann kommen Sie zu mir, und wir wollen in Heiligenberg mächtig vergnügt und gemütlich beisammen sein. Einverstanden?"

„Aber wie kann ich denn so viel Güte annehmen?" stammelte Helianthe mit glühendem Gesicht.

„Ach was, Güte! Nackter Egoismus ist's," polterte Komtesse Heiligenberg, indem sie der jungen Dame einen festen Klaps auf die Schulter gab. „Außerdem bin ich Ihnen dafür, daß ich Ihre Gegenwart vorgestern im Eisenbahnwagen nicht gerade mit jubelndem Enthusiasmus begrüßte, noch eine Genugtuung schuldig," setzte sie lachend hinzu.

Da mußte Helianthe auch lachen, Graf Hans stimmte ein, und mit allseitigem Händedruck wurde der Bund besiegelt.

„Aber ich muß jetzt nach Monrepos zurück, meine Sachen zu packen," rief Helianthe dann mit einem Blick auf ihre Uhr. „Ich bin ja eine halbe Stunde lang ins Blaue hineingelaufen und muß doch denselben Weg wieder zurück. Und dabei fällt mir ein: Herr v. Mettkau bleibt darum doch mein Vormund, auch

wenn seine Frau mich vor ihre Tür setzt, und wenn ich zu Ihnen komme, Gräfin, so ist es ganz unvermeidlich, daß er bei Ihnen erscheint, um mich in den zu erledigenden Vormundschaftsangelegenheiten zu sprechen. Das wird Ihnen wahrscheinlich nicht angenehm sein, weil Sie doch mit Monrepos keinen Verkehr haben und — und auch keinen wünschen. Also denke ich mir, wird es wohl am besten bei einem Lebewohl und einem ‚Auf Wiedersehen in Rom' bleiben — nicht wahr?"

Komtesse Heiligenbergs Gesicht bewies deutlich, daß diese Folge ihrer Einladung ihr bisher nicht in den Sinn gekommen war. Sie sah ihren Bruder an, über dessen Stirn eine jähe Röte lief, doch ehe er noch den Mund öffnen konnte, fiel sie auch schon ein: „Was ich gesagt habe, das hab' ich gesagt — darin bin ich genau wie der alte Pilatus, der so für sein Geschriebenes eintrat. Und wenn auch Herr v. Mettkau alle Tage käme, um Sie bei uns in Heiligenberg zu sehen, so ist das noch lange kein Verkehr. Wir haben Raum genug, um uns dort aus dem Wege zu gehen. Also, es bleibt dabei!"

„Es bleibt dabei!" wiederholte Graf Hans herzlich. „Aber," setzte er hinzu, „ich halte es für weise, trotzdem zu tun, was meine Schwester schon geraten: die goldene Brücke, die man Ihnen wahrscheinlich schlagen wird, zunächst zu betreten, um einen Krach zu vermeiden, der nur das Signal für einen Skandal sein würde. Wenn Sie dann nach einem freundschaftlichen Besuche von — na, sagen wir einer Woche oder so, zu uns, das heißt zu meiner Schwester kommen, so macht das den Eindruck, als ob Sie eben auf einer Besuchstour wären, und wird keiner Seele auffallen. Denn, wie wenig ich auch für Herrn v. Mettkau übrig habe, so scheint er's, da er Sie so freundlich aufgenommen, doch nicht zu verdienen, daß seine Frau ihm in dieser Weise

die Gäste aus dem Hause treibt. Wofür sie ja auch, wie meine Schwester sehr richtig sagte, nur zwei Motive haben kann, die ich nicht noch einmal nennen möchte, denn das erstere wäre traurig genug und das zweite unwürdig und beleidigend für Sie. Hab' ich nicht recht?"

„Aber ganz und gar," bestätigte Helianthe lebhaft. „Nur möchte ich daran zweifeln, daß Frau v. Mettkau an ein Brückenschlagen denkt. Mein Vormund scheint heut früh ausgefahren zu sein und von seiner Frau nicht vor Mittag zurückerwartet zu werden; wenn ich also jetzt nach Monrepos zurückkehre, und sie sagt nichts, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als abzufahren."

„Nun, dann sagen Sie dem Kutscher eben, daß er Sie nach Heiligenberg fährt — und damit Punktum!" entschied die Gräfin. „Wenn Sie bis ein Uhr nicht bei uns sind, dann nehme ich an, daß die Sache sich arrangiert hat, und Sie schreiben mir nachher, wie. Und nun machen Sie sich auf den Rückweg — Mut in der Brust, siegesbewußt! Ihre Freunde sind in der Nähe und freuen sich, Sie zu jeder Stunde zu empfangen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Helianthe herzlich und mit feuchten Augen, die eine eindringlichere Sprache redeten als alle Worte der Welt.

Die Heiligenberger gingen noch ein Stückchen mit ihr und kehrten dann um, nachdem sie der im Walde verschwindenden weißen Gestalt noch eine Weile nachgesehen und einen letzten Gruß nachgewinkt hatten.

Aber schon nach ein paar Schritten blieb Graf Hans stehen. „Hans," sagte er im Brustton der tiefsten Überzeugung, „du bist ein Engel!"

„Jawohl — mit einem ‚B' geschrieben," brummte sie mit abgewendetem Gesicht. „Ein Esel bin ich," setzte sie energisch hinzu, „ein altes, blindes, ausgewach-

jenes Kamel, das sich den Usurpator auf seinem Thron großzieht, statt ihm einfach glückliche Reise zu wünschen. Ich wundere mich über mich selber."

Graf Hans lachte und zog seine Schwester zärtlich an sich. „Was man doch nicht alles für dummes Zeug zusammenreden kann!" raunte er ihr ins Ohr. „Besonders, nachdem man eben bewiesen hat, wie gescheit man sein kann, wenn man will."

„Quatsch!" rief sie, sich losreißend. „Bilde dir nur ja nicht ein, daß ich um deinetwegen — — na, was denn sonst noch? Ich habe meine Pflicht als Mensch getan diesem armen Mädel gegenüber, das in solch Wespennest geraten ist, und nun halte den Mund, hörst du? Denn sonst gibt's was!"

Graf Hans kannte seine Schwester zu genau, als daß er gehorcht hätte. „Du bist ein kreuzbraver Kerl, mein alter, lieber Hans!" flüsterte er ihr lachend ins Ohr. „Immer durch dick und dünn für deinen Lümmel von Bruder — anders kenn' ich dich gar nicht! Na, und was die Geschichte in Monrepos betrifft — glaubst du ehrlich, daß geistige Gestörtheit oder Eifersucht das Motiv der Frau v. Mettkau für dies unerhörte Betragen war?"

„Ehrlich — nein! Da sitzt noch etwas anderes dahinter," erklärte die Gräfin mit Entschiedenheit. „Freilich kenne ich die Frau so genau nicht, aber nach allem, was ich von ihr gehört — und man hat doch auch nie davon gesprochen, daß sie geistig nicht normal wäre. Dann, wenn sie zur Eifersucht neigte, da hätte sie das doch schon früher haben können, denn der Schmalzengel hat sich durch die Bande der Ehe im Courmachen nie gehindert gefühlt, ja, er hat das Metier als junger Ehemann sogar ganz offen betrieben, ohne daß jemals ein Mensch daran gedacht hat, seine Frau als

eifersüchtig zu bezeichnen. Aber irgend was steckt dahinter, was nur?"

Graf Hans wußte es natürlich auch nicht.

— — — — — — — — — — — — —

Helianthe lief nach Monrepos zurück, und im tiefsten Schreine ihres Herzens nährte sie die stille Hoffnung, daß Frau v. Mettkau an den Bau der goldenen Brücke nicht denken möchte, denn die Aussicht, Monrepos mit Heiligenberg eintauschen zu können, hatte ihr Herz mit einer jubelnden Freude erfüllt, für die sie den Grund gar nicht hätte angeben können. Die Bekanntschaft mit den Geschwistern war doch eigentlich noch eine viel zu kurze, als daß sie diese Freude gerechtfertigt hätte, und das Gefühl, daß sie mit ihnen im Rücken in diesem fremden Lande nicht einsam, verlassen und freundlos war, hätte wohl eine gewisse Ruhe verleihen können, nicht aber diese stürmische Freude. Und dabei fühlte sie sich mit einem Male so frei, so ledig der Last, die auf ihrer Seele geruht, seitdem sie erfahren, daß etwas faul war in dem Staate Dänemark, in den sie durch den Idealismus ihres Vaters verschlagen worden war.

Aber dies Gefühl wenigstens war verfrüht, denn als sie atemlos und rot von dem raschen Gange um die Ecke des Hauses bog, sah sie Mettkau auf der Terrasse stehen. Er hatte sie offenbar erwartet, denn er spähte ringsum aus, und hatte sie kaum erblickt, als er auch schon die Treppe herab- und ihr entgegeneilte.

„Aber meine liebe Helianthe," rief er ihr schon von weitem entgegen, „ich war in bitterster Sorge, was aus Ihnen geworden ist! — Was ist denn das, was ich hören muß! Sie wollen abreisen?"

„Ich habe nicht daran gedacht," erwiderte Helianthe, mit einem merkwürdigen Gefühl des Nieder-

gedrücktseins kämpfend. „Ihre Frau hat mir aber die Tür gewiesen — das ist alles.“

„Aber — aber — aber!“ machte Mettkau, die Hände zusammenschlagend und einen Blick nach rückwärts auf das Haus werfend, von dem Helianthe unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. „Nicht so hitzig, Kindchen, nicht so hitzig! Sie haben — Sie müssen meine Frau mißverstanden haben —“

„Das wäre bei der allermildesten Auffassung ihrer Worte eine direkte Unmöglichkeit, denn deutlicher konnte man es wirklich nicht machen,“ entgegnete Helianthe ernst. „Ich will und kann es Ihnen ganz gewiß nicht nachtragen, denn Sie haben mich sehr freundlich empfangen, aber bleiben kann ich hier nicht. Ich wäre ja auch gleich fort, wenn ich mich nicht an die Stunde hätte halten müssen, die Frau v. Mettkau mir bezeichnet hat. Und nun muß ich rasch hinauf, um meine Sachen zu packen, denn ich habe mich etwas verspätet und muß eilen, fertig zu werden.“

„Aber Kind, Herzenskind, das — das geht doch nicht! Wirklich, es geht nicht! Was auch meine Frau Ihnen gesagt hat, gemeint hat sie es sicherlich nicht so, denn“ — und dabei dämpfte Mettkau seine Stimme — „denn sie ist ganz unverantwortlich dafür, was sie redet. Dieser Anfall ihrer — ja denn, ihrer Krankheit, ist schlimmer als je einer zuvor, es äußert sich bei ihr immer damit, daß sie irgend jemand aus dem Hause treibt — mich eingeschlossen! Ich dachte gestern noch, daß es rasch vorübergehen würde, und habe Ihnen darum auch die volle Wahrheit nicht gesagt, um so weniger, als diese Anfälle in letzter Zeit nur sehr selten waren, aber nun bin ich Ihnen die volle Wahrheit schuldig. Haben Sie Mitleid und Nachsicht mit ihr, Mitleid auch ein wenig mit mir, und strafen Sie mich nicht durch

Ihre Abreise, mich, der ich durch diesen — diesen anormalen Zustand meiner armen Frau schon ohnedem so schwer getroffen bin!“

Dieser Appell an Helianthes Großmut war nicht ohne Wirkung. Sie schwankte, aber dabei hatte sie doch ein großes Bedauern zu überwinden — zu ihrer eigenen Überraschung weniger mit ihrem Vormunde als mit dem sacht, aber sicher in die Ferne rückenden Bilde von Heiligenberg. Da war sie ja da, die goldene Brücke, und ihr Baumeister arbeitete daran mit dem vollen Geschick und der ganzen Gewandtheit des Weltweisen, der seine Leute zu nehmen versteht. Das hörte Helianthe freilich nicht heraus, denn auf sie wirkte nur der eindringliche, warme Klang des einschmeichelnden Organs und der Zug der Sorge, der das sonst so lächelnde Gesicht des Mannes überschattete, den ihr Vater ihr zum Vormund ausgesucht.

„Sehen Sie, mein liebes Mündelchen,“ fuhr Mettkau fort, als Helianthe, ohne zu antworten, unschlüssig zu Boden sah, „es würde ja in meiner vormundschaftlichen Machtbefugnis liegen, Ihnen diese plötzliche Abreise ohne weiteres zu untersagen, denn solange Sie unter meinem Schutze stehen, habe ich ja Ihren Aufenthalt zu bestimmen — nicht wahr? Ich habe Sie aber gewähren lassen, als Sie in Rom zu bleiben wünschten, und will Sie natürlich angesichts dieser gewiß für Sie sehr peinlichen Situation auch jetzt nicht hindern, wenn Sie meinen, nicht darüber hinwegkommen zu können. Ich gebe ja zu, daß Sie ganz ungewöhnlich verletzt sein müssen, aber: alles verstehen, heißt auch alles vergeben. Das Herz der Tochter eines Friedrich Jansen kann dazu nicht nein sagen — nicht wahr, das kann es nicht? Besonders, wenn doch ich selbst so ganz unschuldig an allem bin.“

Helianthe legte mit einem etwas matten Lächeln ihre Hand in die ausgestreckte grübchenreiche Rechte ihres Vormundes. Sie hatte das Gefühl, als ob unter dem einschmeichelnden Tone eine leise, leise Note wie eine Drohung herauszuhören gewesen wäre, aber es blieb ihr eigentlich nichts übrig, als die vorgebrachte Entschuldigung anzunehmen. Gewiß, der Mann tat ihr leid, wenn er an eine Frau mit solch einem Leiden gefesselt war, aber sie tat sich auch leid, daß sie genötigt sein sollte, unter dieser Wolke mitzuleben. Die entschwindende Vision von Heiligenberg machte, daß sie es mit einem Male wie den Druck einer Fessel empfand, und ihr Unabhängigkeitsgefühl lehnte sich dagegen entschieden auf.

„Ihre Erklärung muß mir ja natürlich vollauf genügen,“ sagte sie zögernd und kühler, als sie eigentlich sein wollte. „Aber Sie werden mir gewiß nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, meinen Aufenthalt bei Ihnen trotzdem abkürzen zu dürfen. Ihre Frau Gemahlin scheint einen ganz heftigen Widerwillen gegen mich gefaßt zu haben, und schon um ihretwillen — ich will dabei von mir gar nicht reden — wird es gut sein, wenn ich durch meinen Anblick ihr Leiden nicht zu weiteren Ausbrüchen reize. Das ist höhere Gewalt, Onkel Lupold!“

„Na ja, ja — darüber reden wir schon noch. Einstweilen danke ich Ihnen für Ihr Entgegenkommen und für Ihr feines Verständnis,“ erwiderte Mettkau wieder mit allen Grübchen lächelnd. „Denken Sie nur, welche Wohltat mir armem alten Kerl Ihre Gegenwart in Monrepos sein muß! Ich bin ganz aufgelebt, seit Sie hier im Hause sind. Faktisch, das bin ich. Und als ich hörte, Sie wollten fort, da war mir zu Mut wie dem Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind.

Seien wir Freunde, halten wir zusammen! So, geben Sie mir noch einmal Ihr liebes, schönes Händchen — nein, was das mollig ist, solch junges, weißes Patschchen drücken zu dürfen! — Wo waren Sie denn nur so lange, liebe Helianthe? Ich habe ja eine Ewigkeit auf Sie gewartet, wäre Ihnen gewiß entgegengegangen, aber keine Seele wußte, wohin Sie waren. Ich hatte eine Todesangst, daß Sie am Ende gar ohne jede Vorrede ausgerissen sind."

„Ich war nur etwas spazieren gegangen," sagte Helianthe kurz, ihre Hand zurückziehend, denn es berührte sie unangenehm, daß Mettkau sie unter fortwährendem Tätscheln zwischen den seinigen hielt. „Ich hatte einen roten Kopf und wollte mir den vor dem Einpacken erst etwas kühl laufen," setzte sie hinzu.

„Sozusagen ins Unbekannte hinein! Ich hatte es mir so schön gedacht, Sie selbst herumzuführen. Ich sehe, Sie haben die Richtung nach dem See genommen. Haben Sie ihn gefunden? Ja? Ganz hübsches Landschaftsbild, der See — nicht wahr? Das linke Ufer gehört zu Monrepos, das rechte ist die Heiligenberger Grenze."

„Ah, deshalb habe ich die Gräfin und ihren Bruder auch da getroffen!" meinte Helianthe. „Ich hätte es mir eigentlich denken können, daß die Herrschaften nicht mit der Flinte auf der Schulter auf fremdem Gebiet herumstreifen würden."

„Natürlich nicht — besonders da wir ja gar keine Nachbarschaft halten," stimmte Mettkau anscheinend ebenso harmlos bei. „So — so! Also die Heiligenberger haben Sie getroffen? Waren natürlich sehr erfreut, Sie wiederzusehen — was?"

„Es schien so," gab Helianthe zu. „Die Gräfin hat mich wenigstens sehr liebenswürdig zu einem Besuche

eingeladen," sagte sie dann nach einer kleinen Pause, während der es ihr in den Sinn gekommen war, daß es vielleicht gut wäre, die Sache in dieser Weise einzuleiten, ohne gerade den Grund zu der Einladung zu verraten; denn es schien ihr besser und vor allem gütiger, ihren Vormund nicht wissen zu lassen, daß sie ihre Angelegenheit mit den Heiligenbergern besprochen hatte.

„Hat sie das? Hm — wirklich sehr nett von der Gräfin, um so mehr, als sie es sonst recht sehr an sich herankommen läßt und ihre geheiligten Kreise so leicht nicht zu erschließen pflegt," meinte Mettkau mit einer Gemütlichkeit, aus der Helianthe aber wieder einen falschen Ton herauszuhören vermeinte. „Nun, das ist auf alle Fälle sehr nett für Sie, denn Sie armes Schäfchen werden es einsam genug bei uns haben, und eine kleine Abwechslung wird man Ihnen schon gönnen müssen. — Wollen Sie jetzt hinauf? Briefe schreiben? Na ja, Sie werden nach Rom Ihre Ankunft melden wollen. Machen Sie's gnädig mit Monrepos — ja?"

Helianthe war froh, als sie allein in ihrem Zimmer war, aber nicht um Briefe zu schreiben, denn dazu war sie im Augenblick noch viel zu aufgeregt, sondern um nachzudenken. Es war ihr nicht wohl zu Mute; warum, war ihr selbst eigentlich nicht so recht klar, denn daß sie Mettkaus Erklärung als vollgültig annehmen mußte, war doch selbstverständlich. Vielleicht weil sie nicht recht daran glauben konnte. Natürlich mußte er es besser wissen, wie es um seine Frau stand, aber sie mochte es überlegen wie sie wollte: Frau v. Mettkau hatte ihr weder gestern noch heute den Eindruck gemacht, als ob sie nicht normal wäre. Im Gegenteil — ihr schien das ganze Gebaren dieser Dame so zielbewußt

unhöflich wie nur irgend möglich. Doch mochte das sein, wie ihm wollte, eine gewisse Unruhe verursachte ihr das Gefühl, daß sie eine Kette trug, von der sie nicht recht wußte, wie weit ihr damit Bewegungsfreiheit gelassen wurde, und daß diese Kette je nach Gutbefinden immer kürzer gezogen werden konnte. Hatte es nicht wie eine leise Drohung nach dieser Richtung hin durch ihres Vormunds Worte über seine vormundschaftlichen Rechte und Befugnisse geklungen?

Helianthe ging unruhig in ihrem schönen großen Zimmer hin und her und blieb mehr als einmal vor ihrem Koffer stehen, der offen vor den Kamin hingestellt worden war, um gepackt zu werden, denn man hatte ihn gestern bereits aus dem Zimmer entfernt gehabt. Also hatte Frau v. Mettkau befohlen, daß er wieder hineingestellt wurde.

Wenn sie wirklich nicht zurechnungsfähig war, momentan vielleicht wenigstens nicht, so lag doch Methode darin.

Nun, für jetzt wenigstens mußte das Packen wohl unterbleiben, aber Helianthe nahm sich vor, heute noch ein ernstliches Wort darüber mit ihrem Vormunde zu sprechen. Sie wollte nicht bleiben, sie wollte nicht. Er konnte sie dazu sicherlich nicht zwingen.

Was hatte er nur mit diesem Hinweis auf seine Vormundrechte sagen wollen? Es hatte doch alles seine Grenzen! Er konnte ihr verbieten, nach Rom oder — oder nach Heiligenberg zu gehen, dazu hatte er wohl das Recht, aber sie zu zwingen, hier zu bleiben, das konnte er nicht — dazu gehörten zwei!

Helianthe vernahm zum ersten Male in ihrem Leben das leise Klirren einer Kette, sie, die zur Unabhängigkeit trotz ihrer italienischen Mutter erzogen worden war, die, kaum erwachsen, dem großen Haushalte ihres

Vaters vorgestanden hatte — nein, der Gedanke war unerträglich!

Doch so konnte es nicht gemeint gewesen sein! Hatte Mettkau nicht auch gesagt, daß er sie natürlich nicht halten wollte, wenn die Lage in Monrepos ihr zu peinlich würde? Ja, das hatte er gesagt, das hatte sie im Augenblicke nur vergessen. Also war wohl die ganze Aufregung unnötig gewesen.

Trotz dieser Beruhigungsgründe hörte Helianthe doch mit einem geheimen Schrecken plötzlich den Tamtam drunten in der Halle, der zum Mittagessen rief, und mit erneutem Unbehagen stieg sie die Treppe hinab, an deren Fuß Mettkau sie schon erwartete.

„Haben Sie Hunger?“ fragte er neckend. „Nun, einen Moment müssen Sie schon noch warten, denn Mittags geben wir zwei Signale zum ‚Futtern‘ und dann — meine Frau erwartet Sie im Wohnzimmer und möchte Ihnen gern ein gutes Wort sagen, auf das Sie ja wohl auch ein Anrecht haben. — So, geben Sie mir Ihren Arm, ich führe Sie hinein. Sie ist jetzt wieder ganz vernünftig, meine arme Hedwig. Es war Zeit, hat mir diesmal wirklich Angst gemacht.“

Und ehe Helianthe sich noch recht überlegen konnte, wie sie dieser unerwarteten Wendung begegnen sollte, standen sie auch schon in dem Wohnzimmer, und wie gestern erhob Frau v. Mettkau sich aus ihrem Sessel und trat ihrem Gaste ein paar Schritte entgegen. Sie war noch bleicher, noch wächserner aussehend als vorher, ihr Mund war noch fester geschlossen, aber sie stand gerade und hochaufgerichtet still, und was ihre Augen auch sagten, das verbarg die schwarze Brille auf der kühngebogenen Nase vollständig.

Trotz ihres gerechten Unwillens, trotz ihrer schwer beleidigten Gefühle empfand Helianthe angesichts der

frappanten Erscheinung dieser Frau ein gewisses Mitleid für sie, das ja immer die Brücke für den Übergang milderer und besserer Gefühle ist. Und dann empfand sie es plötzlich als unwürdig, daß die ältere Frau und Dame sich vor ihr, dem jungen Mädchen, demütigen sollte, um etwas gutzumachen, für das sie nach den Worten ihres eigenen Mannes nicht verantwortlich war. Diesem Instinkte ihres angeborenen Taktes, ihres trefflichen Herzens und ihrer geselligen Erziehung gehorchend, machte Helianthe sich daher rasch von dem Arme ihres Vormundes los und trat Frau v. Mettkau entgegen.

„Gnädige Frau," rief sie hastig, um dem ersten Wort der anderen zuvorzukommen, „gnädige Frau, ich hoffe, daß Sie —"

Aber Frau v. Mettkau unterbrach sie durch eine Handbewegung und sagte dann, als Helianthe einhielt: „Fräulein Jansen, mein Mann wünscht, daß ich mich bei Ihnen entschuldige. Ich tue es hiermit."

„Aber, gnädige Frau, das ist ja gar nicht notwendig," stammelte Helianthe, wieder einen Schritt zurücktretend, weil die Worte gar so hart, scharf wie Steinwürfe auf sie niederfielen.

„Ich entschuldige mich bei Ihnen auch nur auf den Wunsch meines Mannes," war die im gleichen Tone gegebene Antwort.

„Aber — das — das ist ja eine neue Beleidigung!" rief Helianthe empört, indem sie, blaß und rot werdend, noch weiter zurücktrat und Miene machte, das Zimmer zu verlassen. Mettkau hielt sie aber zurück, und wäre sie nicht so sehr erregt gewesen, so hätte der Ausdruck seines runden, sonst so drollig lächelnden Gesichtes sie vielleicht noch mehr erschreckt, als diese merkwürdigen „guten Worte" sie empört hatten.

„Hedwig!“ rief er mit einem Tone, der wie ein Peitschenschlag klang, unter dem Helianthe aber mehr zusammenfuhr als die Angerufene, über deren Gesicht ein Etwas zuckte, das man ein Lächeln hätte nennen können in Ermanglung einer anderen Auslegung.

„Fräulein Jansen,“ begann die harte, kalte Stimme wieder unter einem leisen, kaum hörbaren Schwanken und fuhr nach einer kaum merklichen Pause fort ohne Ausdruck, eintönig, als sagte sie etwas Auswendiggelerntes her: „Ich bedaure es aufrichtig und von Herzen, Sie heute morgen beleidigt zu haben. Ich weiß nicht, was ich Ihnen gesagt habe, es ist meinem Gedächtnis total entschwunden, und ich bitte Sie, Nachsicht zu haben mit einer Schwäche, über welche ich keine Macht besitze. Es liegt mir nichts ferner, als meine lieben und werten Gäste, besonders meines Mannes Mündel, zu kränken, und ich betrachte Ihre Gegenwart in meinem Hause als einen besonderen Vorzug und eine längst erwartete und ersehnte Freude. — War's so richtig?“ schloß sie mit einer plötzlichen Bewegung nach ihrem Manne hin, einer Bewegung, die etwas von einem zum Sprunge bereiten Raubtiere hatte.

„Mehr konntest du wohl kaum sagen, mein Herz,“ erwiderte Mettkau, die Bewegung mit einer Verbeugung erwidernd, und sich zu Helianthe wendend, sagte er mit den gewinnendsten Tönen seines einschmeichelnden Organes: „Nicht wahr, mehr kann meine liebe Frau nicht sagen, und ich sehe Ihnen an, daß Sie es in dem Sinne aufnehmen, in dem es ausgedrückt ist. Darf ich die Friedensglocken läuten gehen, indem ich einem Fläschchen Pommery den Hals breche, damit wir auf ein fröhliches Beisammensein in Monrepos trinken können?“

Helianthe hätte um die Welt kein Wort hervorgebracht. Mit immer größer werdenden Augen hatte sie während der Rede ihrer Wirtin auf diese hingesehen — sie fühlte aber, daß man danach eine Äußerung von ihr erwartete, erwarten mußte und durfte, daß sie sich ins Unrecht gesetzt hätte, wenn sie, wie es ihr am nächsten lag, kurzer Hand umdrehte und hinauslief. Die gesellige Dressur ist wirklich die beste und unfehlbarste von der Welt, und sie half über diesen Augenblick auch glänzend hinweg.

Helianthe machte Frau v. Mettkau eine Verbeugung, mit der sie bei jeder Hofcour Ehre eingelegt hätte, und ihre Lippen murmelten etwas, das zwar keiner verstand, das aber dem Tone nach nur etwas Verbindliches sein konnte.

„Na, das wäre ja also zur allseitigen Befriedigung glücklich erledigt und aus der Welt geschafft!“ rief Mettkau händereibend, das runde Gesicht ganz Seligkeit und Grübchen, und Helianthe dachte sich, wenn das, was diese Frau dort gesagt, oder vielmehr geplappert hatte, ihren Mann, der sie doch kannte, so sehr befriedigte und begeisterte, dann müßte auch sie in den Jubel einstimmen. Sie vor allen. Wenn ihr das trotzdem nicht gleich glücken wollte, akzeptieren mußte sie ja das Gesagte auf alle Fälle und zusehen, wie sie vor sich selbst damit zurechtkam.

„Nun zu Tisch, meine Damen!“ rief Mettkau mit einer Heiterkeit, die Helianthe sozusagen gegen den Strich ging und ihr die Zähne stumpf machte, trotzdem sie sicher sehr gut gemeint war. „Hat's nicht schon zum zweiten Male geläutet? Ha! Eben ertönt sie, die lieblichste der Glocken. Ich habe einen Wolfshunger. Auf denn zur Tat! Aber warten Sie, ich gehe eben nur voraus, um zu sehen, daß unser Püllchen Sekt auch ordentlich im Eise vergraben liegt!“

Damit lief er auch schon aus dem Zimmer, die Tür offen lassend, an der Helianthe nun stehen blieb, um Frau v. Mettkau den Vortritt zu lassen, die sich erst jetzt vom Flecke rührte. Ehe sie aber an Helianthe vorbei durch die Tür trat, blieb sie vor ihr stehen und sah ihr voll ins Gesicht, voll in die zu ihr aufgeschlagenen schönen, offenen, dunklen Augen, die sich vergebens bemühten, die hinter den schwarzen Brillengläsern verborgenen ihrer Wirtin zu ergründen, die sich jetzt zu ihr herabneigte und ihr ins Ohr mehr zischte als flüsterte: „Sie Törin! Sie dreifache Törin — Sie!“ Worauf sie mit einem leisen Lachen, das fast wie ein Schluchzen klang, an Helianthe vorbei und mit ihrem stattlichen, gemessenen, königlichen Gange voraus in das Eßzimmer schritt.

Mettkau tat sein möglichstes, eine laute, lustige und angeregte Angelegenheit aus dieser Mahlzeit zu machen. Er schwatzte, lachte, plauderte in einem Zuge, erzählte tausend Schnurren und Anekdoten, kam vom türkischen Kaiser auf den Nachtwächter, redete das Blaue vom Himmel herunter, bis sich Helianthes ein gewisser Betäubungszustand bemächtigte. Sonst immer gern dazu bereit, das Ihrige zu einer fröhlichen Unterhaltung beizutragen, schnürte ihr heute die stumme Gegenwart der Frau vom Hause die Kehle zu, und wenn sie zu ihres Vormunds Erzählungen lächelte, ja manchmal sogar lachte, so war doch ihr Herz nicht dabei, um so weniger, als Frau v. Mettkau keine Miene verzog, kein Sterbenswort zur Unterhaltung beisteuerte, die Speisen fast unberührt ließ und das Sektglas, als Mettkau die Gesundheit seiner Mündel ausbrachte, kaum mit den Fingern berührte, geschweige denn es zum Anstoßen erhob, an dem sie sich nur durch ein leichtes Neigen ihres Kopfes beteiligte.

Helianthe setzte ihr Glas auch eben nur an die Lippen, um Bescheid zu tun, und so hatte Mettkau die Flasche für sich allein und trank sie auch während seines ununterbrochenen Schwatzens leer, bis sein rundes, lachendes Gesicht rötlich strahlte. Erst beim Dessert, als der aufwartende Diener hinausgegangen war, ließ Mettkau etwas nach im Strome seiner Rede. „Er muß doch einmal Luft schnappen,“ dachte Helianthe, indem sie ihm ordentlich erleichtert zusah, wie er einmal, ohne zu sprechen, seine Erdbeeren aß.

„Ich denke nämlich darüber nach, wie wir es am besten einrichten, für den Fall, daß Sie, liebe Helianthe, Lust haben, heute nachmittag Ihren Besuch in Heiligenberg zu machen,“ begann er aber nach einer sehr kurzen Pause wieder. „Hin könnte ich Sie schon fahren, da ich den Wagen nach der Stadt schicken muß, aber ich weiß nicht, wie Sie es mit dem Heimweg machen sollen. Es ist zwar nur eine Promenade durch den Wald, und wenn Sie gut zu Fuß sind, keine Stunde zum Laufen, aber ich weiß doch nicht, ob Sie so allein — — halt! Ich könnte Ihnen entgegenkommen! Das ginge, wenn Sie Heiligenberg zu einer bestimmten Zeit zu verlassen sich verpflichten könnten.“

„Sehr gütig,“ murmelte Helianthe, die wirklich ganz gern heute noch diesen Besuch gemacht hätte, um ihr Nichterscheinen zur Mittagszeit zu erklären. Sie hatte daran gedacht, zu schreiben, aber sie wußte nicht, wie sie den Brief befördern sollte. „Doch, ich bin sehr gut zu Fuß, und wenn Frau v. Mettkau keine anderen Dispositionen getroffen hat —“

Frau v. Mettkau hörte aber gar nicht, daß Helianthe den Ausflug von ihrem Entscheide abhängig machte; sie hatte den Kopf vorgebeugt und betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit ihren Mann, der, die

Augen auf dem Teller, in seinen Erdbeeren herumlöffelte, dann aber plötzlich auf- und seine Frau ansah.

„Wünschest du etwas, meine liebe Hedwig?“ fragte er mit vollendeter Höflichkeit.

„Ich wundere mich nur,“ erwiderte sie trocken. „Wenn der Wagen Fräulein Jansen nicht wieder abholen oder auf sie warten kann, so wird es wohl schicklicher sein, wenn sie diesen Besuch verschiebt, bis der Wagen ganz zu ihrer Verfügung ist.“

„Aber du hörst ja, sie ist gut zu Fuß, und die paar Kilometer Waldweg werden ihr einen herrlichen Appetit aufs Abendbrot machen,“ rief Mettkau. — „Gelt, Helianthchen?“

„Und dann ist es wohl auch nicht richtig, ein junges Mädchen allein im Walde herumlaufen zu lassen, besonders da es diesen doch noch gar nicht kennt,“ fuhr Frau v. Mettkau unbeirrt fort.

„Aber ich werde Fräulein Jansen ja entgegengehen — wenigstens bis zur Grenze von Monrepos,“ erwiderte Mettkau in demselben Ton. „Wir gehen dann das größere Ende zusammen — durch die Buchenschneise, weißt du.“

Frau v. Mettkau schüttelte den Kopf. „Es ist nicht richtig,“ sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Besonders für einen ersten Besuch halte ich es für unschicklich.“

„Aber, mein lieber Schatz, wir sind ja hier doch nicht bei Hofe!“ lachte Mettkau. — „Lassen Sie sich von meiner Frau nicht irremachen, Helianthe! Sie legt an alles immer noch ihren Maßstab der Hofetikette. Wozu wären wir denn auf dem Lande, wenn man sich nicht freiere Bewegung gönnen dürfte! — Nur nicht ängstlich! Die Zeiten sind auch andere geworden,

und was für eine junge Dame in deiner Jugend unschicklich war, davon weiß heutzutage kein Mensch mehr etwas. Also!“

„Nun, sollte man dennoch in Heiligenberg die Art und Weise, wie man in Monrepos einen Gast, eine junge Dame, absetzt und heimlaufen läßt, für, gelinde gesagt, bizarr halten, so wird Fräulein Jansen sich vielleicht gütigst erinnern, daß ich damit nicht einverstanden gewesen bin,“ erwiderte Frau v. Mettkau scharf. „Übrigens weiß ich nicht, was der Wagen heute nachmittag in der Stadt zu tun haben sollte.“

„Er muß etwas hinüberfahren —“

„Und könnte auf dem Rückwege Fräulein Jansen wieder abholen.“

„Dann müßte sie in Heiligenberg übernachten. Der Wagen kommt erst morgen wieder zurück — es ist eine Reparatur daran notwendig, wenn du es durchaus wissen willst. — Und nun, meine ich, könnten wir wieder von etwas anderem reden — wenn es dir recht ist, meine liebe Hedwig. — Um welche Zeit wünschen Sie zu fahren, Helianthe?“

„Ich? O, wann es Ihnen paßt — ich weiß ja nicht, um welche Zeit man sich hier besucht,“ sagte Helianthe zerstreut, denn die plötzliche Anteilnahme der Frau v. Mettkau an dem Gespräch und die in demselben kundgegebene Fürsorge für sie, die bisher von dieser Seite nur Ablehnung und Unhöflichkeit erfahren hatte, versetzte sie in ein solches Staunen über diese merkwürdige Entwicklung, daß darüber der Herr des Hauses einmal ganz in den Hintergrund trat.

„Es ist wohl Sitte auf dem Lande, daß man den Leuten in den Nachmittagskaffeetopf fällt,“ meinte Mettkau. „Wenn Sie also um halb fünf von hier fortfahren, dann kommen Sie dort gerade zurecht.

Und dann bitte ich Sie, vielleicht um sechs Uhr aufzubrechen und sich den Weg nach der Buchenschneise zeigen zu lassen, an deren Eingang ich, Ihr untertänigster Diener, Sie erwarten werde."

Helianthe schwankte noch etwas, aber nur ein klein wenig. Sie fühlte wohl, daß Frau v. Mettkau mit ihrem Einwande nicht so ganz unrecht hatte, anderseits aber sah sie selbst nichts darin, zu Fuß nach Monrepos zurückzugehen, und — was den Ausschlag gab — es lag ihr daran, heute nach Heiligenberg zu kommen, um für die angebotene Gastfreundschaft zu danken und die Gräfin zu fragen, was sie nun am besten tun solle. Nachdem sie heute früh schon so viel gesagt, war sie das den Leuten schuldig, die sich ihrer so freundlich angenommen hatten.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, gnädige Frau," sagte sie daher, sich liebenswürdig an die Dame des Hauses wendend, „so möchte ich mich dem Vorschlag Ihres Herrn Gemahls anschließen. Die Promenade wird mir nichts schaden, und die scheinbare Formlosigkeit wird ein Wort von mir sicherlich ganz befriedigend erklären. Sie können überzeugt sein, daß ich die Sache ganz richtig schildern werde mit der Versicherung, daß Ihre Bedenken dagegen überstimmt worden sind, was Sie hoffentlich nicht übelnehmen — nicht wahr?"

Frau v. Mettkau antwortete nicht, nur ein leises Zucken ihres Mundes bewies, daß sie die Worte überhaupt gehört hatte. Und da Mettkau seinen Teller jetzt zurückschob, so hob sie die Tafel auf und verschwand, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen. Helianthe benützte diese Gelegenheit, um dasselbe zu tun, denn sie wollte mit ihrem Vormunde erst über ihr ferneres Bleiben — oder vielmehr ihr Gehen sprechen, wenn sie von Heiligenberg zurückkam.

„Also, um halb fünf wird der Wagen vorfahren," rief er ihr noch nach.

„Ich werde pünktlichst zur Stelle sein," gab sie zurück und flog dann hinauf in ihr Zimmer, um nur allein zu sein, nachzudenken, zu überlegen, wie sie mit ihrer merkwürdigen und sicherlich nicht angenehmen Lage in diesem Hause am besten sich abfinden konnte. Leicht war das nicht, und sie sehnte sich nach einem guten Rat, den sie in Heiligenberg zu finden hoffte.

Als sie den Wagen vor der Rampe des Schlosses vorfahren hörte, stand sie schon fertig angezogen da. Sie hatte die letzte halbe Stunde ungeduldig im Hut zugebracht: zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie mit solcher Sehnsucht einer Ausfahrt entgegengesehen, denn das Gefühl der Vereinsamung, der Gedanke, daß sie der Frau des Hauses hier so unwillkommen und überlästig war, drückte sie nieder, demütigte sie, die sich ihrer Schuldlosigkeit an dieser Lage vollständig bewußt war.

Mettkau stand, als sie herunterkam, am Wagenschlag, um ihr behilflich zu sein. Von seiner Frau war nichts zu sehen. Was hatte sie ihr nur getan? Warum diese so scharf zum Ausdruck gebrachte Ablehnung ihrer Person? Was halfen dagegen diese wie auswendig hergesagten Worte einer sonst mehr als genügenden Entschuldigung, deren Wirkung sie ja durch die Einleitung schon vorher aufgehoben hatte! Was half die ausgesuchte Liebenswürdigkeit ihres Vormunds, für die sie sicher nicht unempfänglich gewesen wäre, die ihr aber recht gemacht erscheinen wollte! Denn der Mann mußte doch auch unter dem Drucke des Benehmens seiner Frau stehen, und Helianthe machte sich eigentlich Vorwürfe, daß er ihr nicht mehr deshalb leid tät. Sie erklärte sich daher gerne

das Zuviel seiner Liebenswürdigkeit mit dem Zwange, gutmachen zu wollen.

Sie atmete ordentlich auf, als der Wagen mit ihr davonfuhr, und was sie gewiß sonst reizend gefunden hätte, daß Mettkau ihr noch lange mit dem Taschentuch nachwinkte, das war ihr jetzt fast zuwider, und nur aus Höflichkeit winkte sie zurück.

Eine halbe Stunde Fahrt im schlanken Trabe brachte sie auf meist waldigem Wege an ihr Ziel. Schloß Heiligenberg, ein weitläufiger, vielgiebliger, mit Ecktürmen flankierter Bau aus der schon dem Barock sich nähernden Zeit, lag, von schönen Parkanlagen umgeben, vor ihr — das Bild eines feudalen Herrensitzes, gut erhalten, Wohlstand und vornehmste Gediegenheit verratend.

Der Wagen fuhr an der Rückseite des Hauses unter einer glasgedeckten Einfahrt vor, und ein Diener in tadelloser dunkler Livree trat heraus, um Helianthes Karte in Empfang zu nehmen, wobei sein Staunen, das Gespann von Monrepos vor sich zu sehen, sich auf seinem Gesichte deutlich genug widerspiegelte.

Nach einer kleinen Pause des Wartens war es Komtesse Heiligenberg selbst, welche ihrem Gaste zu sagen kam, daß sie willkommen wäre. Sie tat das mit so viel liebenswürdiger Herzlichkeit, daß Helianthe unter dem Drucke der letzten Stunden fast die Herrschaft über ihre Nerven verloren und sich den ihr sonst fremden Luxus eines Tränenausbruches geleistet hätte. Aber der Diener stand dabei, bereit, ihr den Staubmantel abzunehmen, und sie nahm sich zusammen. Es ging auch, wie immer, wenn man etwas ernstlich will und gelernt hat, sich zu beherrschen.

„So, nun kommen Sie zum Tee in meine Bude. Sie finden dort noch ein paar nette Leute aus der Nach-

barschaft, die sich zufällig heute nachmittag bei uns eingestellt haben," sagte Komtesse Heiligenberg und schob, nachdem Helianthe sich ihrer Hülle entledigt, ihren Arm freundschaftlich unter den ihres Gastes. Sich ein wenig herabbeugend, denn sie überragte Helianthes zierliche, schlanke Gestalt um ein beträchtliches, setzte sie leise hinzu: „Wir haben bis eins mit Spannung auf Ihre Ankunft gewartet — die goldene Brücke ist also wohl gebaut worden?"

„Ja, aber sie ist so unsicher und wackelig, daß man nicht recht darauf stehen kann," erwiderte Helianthe mit wiederkehrendem Vertrauen zu sich und zu der Welt.

„Na, das haben diese Brücken ja meist so an sich," war die lachende Entgegnung. „Für den Gebrauch pflegen solche Architekturen niemals zu sein, sie sind nur als Dekoration und für sehr leichtes Fuhrwerk verwendbar. Wenn sie erst hinter einem zusammenfallen, dann haben sie immerhin ihre Schuldigkeit getan. Wie wird's denn nun?"

„Das müssen Sie mir raten," bat Helianthe in ihrer gewinnenden Art. „Sie darum zu bitten, bin ich hauptsächlich hergekommen. Schade, daß Sie nicht allein sind."

„Ja, vor den anderen können wir nicht gut von dieser Sache reden. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Sie kommen eben wieder, oder wir verabreden ein Rendezvous zum Kriegsrat. Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen," meinte Komtesse Heiligenberg gemütlich, indem sie eine Tür öffnete. „Hier ist meine Bude — da wollen wir erst mal Tee trinken, und dann abwarten."

In der „Bude", die übrigens ein sehr großer, sehr behaglich mit schönen alten Möbeln eingerichteter

Salon war, dem ein großer, sichtlich vielbenützter Schreibtisch, Büchergestelle und reichlich vertretene Rauchutensilien den Eindruck des Bewohntseins, der Gemütlichkeit und des Persönlichen verliehen, im übrigen aber durch sein jeder Pedanterie fernes, mit Geschmack ausgeführtes Arrangement gleich Helianthes verwöhntes Auge angenehm berührte, saß um einen mit schönem alten Silberzeug besetzten Teetisch eine kleine Gruppe, die sich beim Eintritt des neuen Besuches erhob.

Allen voran sprang Graf Hans empor und ging den beiden Damen rasch entgegen, indem er Helianthe die Hand reichte und sie herzlich in Heiligenberg willkommen hieß. Hinter ihm folgte ein noch junger Mann, dessen kluges, feines Gesicht und elegante, distinguierte Erscheinung ihm überall die Aufmerksamkeit des Beobachters wie des Dutzendpublikums gesichert hätte, und der, nur mit Ungeduld die Begrüßung des Schloßherrn abwartend, diesen alsbald einfach zur Seite schob.

„Na, nun lasse andere Leute auch mal 'ran, Hans, mein werter Gönner und Freund!“ rief er. „Nein, diese Überraschung, Sie hier zu treffen, gnädiges Fräulein! Wer hätte das gedacht, als wir den letzten Walzer auf der deutschen Botschaft in Rom zusammen tanzten, daß ich Sie hier, in den heiligen Hallen eines norddeutschen Stoppelhopsers und notleidenden Agrariers, wiedersehen würde.“

„Wie? Die Herrschaften kennen sich schon?“ rief Komtesse Heiligenberg überrascht.

„Natürlich kenne ich Herrn v. Flamburg — er war ja Attaché bei der deutschen Botschaft in Rom und verkehrte in unserem Hause,“ erwiderte Helianthe, indem sie dem sie so freudig Begrüßenden mit harm-

loser Freude die Hand reichte, was dem guten Grafen Hans einen Stich durchs Herz gab, er wußte selbst nicht recht warum. „Ich bin aber ebenso erstaunt, Sie hier zu finden, wie Sie mich, denn als Sie nach Ihrer Versetzung von Rom — es war gerade in der ersten Zeit nach meines Vaters Tod — Ihre Karte mit dem ominösen ‚p. p. c.‘ bei mir abgaben, sagte mir die Marchesa, daß Sie der Botschaft in Petersburg attachiert worden seien, was doch auch ein ganzes Eckchen von hier entfernt ist.“

„Aber selbst der vielbeschäftigtste Diplomat erhält stellenweise Urlaub,“ fiel Graf Hans ein. „Freund Flamburg erholt seinen überarbeiteten Verstand bei seinem Bruder, unserem Gutsnachbar, den ich mir erlaube, Ihnen hier in diesem Herrn vorzustellen, und dem man den notleidenden Agrarier doch wenigstens noch ansieht.“

Damit machte er eine Handbewegung nach einem sich nähernden, enorm dicken Herrn, der sich mit einem gemurmelten „Sehr angenehm“ vor Helianthe verbeugte, um gleich mit Eifer hinzuzusetzen: „Kinder, macht keine schlechten Witze. Wenn man ja auch nicht gerade wie ein Skelett aussieht —“

„Gott behüte — Sie liefern wenigstens den Beweis, daß man auch Skelette mit einem gewissen Erfolge mästen kann,“ fiel Komtesse Heiligenberg lachend ein. „Fräulein Jansen ist auch nicht dazu hergekommen, um Studien über die Notlage der deutschen Landwirte zu machen. — Fräulein Jansen, erlauben Sie, daß ich Sie Frau v. Flamburg vorstelle.“

„Meine Schwägerin,“ fügte der Diplomat erklärend hinzu, und Helianthe verbeugte sich vor der hübschen, jungen und munter aussehenden Frau des dicken Herrn, die sich das schöne, mit einfachster Ele-

ganz in Weiß gekleidete Mädchen nicht ohne Neugierde betrachtete. Während man sich von neuem um den Teetisch gruppierte, hörte man wieder einen Wagen vorfahren.

„Das sind die Wirsowitzer. Wie nett, daß auch die kommen, uns zu begrüßen!“ rief Graf Hans, indem er hinauseilte und gleich darauf mit einem älteren Paare wiedererschien, dem Helianthe als Herrn und Frau v. Grombach vorgestellt wurde, gleichfalls Gutsnachbarn von Heiligenberg; er ein sehniger, sonnenverbrannter Mann, sie eine kugelrunde Dame mit glatten Scheiteln, der das „Land“ unverkennbar aufgeprägt war.

„Na, wir wollten euch doch willkommen heißen,“ versicherte sie mit fetter Stimme und einem sehr leichten Kompliment für Helianthe, der dieser Typus an Ort und Stelle neu war, wenn sie ihn auch schon unter der Touristenwelt Roms bemerkt hatte. „Man muß doch wissen, ob ihr auch glücklich heimgekehrt seid aus den italienischen Räuberhöhlen, wo einem das Fell immerzu über die Ohren gezogen wird, und weil ich mit dem Einkochen der Erdbeeren morgen anfangen will, da war heute noch die beste Zeit dazu. Nee, nach Italien bringt mich so bald nicht wieder einer hin, damit soll man mich ungeschoren lassen! Kunst? Kinder, davon versteh' ich nichts; mir sieht ein Bild aus wie das andere. Aber wem's gefällt, der mag nur hingehen und sich sein Geld aus dem Beutel schwindeln lassen. — Sind Sie schon mal dort gewesen?“ wandte sie sich an Helianthe, indem sie eine derbe graue Wollsocke hervorzog und daran zu stricken begann.

Die gute Seele war ganz entsetzlich erstaunt, als sie hörte, daß Helianthe nicht nur „dagewesen“ war, sondern sogar in Italien lebte. Das ging ihr über den

Verstand. Aber noch mehr erstaunte sie, als sie auf ihre sehr eingehenden Fragen erfuhr, daß diese „fremdländische Großstadtpflanze“ das Mündel des Herrn v. Mettkau und bei diesem in Monrepos wäre. Sie ließ den Strickstrumpf sinken, um zunächst Helianthe und dann Komtesse Heiligenberg hilflos anzusehen, und die unausgesprochene Frage: ‚Ja, ums Himmels willen, wie kommt ihr denn zu der?‘ war so deutlich auf ihrem Gesichte lesbar, daß sie sogar Helianthe verstand.

Ein tiefes Rot überzog ihr schönes, junges Gesicht, und sie wendete sich peinlichst berührt ab; dabei fiel ihr Blick auf die Wand hinter dem Schreibtisch. Darüber hing das von ihrem Vater gemalte Porträt der Mutter der „Heiligenberger“, dessen Original sie selbst zum ersten Male sah.

„Die Vermittlerin unserer Bekanntschaft,“ sagte Graf Hans, der ihrem Blicke gefolgt war. „Wäre die Zeitschrift beim Herabfallen nicht gerade auf der Seite, welche dieses Bild darstellte, aufgeklappt — wer weiß, ob wir nicht die ganze Reise stumm einander gegenübergesessen hätten.“

„Du hättest das schon zuwege gebracht,“ meinte der Diplomat lachend. „Er ist nämlich damenscheu, der gute Hans,“ setzte er erklärend zu Helianthe hinzu.

„Pure Verleumdung, Herr v. Flamburg,“ versicherte Helianthe amüsiert. „Graf Heiligenberg hat ja erst das Eis gebrochen —“

„Zu dem ich die Gefriermaschine war,“ fiel die Gräfin ein, und sich zu den anderen wendend, gab sie eine drastische Schilderung ihrer Begegnung mit Helianthe im Eisenbahnwagen, wozu Frau v. Grombachs runde Augen wieder das Urteil abgaben: ‚Und wegen einer Malerstochter macht ihr den ganzen

Rummel?' Denn für die gute Seele war Bild eben Bild, und die Leute, welche die Stuben anstrichen, nannte man doch auch Maler.

Helianthe las auch das so deutlich von dem runden Gesichte ab, als wenn es gesprochen gewesen wäre, und das amüsierte sie höchlich, denn sie kannte diese weitverbreitete Sorte gut. Trotzdem war ihr die behäbige Dame aber ganz sympathisch; wer die zur Freundin hatte, war gewiß geborgen und gut aufgehoben, und mit dieser Überzeugung wurde es ihr nicht schwer, bald mit Frau v. Grombach in ein zwar nicht sehr anregendes, aber doch ganz freundschaftliches Gespräch zu kommen.

Die Stunde, die sie sich auf Grund ihrer Verabredung mit ihrem Vormunde in Heiligenberg bewilligt, verflog in dem lebhaft hin und her redenden Kreise wie im Fluge, und mit einem Seufzer des Bedauerns erklärte Helianthe nur zu bald, daß sie jetzt heim müßte, denn sie würde erwartet.

Graf Hans sprang auf, als sie sich erhob, um, wie er sagte, ihren Wagen zu bestellen, und machte ein erstauntes Gesicht, das Frau v. Mettkau vollkommen recht gab, als er hörte, daß Fräulein Jansen gehen wollte.

„Aber dem Wagen sind wir doch auf dem Herweg begegnet," rief Frau v. Grombach, als sie den Grund zu dieser Maßregel hörte. „Er fuhr leer nach Monrepos zurück. Der Kutscher grüßte uns noch, denn er ist ein Wirsowitzer Dorfkind, das ich genau kenne."

„Vielleicht ist dem Wagen oder den Pferden etwas passiert, daß er, statt nach der Stadt zu fahren, umgekehrt ist," meinte Herr v. Flamburg. „Die Pferde von Monrepos sind Flitzer, die sich alle Nasenlang die Sehnen heiß laufen."

„Allein können Sie nicht gehen. Sie finden ja den Weg bis zur Buchenschneise gar nicht,“ entschied die Gräfin kopfschüttelnd. „Ich begreife Herrn v. Mettkau nicht, wie er das zugeben konnte.“

„Nein, allein können Sie nicht gehen,“ fiel auch Graf Hans ein. „Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite.“

„Hans, du vergißt, daß wir Gäste haben,“ sagte seine Schwester ruhig. „Wenn du aber befehlen willst, daß man den Dogcart anspannt, so lassen wir Fräulein Jansen bis zur Buchenschneise fahren. Das gibt uns den Vorteil, daß sie noch so lange hier bleiben kann, denn die Jucker bringen sie in zehn Minuten zur Stelle.“

Graf Hans sah das wohl ein, trotzdem der Kreis hier ja nur aus den intimsten Freunden des Hauses bestand, und auch Helianthe konnte nicht anders, als den Vorschlag dankend anzunehmen. So setzte sie sich noch einmal hin und wartete, bis der Wagen für sie gemeldet wurde, und als er kam und sie sich verabschiedete, gingen alle mit ihr hinaus, um sie abfahren zu sehen — das war so Sitte im Kreise der Nachbarschaft hier zu Lande.

Helianthe empfand die Begleitung als eine ihr erwiesene Freundlichkeit mit Dankbarkeit, wenn schon sie gern noch ein Wörtchen allein mit der Gräfin gesprochen hätte, denn nett wie sie den Kreis fand, in den sie zufällig geraten, so war doch dadurch der eigentliche Zweck ihres Besuches verfehlt worden.

Als sie der Gräfin die Hand zum Abschiede gab, flüsterte diese ihr zu: „Sie hören morgen von mir, schriftlich oder mündlich — von wegen des Kriegsrates!“

„Wie lieb Sie sind und wie gut!“ murmelte Helianthe dankbar.

„Na, ich werde Sie doch nicht in der Tinte sitzen lassen," gab Komtesse Heiligenberg zurück und beugte sich herab, um Helianthe einen Kuß auf die Wange zu drücken.

„Sie ist doch ein braver, famoser Kerl," dachte Graf Hans mit einem zärtlichen Blick auf seine Schwester. Und dann winkten noch alle dem abfahrenden Dogcart nach.

Als er um die Parkecke gebogen war, konnte Frau v. Grombach sich nicht mehr halten. „Nun, Kinder, erklärt mir, wer das eigentlich ist, wie ihr zu dem Mädel, das übrigens bildhübsch und gut erzogen ist, gekommen seid, und wie ihr das mit Monrepos halten wollt!" brach sie los. „Wollt ihr das bei einem einseitigen Verkehr lassen, oder wie denkt ihr euch denn die Sache überhaupt? Und wie kommt denn der alte Jansen darauf, den Schmalzengel zum Vormunde seiner Tochter zu machen? Und wie kommt der Mettkau überhaupt zu solch einem Vertrauensposten? Den würde ich nicht zum Vormund meiner Ferkel machen, geschweige denn von meiner Tochter!"

„Na, na, Alte — nur nicht so hitzig!" sagte Herr v. Grombach gutmütig. „Der Mann ist ein Luftikus und sogenannter Schwerenöter und hat sich einmal tüchtig verhauen, das ist wahr, deshalb aber kann er doch immerhin noch ein guter und gewissenhafter Vormund sein. Ich will ihn wenigstens dafür halten, solange er mir nicht den Gegenbeweis gibt."

„Nicht über den Weg würde ich dem trauen," behauptete seine Frau. „Hat denn das Mädel Geld?"

„Sie muß sehr reich sein," erwiderte der Diplomat. „Professor Jansen lebte auf einem großen Fuße in einem fürstlichen Palaste. Er hat Unsummen verdient mit seinen Porträten, denn von den mächtigsten

Potentaten angefangen, riß sich ja alles darum, von ihm gemalt zu werden. Wer 's Geld dazu hatte, natürlich. Aber wessen Kopf ihn interessierte, den malte er auch für nichts oder doch für 'n Butterbrot. Ein riesig anständiger Mensch, ein vornehmer Charakter war er. Darüber war in Rom nur eine Stimme, wo sich's jeder zur Ehre rechnete, bei ihm zu verkehren."

„Mit einem Menschen, der Bilder für Geld pinselt?" fragte Frau v. Grombach immer noch ungläubig, und ihr Mann meinte wieder mit gutmütigem Lachen: „Ach, Alte, was weißt du denn davon! Du denkst halt eben an unseren Stubenmaler, weil du nie aus unseren Hinterwäldern herauszubringen bist und unser Verkehr ja ganz natürlicherweise nur ein recht einseitiger hier sein kann. Denk nur daran, was in unserem Reisehandbuch über den — den Tizian steht, dem der Kaiser sogar den Pinsel aufgehoben hat."

„War das nicht Dürer?" fragte Frau v. Flamburg lachend dazwischen.

„Da hast's! Das war auch 'n Maler," rief Herr v. Grombach triumphierend.

Komtesse Heiligenberg erklärte nun, wie Mettkau dazu gekommen war, der Vormund Helianthes zu werden. „Aber das mag nun sein, wie ihm wolle," schloß sie und sah sich in dem Kreise ihrer Gäste um, „Tante Grombach hat die wesentliche Frage gestellt: ob der Verkehr mit dem armen Mädchen, das doch ganz unschuldig zu diesem Vormund gekommen ist, ein einseitiger bleiben soll. Versetzen wir uns mal zunächst in ihre Lage. Es muß ja schrecklich für sie sein, sich in diesem boykottierten Hause zu befinden. Ahnungslos ist sie dort hineingeschneit."

„In dieser Lage kann sie nicht gelassen werden," pflichtete der Diplomat bei.

„Ganz meine Ansicht," rief Graf Hans energisch.

„Ja, aber wie wollt ihr denn das machen?" erkundigte sich Flamburg. „Ich wundere mich sowieso schon, daß der Mettkau die junge Dame nach Heiligenberg gelassen hat — in eines der Häuser, die ihn schneiden! Vielleicht wegen der vorher gemachten Bekanntschaft. Ja, aber er wird sich in acht nehmen und einen Verkehr sich kaum weiter ausdehnen lassen, von dem er ausgeschlossen ist. Übrigens hat der Mann so gut wie abgewirtschaftet — ich weiß es aus bester Quelle. Über kurz oder lang hat er den Sequester auf der Bude — wenn's überhaupt noch dazu kommt."

„Ich wundere mich, daß er sich so lange gehalten hat," fiel Grombach ein.

„Mettkaus Angelegenheiten gehen uns nichts an," sagte Gräfin Hans entschieden. „Er hat, soviel ich weiß, noch keinen von uns um Hilfe angegangen, und wer weiß überhaupt, ob es so arg mit ihm steht. Die Frage ist: was tun wir mit Helianthe Jansen? Ich werde ihren Besuch erwidern. Das weitere wird sich dann schon finden."

— — — — — — — — — — — — —

Helianthe war rasch genug an ihr Ziel, den Eingang zur Buchenschneise, die das Gebiet von Monrepos begrenzte, befördert worden und fand dort ihren Vormund, auf einem Baumstamm sitzend und ihrer wartend, vor. Er machte ein erstauntes Gesicht, als der Wagen, den er gut kannte, hielt und seine Mündel herabsprang.

„Ich habe Sie doch nicht warten lassen, Onkel Lupold?" rief sie ihm entgegen.

„Zwei Minuten auf den Knopf!" erwiderte er, die Uhr ziehend und dem Wagen nachsehend, der sofort

umwendete und zurückfuhr. „Also noch lange nicht das erlaubte akademische Viertel. Man hat Sie also hierher gefahren! Ich wundere mich, daß Komtesse Heiligenberg ihren geliebten Dogcart nicht selbst gelenkt hat.“

„Sie konnte nicht, denn es war Besuch auf Heiligenberg. Sonst hätte der Graf mich begleitet,“ berichtete Helianthe harmlos. „Sie wollten durchaus nicht, daß ich den Weg allein machte.“

„Sehr freundlich — aber ich halte diese Besorgnis für überflüssig,“ meinte Mettkau obenhin. „Es ist mir eigentlich peinlich, daß Sie den Wagen angenommen haben. Wir verkehren mit den Leuten nicht, und ich nehme nicht gern Verbindlichkeiten entgegen, die ich nicht erwidern kann.“

„Dann hätte ich überhaupt diesen Besuch besser unterlassen,“ fiel Helianthe ein.

„Vielleicht — ja,“ gab Mettkau achselzuckend zu. „Es wäre vielleicht taktvoller gewesen.“

„Nun, hören Sie aber, Onkel Lupold, nehmen Sie mir das nicht übel!“ flammte Helianthe auf, indem sie stehen blieb. „Sie waren es selbst, der den Besuch vorgeschlagen hat; es wäre mir nicht eingefallen, ihn zu machen, nachdem ich wußte, daß Sie einen Verkehr mit Heiligenberg nicht haben.“

„Hab' ich Ihnen den Besuch vorgeschlagen?“ fragte Mettkau mit zugekniffenen Augen. Dann lachte er, daß er sich bog. „Da sehen Sie, was für ein alter Konfussionsrat ich bin! Das hatte ich total vergessen. Na, darum keine Feindschaft nicht, Helianthchen — was?“

„Das nächste Mal lasse ich mir Ihre Vorschläge schriftlich geben,“ erwiderte sie, rasch versöhnt, aber doch noch im vollen Ernst.

„Ist entschieden das sicherste,“ gab er gemütlich zu. „So — so, also Besuch war in Heiligenberg? Wer war es denn?“

„Ein Herr v. Flamburg mit seiner Frau —“

„Der echte Gutsbesitzertypus, aber ganz niedliche junge Frau — nicht? Tochter eines früheren Regimentskommandeurs von mir. Flamburg hat übrigens seinen Bruder auf Besuch, wie ich hörte. Legationsrat bei der Botschaft in Petersburg — großes diplomatisches Licht, wie man sagt.“

„Er war auch mit in Heiligenberg. Ich kenne ihn von Rom her, wo ich meinen letzten Walzer vor meiner Trauer mit ihm getanzt habe,“ ergänzte Helianthe.

„Nun, das war ja ein unerwartetes Wiedersehen,“ lächelte Mettkau. „Und das waren alle?“

„Nein, es kamen dann noch Herr und Frau v. Grombach, wenn ich recht verstanden habe. Sie waren Ihrem Wagen begegnet, der nach Monrepos zurückfuhr,“ sagte Helianthe, indem sie ihren Vormund fragend ansah.

„So, die Grombachs waren auch da!“ rief Mettkau, ohne auf den Wagen einzugehen. „Kolossaler Nimrod, der Grombach. Sie wissen doch, daß man hier auch im roten Felde reitet? Nicht? War auch einst meine Leidenschaft — hatte eigentlich Ihren lieben Vater bitten wollen, mich im roten Schniepel zu malen, hat mir famos gestanden. Weg nach Rom war nur 'n bissel weit dazu, sonst hätt' ich schon früher die Ehre Ihrer Bekanntschaft gehabt. — Ja, also der Grombach — ganz schneidiger Kerl. Nur, wenn man ihn nicht kennt und begegnet ihm allein im Walde, dann faßt man unwillkürlich an den Geldbeutel. Sieht wie ein Strauchdieb aus, so ruppig.

Die Frau ist die richtige Landpomeranze, aber tüchtig, das muß man ihr lassen."

„Und ich glaube, wem sie Freund ist, der kann auf sie bauen," fiel Helianthe ein.

„Hm — schon möglich. Na, da haben Sie ja die erste Geige, den Grundbaß und den Kapellmeister unseres Kreisorchesters auf einmal kennen gelernt. Heißt das, der Kapellmeister, das ist die Komtesse. Sie gibt die Tonart an, in der hier im Kreise musiziert wird. Sie verteilt die Orchesterstimmen. Wer keine kriegt, so wie wir, der bleibt halt Privatmusikus. Sie können sich was darauf einbilden, Helianthchen, so hoch in Gnaden dort zu stehen — und so gleich auf den ersten Blick, wenn ich auch sagen muß, daß ich es nicht weiter sehr taktvoll finde, Sie zum Besuche aufzufordern, ohne daß wir mit den Heiligenbergern verkehren. Aber keine Regel ohne Ausnahme — und Ihr Fall ist ja wohl ein exzeptioneller."

Helianthe antwortete darauf nichts. Was hätte sie auch sagen sollen? Sie ließ den Strom der Rede an ihren Ohren vorüberrieseln und wartete, bis ihr Vormund fertig war.

Aber Mettkau wurde so leicht nicht fertig. Vom Falle Heiligenberg kam er, ohne Atem zu holen, auf andere, weniger persönliche Dinge, die er ausgiebig erledigte, um sofort auf etwas anderes überzuspringen, und sie hörte mit wachsender Ungeduld zu, immer auf den Moment wartend, der ihr Gelegenheit gab, mit ihrer eigenen Angelegenheit an die Reihe zu kommen. Es schien ihr aber, als wollte Mettkau sie überhaupt nicht zu Worte kommen lassen.

Endlich — sie waren schon fast daheim — schickte sie die Höflichkeit in alle Winde und fiel ihm ins Wort: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche, Onkel

Lupold," sagte sie, „aber ich möchte doch gern auf unser Gespräch von heute morgen zurückkommen."

„Aber wozu denn Unangenehmes unnötig aufwärmen?" fiel er ihr ins Wort. „Ist denn die Sache nicht erledigt? Hat meine Frau Ihnen nicht Abbitte geleistet? Sind Sie damit nicht zufrieden?"

„Onkel Lupold, ich glaube, daß die gewiß mehr als genügende Entschuldigung, die Ihre Frau Gemahlin so gütig war — herzusagen, nichts mit ihren wahren Gefühlen für mich und mit der ihr unerfreulichen Gegenwart meiner selbst zu tun hat," entgegnete Helianthe. „Das konnte doch der harmloseste Mensch von der Welt heraushören. Die Form genügt ja, um mich nicht heute schon vor die Tür zu setzen, aber bleiben kann ich in Ihrem Hause nicht. Es tut mir leid, das sagen zu müssen, denn Sie sind gewiß alles, was man nur an Freundlichkeit, ja Herzlichkeit immer wünschen kann, und ich fühle sicherlich mit Ihnen, wie Sie unter der — der Eigentümlichkeit Ihrer Frau Gemahlin zu leiden haben, aber sie ist doch nun einmal die Dame des Hauses, ihre Stimme ist die ausschlaggebende — nicht wahr? Der Gast, den sie nicht wünscht, der muß eben gehen."

„Liebes Herzchen, geben Sie ihr Zeit. Sie muß sich erst wiederfinden," bat Mettkau in einem Tone, mit dem man einem Kinde zuredet, bittere Tropfen zu nehmen. „Sehen Sie, Ihretwegen habe ich etwas scharf mit ihr gesprochen, so scharf wie noch nie. Das hat ihren Stolz natürlich ein wenig verletzt — Sie verstehen das, nicht wahr? Nun sehen Sie, so etwas muß erst sozusagen verdaut werden. Seien Sie großmütig, geben Sie ihr eine Probezeit — sagen wir, von einer, zwei Wochen. Meinen Sie dann noch, daß Sie nicht bleiben können, nun, dann will ich Sie, wenn

auch schweren Herzens, ziehen lassen. Wir müssen doch auch unsere Geschäfte erledigen."

Helianthe stieß einen Seufzer aus. Es war ihr schrecklich unbehaglich zu Mute. Und doch, wie konnte sie anders, als auf den Vorschlag eingehen? Wenn die Frau wirklich krank und unverantwortlich für das war, was sie sagte, dann zählte sie ja überhaupt nicht mit. Schließlich eine Woche ließ es sich wohl zur Not aushalten, aber sie nahm sich fest vor, nicht einen Tag länger zu bleiben.

Sie kamen auf dem Wege, den Helianthe heute früh gegangen war, zu dem Schlosse zurück und fanden Frau v. Mettkau damit beschäftigt, die Schlingpflanzen, die sich um die Panherme rankten, mit Hilfe kräftiger Garteninstrumente zu entfernen.

„Ei, wieder einmal im Freien, liebe Hedwig?" rief Mettkau, scheinbar angenehm überrascht. „Das ist recht. Aber meinst du nicht, daß, je weniger man von dem garstigen Kerl da sieht, desto besser es ist?"

„Garstig? Mit solch' klugem Gesichte ist man nicht garstig," erwiderte Frau v. Mettkau, ohne sich stören zu lassen. „Außerdem verkörpert der Pan die Idee der erwachten Natur; man muß ihm Spielraum lassen für seine Flöte, die Syrinx, mit der er die Blüten hervorlockt."

„Er gehört so recht in diese grüne Wildnis von Goldregen und Flieder," meinte Helianthe, die ganz erstaunt war, aus dem Munde dieser Frau eine solche poetische Auffassung zu hören.

„Nicht wahr? Wer weiß, ob Sie ihn heute nacht nicht mit der Nachtigall wetteifern hören werden, nun seine Flöte wieder frei ist," sagte Frau v. Mettkau, ohne sich umzuwenden.

„Am Ende begleitet er dann den Gesang der Frau

Heimdal," fiel Helianthe ein. „Mir hat geträumt, daß ich sie in der vorigen Nacht gehört habe."

Sie bückte sich, um die Gartenschere aufzuheben, die Frau v. Mettkau aus der Hand gefallen war, und als diese die Hand ausstreckte, um das Instrument wieder entgegenzunehmen, sah das junge Mädchen, daß sie zitterte.

„Ich danke Ihnen," sagte die sonst so harte Stimme merkwürdig weich und verschleiert. Dann sah sie sich um. Mettkau war ein paar Schritte weitergegangen, um mit einem Arbeiter zu sprechen, der augenscheinlich auf ihn gewartet hatte.

Da beugte sie den Kopf leicht vor und flüsterte Helianthe zu: „Wenn man Frau Heimdal singen hören will, muß man ganz stillliegen und die Augen fest geschlossen halten. Ganz fest, hören Sie? Denn wenn man sich umsieht, oder gar ihr Bild anschaut, dann schweigt sie still. So — so sagen die Leute. Nicht ihr Bild anschauen, niemals, sonst — Haben Sie sich angenehm in Heiligenberg unterhalten?" fuhr sie laut in ihrem alten, harten Tone fort. Mettkau hatte den Arbeiter erledigt und sich wieder nach den Damen umgedreht.

„Fräulein Jansen hat dort das ganze Triumvirat getroffen," antwortete er, ehe noch Helianthe in ihrem Erstaunen über die gehörten Worte etwas sagen konnte. „Nun aber laß mal deinen alten Pan dort, Hedwig, und komm zum Abendessen, denn wir haben von unserer Promenade einen ehrlichen Hunger heimgebracht."

Helianthe stimmte dem bei und meinte, sie wollte nur erst ihren Hut ablegen. Deshalb lief sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer, immer noch voll von Staunen über Frau v. Mettkau, die sich ihr jetzt wieder von einer anderen Seite gezeigt. Doch was sollten die

sonderbaren Worte, die sie ihr zugeflüstert, offenbar in der Absicht, daß Mettkau sie nicht hörte? War sie wirklich etwas wirr im Kopfe, oder war sie nur so entsetzlich abergläubisch, daß sie in der Tat glaubte, man könnte Frau Heimdal singen hören, wenn man ihr Bild nicht ansah, sondern fest die Augen schloß?

Helianthe warf unwillkürlich einen Blick auf das Antlitz der „Gräfin von Monrepos“, das in seiner ganzen Lieblichkeit auf das Halsband von Rubinen in ihren schlanken, weißen Händen herabsah. Die Legende, welche die Volkspoesie um diese atlasumrauschte, spitzenüberrieselte Gestalt gesponnen, wurde wirklich auch von Gebildeten geglaubt, für wahr gehalten?

Doch das war nur nebensächlich; die Hauptsache blieb diese sonderbare Frau dort unten, aus der sie nicht klug werden konnte. Sie wurde es im Laufe des Abends immer weniger, denn Frau v. Mettkau nahm nicht nur teil an der Unterhaltung, sie war sogar direkt liebenswürdig gegen ihren jungen Gast; sie begleitete ihren Mann zu seinem Gesange und spielte dann weiter, wobei sie sich als eine sehr gewandte Pianistin zeigte, der nur die Kühle und Reserve ihres Vortrags hinderlich war, um ihr Können zum rechten Genuß zu machen. Helianthe besaß keinen nachtragenden Charakter; als sie fühlte, daß ihre Gastgeberin sich Mühe gab, freundlich gegen sie zu sein, soweit dies ihre zurückhaltende Natur zuließ, war sie ganz geneigt, einen Strich unter die letzten Stunden zu machen und die Erfahrungen derselben auf das eigentümliche Leiden zu schieben, dem Frau v. Mettkau unterworfen schien. Ja, sie bereute fast, daß sie den Heiligenbergern davon erzählt hatte, aber schließlich konnte sie ja noch alles erklären, alles entschuldigen; dazu war es niemals zu spät.

Nur aus einem konnte Helianthe nicht recht klug werden: warum Mettkau ihr den Wagen zur Rückfahrt von Heiligenberg durch eine offensichtliche Unwahrheit entzogen hatte. Und noch dazu durch eine anscheinend ganz zwecklose Unwahrheit, denn er brauchte ja nur nicht zu wünschen, daß der Wagen wartete oder in dem nachbarlichen Stalle Unterkunft suchte. Der Kutscher, der mit dem Wagen in der Stadt hatte bleiben sollen, machte beim Abendbrot Bedienung, den Wagen hatte Helianthe vor der Remise stehen sehen, Mettkau hatte jede Erklärung einfach übergangen — wozu das alles?

„Ich werde Fräulein Jansen in ihr Zimmer bringen,“ erklärte Frau v. Mettkau schließlich zu ihrer Überraschung, als Mettkau nach dem sehr angenehm verbrachten Abend zum „Aufbruch blies“, wie er sagte.

„Liebes Herz, bemühe dich doch nicht, das ist mir ja eine so angenehme und liebe Pflicht,“ sagte er hastig vortretend.

„Aber ich kann doch auch allein gehen,“ versicherte Helianthe lachend. „Ich kenne ja jetzt den Weg.“

„Ich habe es gestern nicht getan, aber einmal ist es schon meine Obliegenheit als Hausfrau, meinen Gast auf sein Zimmer zu führen,“ entgegnete Frau v. Mettkau, indem sie vorausschritt.

Helianthe fügte sich ohne ferneren Protest. „Gute Nacht, Onkel Lupold!“ sagte sie, sich noch einmal zurückwendend, und sah dabei mit einem eigentümlichen Gefühl von Mißbehagen den Ausdruck eines lauernden Mißtrauens, mit dem Mettkau seiner Frau nachsah. Verschwunden waren die Grübchen in seinem eben noch strahlend lächelnden Gesicht, der kleine, volle, runde Mund des „Schmalzengels“ war zusammengekniffen

und hatte etwas Grausames, die drolligen runden Augen schossen finstere Blicke.

Helianthe dachte erst, sie hätte sich getäuscht und die Beleuchtung spiele ihr vielleicht einen Streich, aber sie hatte doch recht gesehen.

Nicht ohne ein leises Herzklopfen folgte sie ihrer Wirtin die Treppe hinauf, denn wenn deren geistiger Zustand so unsicher war — doch wie konnte das möglich sein, wenn man dieses ruhige, wenn auch vergrämte, regelmäßige, ja fast steinerne Gesicht sah, das die schwarze Brille so entstellte!

Als hätte Frau v. Mettkau den scheuen, prüfenden Blick gefühlt, den ihr junger Gast auf sie warf, wandte sie ihr Gesicht nach ihr hin. „Sie halten mich gewiß für eine sehr sonderbare Person," sagte sie halblaut mit dem Schatten eines Lächelns um den Mund, dessen Ausdruck Helianthe jetzt traurig vorkommen wollte. „Sie brauchen nicht zu protestieren — ich verdenke es Ihnen gar nicht. Sie brauchen es mir auch nicht zu glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich auf Ihr Kommen gefreut hatte — eine Zeitlang. Eine kurze Zeitlang. Aber es ist ja nichts beständig in dieser Welt außer dem Elend. — Da ist schon Ihr Zimmer. Ist Ihnen alles recht angenehm und bequem darin? Nun, schlafen Sie recht gut. Pflegen Sie immer gleich einzuschlafen, wenn Sie ins Bett kommen?"

„Nein, nicht gleich," erwiderte Helianthe beklommen. „Es ist vielleicht eine schlechte Angewohnheit von mir, aber ich liege immer noch eine Weile wach und träume mit offenen Augen —"

„Nicht mit offenen Augen!" rief Frau v. Mettkau eindringlich, und als Helianthe sie erstaunt ansah, fuhr sie halblaut, mit einem Blicke nach der offenen

Tür fort: „Sie wissen schon: von wegen der Frau Heimdal. Sie müssen die Augen zumachen, wenn Sie sie singen hören wollen.“

„Ja, glauben Sie denn an — an so etwas?“ fragte Helianthe.

„Doch, ich glaube daran ganz fest,“ versicherte Frau v. Mettkau, wieder mit einem Blick nach dem Korridor. „Es soll etwas ganz Wunderbares sein, Frau Heimdal singen zu hören, es soll sein wie der Gesang eines Engels. Ich möchte gern einen Menschen darüber fragen können, ob es wirklich so ist. Vielleicht können Sie es hören. Aber dann müssen Sie die Augen schließen und dürfen das Bild nicht ansehen. Versprechen Sie mir das!“

„Ob ich's gerade versprechen kann, weiß ich nicht,“ erwiderte Helianthe unwillkürlich lächelnd über diese Zumutung. „Aber ich will's versuchen,“ setzte sie hastig hinzu, indem sie sich erinnerte, daß man solchen — Kranken gegenüber immer nachgiebig sein muß.

„Ja, tun Sie es, tun Sie es!“ flüsterte Frau v. Mettkau mit zurückgewendetem Kopfe. — „Gute Nacht, Fräulein Jansen!“ schloß sie laut und ging hinaus, indem sie die Tür hinter sich zumachte, und es war Helianthe, als hätte sie durch den Ritz ihren Vormund draußen im Korridor stehen sehen. Aber sie war sicher, daß sie ihn nicht kommen gehört hatte. War er so leise seiner Frau nachgegangen?

Helianthe schob den Riegel innen vor die Tür. Sie hatte sich in der vorigen Nacht nicht eingeschlossen, aber mit einem Male fühlte sie ein Sicherheitsbedürfnis, sie hätte nicht recht sagen können gegen was.

Sie eilte sich, ins Bett zu kommen, und löschte das Licht aus — ah, da brannte ja die grüne Ampel! Die hatte sie wieder übersehen, hatte vergessen zu bitten,

daß man sie nicht mehr anzündete. Aber das Licht hatte sie in der vorigen Nacht eigentlich nicht gestört und war ihr auch heute nicht unangenehm. Mochte es brennen. Es war ein so sanftes Licht, das den Augen nicht weh tat, und hing auch so hoch oben an der Stuckdecke mit den rosenstreuenden Amoretten darauf, die es freilich etwas fahl machte, wie das Gesicht auf dem Bilde der Frau Heimdal. — Richtig, das Bild sollte sie ja nicht ansehen, wenn sie den Gesang hören wollte. Natürlich sah sie es erst recht an, und ihre Augen wanderten von der Fußspitze im silbergestickten Atlaspantoffel hinauf zu dem in köstlichen, reichen Lichtern dahinfließenden Atlas des weißen Kleides, über den Rubinschmuck mit seinen roten Reflexen, die wie Blutstropfen aussahen, über die spitzenüberrieselte, fischbeinstarre Schnebbentaille, über die weißen Schultern zu dem herabgebeugten, wie ein weißes Rosenblatt zarten, liebreizenden Gesicht mit den niedergeschlagenen Augen.

Im selben Augenblick saß Helianthe plötzlich im Bette auf und lauschte mit klopfendem Herzen, denn es war ihr, als hätte sie einen tiefen Seufzer wie einen schmerzlichen Klagelaut gehört.

Nein, es war wohl eine Täuschung gewesen. Alles war still, zu still fast.

Beruhigt legte sie sich wieder in ihre Kissen zurück — und da, da hörte sie es noch einmal — dieses leise, ferne Stöhnen, wie wenn eine Seele in Qual und Not sich Luft macht.

Und nun wieder tiefe, tiefe Stille.

Helianthe versuchte es ernstlich, die Augen zu schließen, aber es ging nicht, weil sie fühlte, daß sie keinen Schlaf hatte, und um ihn zu rufen, ließ sie den Blick im Zimmer herumschweifen, denn das macht

müde in solchem Dämmerlicht. Dabei blieb er an einem schmalen, grünlichen Lichtstreifen hängen, der sich quer über die Ecke, wo der Balkon war, über den Boden legte und hinter dem zurückgeschlagenen Vorhang, der den Alkoven von dem Zimmer abschloß, verlor. Erst dachte sie, es wäre der Mond, der hineinschiene, aber die Balkontür stand ja offen, und er reichte nicht ganz bis zur Schwelle hinan. Wenn es der Mond war, dann hätte er doch vom Balkon ausgehend ins Zimmer scheinen müssen, und überdies schien er ja von der anderen Seite über das Haus hinweg.

Ja, was war es denn dann für ein Licht, das hinter dem Vorhang herzukommen schien?

Helianthe setzte sich wieder auf und sah aufmerksam auf diesen merkwürdigen Lichtstreifen, in dem es leise zu wogen schien. Das war doch ein seltsames Licht, das etwas Fremdes, Unirdisches hatte. Und jetzt wurde es breiter und füllte mehr und mehr den Raum, und wie es zunahm, hatte Helianthe ein sonderbares Gefühl, wie wenn ihr etwas die Glieder lähmte. Aber mit Gewalt schüttelte sie es ab von sich; die Augen immer auf dem stetig zunehmenden Licht, griff sie nach den Streichhölzern auf ihrem Nachttische und zündete die Kerze an. Da war es verschwunden.

Ohne sich weiter zu besinnen, sprang sie aus dem Bette und leuchtete den Alkoven ab, ohne auch nur das geringste zu finden, das sie über den Ursprung dieses Phänomens hätte aufklären können.

„Ich muß geträumt haben," dachte sie verwundert. „Kann man denn träumen, ohne daß man schläft? Oder habe ich Alpdrücken gehabt? Der Schmalzengel wird schön lachen, wenn ich ihm das erzähle. Ich glaube, ich tue besser, nichts davon zu sagen."

Mit diesem Entschlusse ging sie wieder zurück in ihr

Bett, löschte das Licht aus und schloß die Augen — sie wollte nichts mehr sehen. Sie dachte wieder an die Stimme, die sie vorige Nacht zu hören vermeinte.

Da erklang sie auch schon, eine so süße, zum Herzen dringende Stimme mit einem Schmelz, der einen weinen machen konnte, und trotzdem Helianthe fühlte, wie es ihr heiß in die Augen stieg, beruhigte diese Stimme, je näher sie kam, ihre erschütterten Nerven ganz wunderbar. Helianthe konnte jetzt auch die Worte unterscheiden, die sie sang: „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi — miserere nobis! Miserere nobis! Miserere nobis!“

Wie dieses Flehen nach dem Erbarmen des Gotteslammes wuchs mit der immer höher gehenden Tonlage der Melodie! Helianthe kannte sie, diese Weise, sie hatte sie vom Chor der Klosterfrauen zu San Trinità di Monte in Rom oft singen hören — war sie nicht von Pergolese, dem pathetischen Meister des unsterblichen „Stabat mater“? Und dieses „Miserere nobis“ schwoll immer voller und dringender an zu einem namenlosen Flehen, bis die still mit geschlossenen Augen daliegende Hörerin leise zu schluchzen begann.

Und zum dritten Male setzte die süße Stimme ein: „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi — dona nobis pacem — pacem — pacem —“ Sie war erschütternd, diese Bitte um Frieden — Frieden — Frieden! Und als die Stimme dann verklang, da lag auch Helianthe im tiefen, traumlosen Schlafe.

Und doch sagte sie sich beim Erwachen am anderen Morgen, daß sie alles nur geträumt haben konnte. Oder hatte wirklich jemand unter ihrem Fenster gesungen? Über ihren Wahn, ein unerklärliches Licht gesehen zu haben, konnte sie jetzt, am hellen Morgen, fast lächeln; sie sah zu dem Bilde auf, das in seiner

vollen Anmut und Prächtigkeit an der Wand hing. „Mein Bild“, nannte sie es fast zärtlich, denn sie war fest entschlossen, es Mettkau abzukaufen, der sich ja doch nichts daraus zu machen schien, es jedenfalls nicht gebührend zu schätzen wußte.

Unten im Speisezimmer fand sie niemand anwesend, doch da sie neben ihrem Platze die für sie angelangte italienische Zeitung liegen sah, so setzte sie sich damit an das offene Fenster, um mit dieser Beschäftigung die Ankunft ihrer Wirte und des Frühstücks zu erwarten. Die Zeitung war nicht sehr interessant, sie ließ sie daher auch bald sinken und sah hinaus ins Freie.

Da hörte sie Stimmen über sich, die durch ein jedenfalls auch offenes Fenster undeutlich zu ihr herabdrangen. Dann aber schien der eine der Sprecher, es war Mettkaus Stimme, dicht an das Fenster getreten zu sein, denn sie hörte ihn ganz deutlich sagen: „Ich gestehe, daß ich diese Wendung überhaupt nicht mit in Berechnung gezogen habe, nicht ziehen konnte. Wer hätte auch mit diesem Zusammentreffen auf dem neutralen Gebiete eines Eisenbahnwagens rechnen können? Das ist eine unerwartete Chance, die man nicht unbenützt lassen darf.“

„Du hast mit ein paar Nebensächlichkeiten, wie mir scheint, auch nicht gerechnet,“ hörte Helianthe Frau v. Mettkaus ruhige Stimme erwidern.

„Bitte, und was wären diese?“ fragte Mettkau nachlässig.

„Nun, da ist doch zunächst die notwendige Konsequenz dieser zufälligen Begegnung. Oder sollte dir wirklich noch nicht der Gedanke gekommen sein, daß er ein junger Mann, sie ein junges Mädchen ist? Es soll doch schon vorgekommen sein, daß sich zwei Herzen

auf dem durchaus nicht ungewöhnlichen Wege einer zufälligen Begegnung gefunden haben."

„Nun, dann um so besser, Schatz! Was willst du denn? Ist das eine Gefahr? Im Gegenteil, das wäre ja famos! Damit wäre Monrepos gerettet. Also! Gerechnet hatte ich natürlich damit nicht. Sonst noch etwas?"

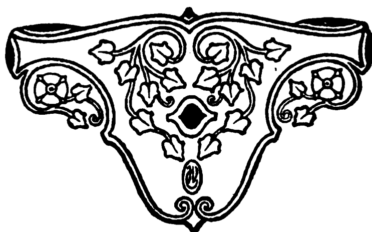
„Ja — die guten Nerven des — des Objektes deiner Fürsorge."

„Steter Tropfen höhlt den Stein. Darum ist mir nicht bange. Nun, und ist der Widerstand zu groß, dann — dann muß man eben beizeiten nachhelfen."

Eine Pause, dann ein Laut, in dem sich ein mühsam unterdrückter Schrei mit einem ebensolchen Schluchzen mischte, und dann kam es mit dem zischenden Flüsterton, der so weit zu tragen vermag, aus Frau v. Mettkaus Munde: „Du — du — du Bestie! Du — du niederträchtiger Hund —!"

Helianthe sprang entsetzt auf und floh zunächst in die Halle, dann hinaus ins Freie.

(Fortsetzung folgt.)





Polizeileutnant Brown.

Erzählung nach Tatsachen von Fr. Oskar Kühne.

Mit Bildern von
Adolf Wald.

Da, wo im Whitechapelviertel die lange Bellgasse in die Wentworthstraße mündet, war man im Begriff, eine neue Polizeiwache einzurichten. Die meisten Umwohner waren hiervon recht wenig erbaut. Ist doch die Gegend eine der übelberüchtigtsten von ganz London.

In dem zweiten Hause der gegenüberliegenden Bellgassenseite lehnte an einem Fenster des zweiten Stockwerks ein junger Mann und sah mit finsterer Miene zu, wie man für die neue Polizeiwache bestimmte Pulte und Pritschen von einem Rollwagen ablud, wie man weiter an dem Eckhause Leitern anlegte, um eines der großen, hellrot gestrichenen, die Londoner Polizeiwachen kennzeichnenden Schilder über den Fenstern des Erdgeschosses anzubringen.

Plötzlich wandte er aber seine Aufmerksamkeit dem Dache jenes Eckhauses zu. Auf diesem war ein hohes Telegraphengerüst, wie man solche auf den Dächern jeder Großstadt trifft, errichtet. An die hundert Telegraphen- und Telephondrähte fanden auf ihren luftigen Wegen über das Häusermeer an ihm einen Stützpunkt.

Ein waghalsiger Telegraphenarbeiter kletterte an dem Gerüst herum und ließ einen Pfiff ertönen, worauf

ihm ein Arbeitskollege vom Dache aus einen Reifen Draht hinaufschleuderte.

„Stümper sind's," murmelte der Beobachter am Fenster. „Das konnte ich einst besser."

Der zweite Arbeiter hatte den Wurf in der Tat recht wenig geschickt ausgeführt. Trotzdem gelang es dem ersten am Gerüst oben, indem er mit einem Arm weit in die Luft fuhr, den Reif zu erhaschen.

„Bravo!" zollte ihm der Beobachter am Fenster Beifall.

Da hörte er eine Stimme hinter sich. „Was beschäftigt dich denn dermaßen, Ed, daß du nicht einmal merkst, wenn jemand in dein Zimmer tritt?"

Der Angeredete fuhr herum. „Du bist's, Jack?"

„Allerdings bin ich's."

„Hast du schon gesehen, was man in dem Eckhause da drüben einrichtet?"

„Müßte schlechte Augen haben, wenn mir das entgangen wäre. Übrigens spricht das ganze Viertel davon. Viele denken an einen Umzug."

„Ich auch, Jack, obgleich ich erst seit acht Tagen hier wohne und sehr gut aufgehoben bin."

„Um mir das von dir erzählen zu lassen, habe ich dich nicht aufgestöbert."

„Was hast du denn auf dem Herzen, Jack? Heraus damit!"

Langsam zog der Besucher einen kleinen Gegenstand aus der Westentasche. „Schau her, Ed, dieses schöne Dingelchen habe ich seit dieser Nacht."

„Teufel — eine Geheimpolizistenmarke!"

„Ganz richtig, Ed."

„Wie bist du denn zu der gekommen?"

„Zwei Geheime wollten in einer Kneipe in Greenwich einen mit einer blauen Ginghamjacke bekleideten

strammen Burschen dingfest machen. Er wehrte sich wie toll. Bei dem Ringen entfiel dem einen der Ge-



heimen die Marke, mit der er sich vorher legitimiert hatte. Ich raffte sie auf und verduftete schleunigst."

Ed war sehr nachdenklich geworden. „Jack,“ meinte er gedehnt, „mit dem Ding da müßte sich eigentlich eine bessere Sache ausführen lassen.“

„Das denke ich eben auch und bin dieserhalb hier. Höre zu, Ed, was mir heute morgen durch den Kopf gegangen ist, nachdem ich gelesen habe, daß man um Mitternacht Taylors Spielsalon ausgehoben und ein Vermögen an Spielgeldern beschlagnahmt hat.“

„Taylors Spielsalon ist ausgehoben? Das ist eine böse Neuigkeit!“

„Jawohl. Du kennst doch auch Walkers geheimen Spielkeller, unten am anderen Ende der langen Bellgasse?“

„Wenigstens vom Erzählen her. Selbst war ich noch nicht dort. Die Spieler sind keine Leute von uns. Auch sollen die Mindesteinsätze sehr hohe sein.“

„Stimmt. Es liegen immer ganz bedeutende Summen auf dem Tisch. Hatte vor vierzehn Tagen einmal Gelegenheit, dem scharfen Betriebe beizuwohnen, und habe dabei außer dem gewöhnlichen Zugang auch einen geheimen, den der Fuchsbau noch hat, erkundet — auch das Zeichen, mit welchem man sich Einlaß durch letzteren verschaffen kann. — Wir werden also mit Hilfe dieses Zeichens durch den geheimen Zugang in das Spiellokal eindringen, ich werde mich mit meiner Polizeimarke als Scotland-Yard-Detektiv legitimieren, und du wirst auf meine Aufforderung hin alles Geld, was auf dem Tische liegt, beschlagnahmen. Erkennt mich Walker oder einer seiner Leute je wieder, muß man annehmen, daß ich zuerst nur spionieren gekommen bin.“

Ed kraute sich hinterm Ohr. „Wie mir miterzählt worden ist, sollen Walker und seine Leute, seine Bankhalter, Schlepper, Aufwärter — letztere sehr fixe Bur-

schen — eine Kompaniegesellschaft bilden. Man würde uns beide, ehe es wir uns recht versähen, überwältigen, bis zur Bewußtlosigkeit durchbleuen und dann einfach auf die Straße werfen. Jawohl, das würde man."

Jack verzog das Gesicht. Nach einigem Besinnen meinte er: „Du willst also nicht mittun, Ed?"

„In der kindischen Weise, wie du dir das denkst, nicht, Jack. Wir müssen unbedingt mit einem größeren Aufgebot von Kräften anrücken. Aber Leute von uns dürfen es nicht sein. Walker schösse sofort. Und seine Leute schössen auch. Habe wenig Lust, mir meine Haut mit Blei füllen zu lassen."

„Das einfachste wäre," höhnte Jack, „du leihtest dir zu deinem Schutze einen Polizeileutnant von Scotland Yard und eine Sektion Polizisten von der nächsten Wache."

Ed lächelte. „Der Gedanke ist nicht übel, Jack." Er wendete sich wieder zum Fenster.

Die Telegraphenarbeiter hatten inzwischen von dem hohen Telegraphengerüst zwei Drähte nach einem hart an der Dachkante angebrachten und mit zwei weißen Isolatoren versehenen eisernen Gestell gespannt und ließen die Enden der Drähte an einer Stelle der Hausfront, wo man von Stockwerk zu Stockwerk weitere Isolatoren bemerken konnte, hinunter.

„Der eine Draht da drüben wird das Polizeitelephon, der andere der Polizeitelegraph," bemerkte Ed zu dem neben ihn getretenen Genossen.

„Ach so, du warst ja einst Telegraphenlehrling und Telegraphenarbeiter, bis man dir, weil du dein Einkommen durch Verkauf von Kupferdraht verbessert hattest, ein paar Jährchen aufbrannte."

„Bin auch im Geben und Abnehmen von Telegrammen angelernt worden. Das gehörte zum Beruf."

„Damit hast du dich schon manchmal gebrüstet. Wirst deine Kunst aber wohl längst wieder verlernt haben.“

„Einmal gelernt, sitzt so etwas fest. ’s ist auch keine Hexerei weiter das Telegraphieren.“

„So, so. Übrigens, hm, es müßte eigentlich interessant sein, wenn man einmal zuhören könnte, was so ein paar Polizeidrähte alles übermitteln.“

Ed wiegte den Kopf. „Man fordert uns ja dazu förmlich heraus, Jack.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, wenn wir dort drüben ein Zimmer, dessen Fenster sich neben oder zwischen den an der Hausfront herabgeleiteten Drähten befinden, mieteten, und wir bei Nacht eine Verbindung mit den Drähten herstellen würden — dazu bedürfte es weiter nichts als eines einfachen Stückes Kupferdraht —, und wir ein Telephon und einen Morseapparat anschalteten, könnten wir ohne irgend eine Gefahr für uns alles erfahren, was durch die Drähte geht.“

„Ed, du bist ein prächtiger Kerl! Wir mieten drüben unter allen Umständen ein Zimmer. Da sicherlich die Hälfte der Hausbewohner auszieht, wird es ein leichtes sein, eines nach Wunsch und dazu billig zu erhalten.“

Ed nickte. „Und haben wir alles eingerichtet, dann wären wir auch in der Lage, der Wache unten Befehle zu erteilen. Wir könnten auch ihre Verbindung mit der Zentrale unterbrechen.“

„Ich ahne, Ed, wie vor deinen Augen ein Ding aufwächst, von dem, wenn es glückt, die ganze Welt reden wird.“

„Laß uns zunächst einen Morseapparat besorgen, Jack. Ich traue mir zwar zu, noch ganz gut telegraphieren zu können, aber üben werde ich mich eine

Zeitlang doch erst wieder müssen, um die erforderliche unbedingte Sicherheit zurückzugewinnen."

„Wo sollen wir so einen Apparat auftreiben?"

„Nun, ich weiß schon Bescheid, wo wir einen ausspannen können."

„In der Stimmung, in die du mich gebracht hast, riskiere ich alles."

„Was ich noch sagen wollte, Jack, den Polizisten der neuen Wache dürfen wir nicht unter die Augen kommen. Wenn wir drüben über ihnen einziehen, müssen wir bei unserem Kommen und Gehen sehr vorsichtig sein. Der Sicherheit halber rate ich, wir verändern bis auf weiteres ein wenig unser Äußeres."

— — — — — — — — — — — — —

Eine Woche später wurde die neue Polizeiwache an der Ecke der Wentworthstraße und der langen Bellgasse in Benützung genommen. In dem zweiten Stockwerke über ihr hatten zwei Monteure für einen geradezu lächerlich niedrigen Preis zwei Zimmer, zwischen deren Fenstern an der Hausfront die Drähte herunterliefen, welche die Wache mit der Zentralstation Scotland Yard verbanden, gemietet.

Es war kurz vor Mitternacht, als der eine dieser beiden Männer sich seitwärts aus dem Fenster bog und eine Drahtschlinge an dem einen Polizeidraht, dem Telegraphendraht, befestigte. Schnell bog er sich wieder zurück. Im Zimmer stand auf dem Tische einer jener kleinen messingenen Apparate, wie man sie in jedem Post- und Eisenbahnbureau sieht — ein Morseapparat. Eine Lampe, deren Schein durch einen aus Pappe hergestellten Schirm so abgeblendet war, daß die Zimmerhälfte den Fenstern zu im Dunkeln blieb, beleuchtete ihn.

Bald fing der Apparat an zu ticken. Der Mann

ließ einen schmalen Papierstreifen durch seine Finger gleiten.

„Was telegraphiert man, Ed?“ fragte eine Stimme aus dem Dunkeln.

„Eine Unfallmeldung der Wache unten nach Scotland Yard, Jack. Ein Auto hat in der Middlesexstraße eine Frau überfahren.“

„Man wird es doch unten nicht merken, daß wir einen Draht angeschaltet haben und mitlesen?“

„Keine Spur, Jack. Hundert und mehr Apparate könnten noch mitklappern, und sie würden es nicht merken.“

Das Ticken hörte auf. Aber bald fing es von neuem an.

„Was ist das jetzt, Ed?“

„Das ist etwas sehr Interessantes, Jack. Paß auf! Befehl von Scotland Yard an Wache 149. Für Polizeileutnant Harber sind zwei Uhr Morgens ein Sergeant und drei Mann der Reserve bereit zu halten.“

„Wo die wohl anrücken werden?“

Nach einer Minute Schweigens fing der Apparat in überhastender Weise an zu ticken.

„Was heißt das, Ed?“

„In die Leitung sind, wie du eben gehört hast, noch andere Wachen als die unten, die doch die Nummer 150 hat, einbezogen. Das schnelle Ticken bedeutet: Achtung, es kommt eine Umlaufdepesche! Jetzt ruft man auch schon Wache 145 an. Sie antwortet mit ‚Hier‘. — Das war jetzt Wache 146. Das 147. Das 148. Das 149. Das unsere unten, 150. Und jetzt beginnt die eigentliche Depesche. Ah! Höre nur! Parole für 28. Oktober: Wenn du deine Pflicht tun willst, wirst du es können.“

„Ich meine, die in Scotland Yard sind verteufelt

schlaue Füchse, Ed. Verbinden mit der Ausgabe ihrer geheimen Kennformeln gleichzeitig noch eine kleine Aufmunterung ihrer Untergebenen. Haha! Wenn die wüßten, daß wir einfach mitlesen!"

Ed schmunzelte auch. „Morgen, kurz vor Mitternacht, schlagen wir los, Jack. Ich spiele mich auf als Polizeileutnant Brown, deren es, wie ich weiß, eine ganze Reihe gibt."

„Famos!"

„Natürlich werde ich während der zwei, drei Minuten, die ich für die Übermittlung meines Befehls an die Wache unten brauche, ihre Verbindung mit den anderen Wachen und Scotland Yard unterbrechen."

— — — — — — — — — — — — —

Wenig nach elf Uhr in der nächsten Nacht lief in der neuen Wache an der Ecke der Wentworthstraße und der langen Bellgasse folgende als dringlich bezeichnete Depesche ein: „Befehl von Scotland Yard an Wache 150. Polizeileutnant Brown, welcher mit einem Geheimdetektiv nach dort unterwegs, sind sofort acht Mann und Sergeant zur Verfügung zu stellen. Brown befindet sich in Zivil und wird sich legitimieren."

Man geriet auf der Wache in einige Bewegung. Die gesamte Reserve mußte sich bereit machen.

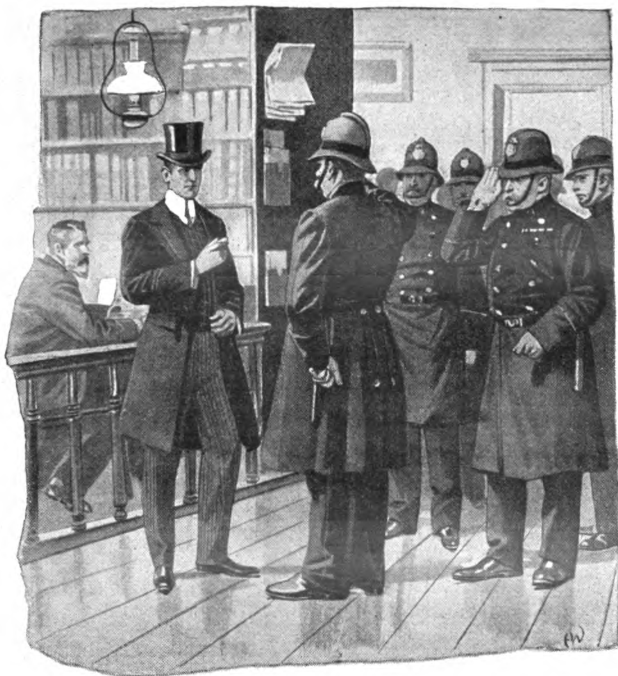
„Brown?" sagte der Vorstand der Wache, Wachtmeister Clifton, gegen einen älteren Untergebenen. „Welcher Brown mag das wohl sein?"

Der Gefragte zuckte mit den Achseln. „Es gibt eine ganze Reihe Browns in Scotland Yard. Wer soll sie alle kennen?"

Da hörte man auch schon vor der Wache Wagen vorfahren. Gleich danach wurde die Wachtlokaltür aufgerissen, und ein Herr in elegantem Zivil trat hastig, aber sehr bestimmt ein.

„Polizeileutnant Brown,“ schnarrte er und musterte die Stellung nehmenden Polizisten. „Wo ist der Wachtmeister?“

Clifton trat militärisch grüßend vor.



Brown hielt ihm eine Polizeierkennungsmarke, wie sie jeder nicht in Uniform befindliche Polizeibeamte zu seiner Legitimation bei sich führen muß, hin und murmelte: „Wenn du deine Pflicht tun willst, wirst du es können.“

„Die befohlene Abteilung ist aufbruchbereit,“ meldete Clifton hierauf.

Brown wandte sich an sie. „Wir wollen eine Spielhölle in einem Hofe in der Nähe aufheben. Das Vorderhaus bildet die Ecke der langen Bellgasse und Tenterstraße und hat zwei Zugänge, einen von der langen Bellgasse, einen von der Tenterstraße her. Diese zwei Polizisten hier werden uns mit den drei von mir requirierten und vor der Wache haltenden Wagen folgen, ihnen befehlen, vor dem Zugange von der langen Bellgasse her zu warten, und dann den Zugang des Hauses von der Tenterstraße her besetzen. Niemand geht dort aus! Verstanden? Wir aber," wandte er sich an den Sergeanten und die übrigen sechs Polizisten, „werden, geführt von einem Geheimdetektiv, in den etwas schwierigen Zugang von der langen Bellgasse her eindringen. Der Detektiv ist mit dem Wege, den wir verfolgen müssen, und dem Zeichen, bei welchem sich etwa verschlossene Türen öffnen, wohl vertraut. Im Spiellokal angelangt, werde ich mehrere Personen verhaften, die Sie unter Benützung von zwei der Wagen direkt nach Scotland Yard abliefern werden. Ich vermute, daß wir auf Widerstand stoßen. Ihre Knüppel werden wahrscheinlich nicht genügen, halten Sie auch Ihre Revolver bereit. Vorwärts! Möglichst an den Häusern gehalten!"

Der Polizeileutnant grüßte den Wachtmeister kurz und schritt eilig hinaus. Auf der Straße schloß sich ihm ein zweiter Zivilist an, der Geheimdetektiv.

Der Sergeant und sechs Polizisten folgten ihnen im Gänsemarsch an den Häusern hin. Die zwei besonders beauftragten Leute verständigten die Kutscher, langsam nachzufahren.

Das Eckhaus der langen Bellgasse und Tenterstraße hatte ein recht wenig vertrauenswürdiges Äußere. Es war ein Haus, bei dem man unwillkürlich an unentdeckt

bleibende Verbrechen denkt. Die Haustür nach der langen Bellgasse war trotz der nächtlichen Stunde unverschlossen. Im Hausflur war es stockdunkel. Der Geheimdetektiv, Leutnant Brown, der Sergeant und seine sechs Leute tappten vorsichtig durch die Finsternis. Man gelangte durch eine zweite, ebenfalls nicht verschlossen gehaltene Tür in einen mäßig großen Hof. Auch hier war es ziemlich finster. Aber man konnte doch Fässer, Kisten, einen Holzstoß, einen Handkarren und ein niedriges Hintergebäude erkennen. In diesem waren die Fensterscheiben der kleinen Fenster zum größten Teil zerbrochen, nichts deutete darauf hin, daß es bewohnt sein könnte. Links hatte es einen dunklen, türlosen Zugang, vor dem der Handkarren hingeschoben war.

Der Geheimdetektiv zog ihn so geräuschlos als möglich beiseite, trat unter den dunklen Zugang und ergriff die linke Hand Browns, der wieder die linke des Sergeanten ergriff, ihm zuraunend, mit dem nächsten Polizisten ein Gleiches zu tun.

Schritt um Schritt ging es in langer Kette eine gewundene Kellertreppe hinab, bis der die Spitze bildende Geheimdetektiv an eine eiserne Tür gelangte. Er drückte sich dagegen. Da sie nicht nachgab, zog er einen harten Gegenstand aus der Tasche und klopfte erst dreimal kurz hintereinander, dann viermal langsam und wieder dreimal kurz hintereinander daran.

Es dauerte nicht lange, und sie öffnete sich.

Brown schob sich vor und sah in ein matterleuchtetes, recht anheimelndes Gemach. Entschlossen drang er, dicht gefolgt von dem Geheimdetektiv sowie dem Sergeanten, ein. Der Sergeant hörte plötzlich einen heiseren Schrei und fühlte sich gepackt. Der Türwächter hatte sich auf ihn, den ersten, der in Uniform

auftauchte, geworfen. Aber da schlüpfte auch schon der erste der sechs Polizisten in das Gemach, versetzte dem Wütenden einen kräftigen Schlag mit seinem Knüppel auf den rechten Oberarm und machte ihn so wehrlos. Zum Überfluß wurden ihm von den zwei nächsten Polizisten noch mit einer fabelhaften Geschwindigkeit Handschellen angelegt.

Inzwischen hatte Brown an der gegenüberliegenden Wand eine schwere Portiere auseinandergerissen und war weiter in einen zwar nicht hohen, aber sehr weiten und mit einem ziemlichen Luxus ausgestatteten und hell erleuchteten Raum vorgedrungen.

Mitten darin stand eine mit einem grünen Tuche behangene Tafel, um die herum an die dreißig Personen saßen: Männer, die den mittleren Bürgerkreisen anzugehören schienen, zwischendurch offenbar einige Ausländer, aber auch mancher feingekleidete Gentleman mit verwitterten Mienen. Vor jedem lag ein Häufchen Münzen, vor vielen aber auch hohe Scheine. Und neben dem Bankhalter stand eine offene, bis zum Rande mit Gold, Silber und Papier gefüllte Kassette.

Wer hätte derartiges hier unter dem dunklen Hofschuppen vermutet! Es war so recht ein entschleiertes Geheimnis der Riesenstadt London.

„Hands up!“ schrie Brown mit Stentorstimme und streckte schußbereit seinen Revolver vor.*)

Der heisere Schrei des Türhüters hatte die Spieler aufmerken lassen. Hinter einem mit einer Batterie Flaschen bestandenen Schenktisch aber waren mehrere verwegene Burschen, die kurze Gummischläuche in den Händen hielten, vorgestürzt. Sie wollten die beiden Eindringlinge trotz der ihnen entgegengehaltenen Schuß-

*) Siehe das Titelbild.

waffen angreifen. Da wurden aber der Sergeant und die sechs Polizisten sichtbar.

„Fluchtversuch oder Widerstand sind zwecklos!“ donnerte Browns Stimme weiter. „Auch der gewöhnliche Ausgang nach der Tenterstraße hinauf ist von einem starken Polizeiaufgebot besetzt. Man füge sich! Die Gentlemen haben sich, ohne von dem Tische etwas mitzunehmen, in den Teil des Raumes links von dem Tische zu begeben.“ Man gehorchte stillschweigend. — „Walker,“ rief er, nachdem ihm der Geheimdetektiv etwas zugeflüstert, den Bankhalter, der sich mit beiseite stehlen wollte, an. „Sie nicht mit! Ich erkläre Sie für verhaftet. — Sergeant, fesseln Sie ihn!“

Die Burschen mit den kurzen Gummischläuchen in den Händen machten neuerdings Miene anzugreifen.

Leutnant Brown merkte es sofort. „Achtung!“ schrie er. „Wer sich rührt, wird niedergeschossen! — Walker, ermahnen Sie Ihre Helfershelfer, sich ins Unvermeidliche zu schicken. Es kann Ihnen das nur zum Vorteil gereichen.“

Die Augen des Spielhöllenbesitzers flackerten. Was sollte er tun? Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Walker, der gewöhnliche Ausgang nach der Tenterstraße ist besetzt, habe ich doch deutlich genug erklärt! Jedes Entrinnen ist ausgeschlossen!“

Nochmals flackerte es kurz in den Augen Walkers auf. Dann sank er kraftlos in einen Stuhl. Der Sergeant legte ihm Handschellen an.

Brown erklärte noch drei der verwegenen Burschen für verhaftet und ließ sie gleichfalls fesseln.

Nun ging er zu der grünen Tafel, schlug mit der Faust darauf und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Alles Geld und alle Karten auf dieser Tafel beschlagnahme ich hiermit. — Miller,“ wandte er

sich an den Geheimdetektiv, „schreiben Sie auf, was ich Ihnen diktieren werde. — Wem gehört das Geld hier?“ fragte er.

„Mir!“ rief einer der Herren.

„Ihr Vor- und Zuname, mein Herr? — Miller, schreiben Sie auf. — Ihre genaue Wohnung, mein Herr? — Haben Sie alles, Miller?“

„Jawohl.“

„Schreiben Sie dahinter 53 Pfund 10 Schilling.“

Brown ließ das Geld in einem großen Beutel, den er aus der Tasche gezogen hatte, verschwinden, fragte, wem das nächste Geldhäufchen gehöre, ließ wieder aufschreiben und sackte wieder ein.

So ging es rings um die Tafel herum. Die Kassette des Bankhalters kam zuletzt daran. Sie enthielt nahezu 1200 Pfund. Auch diese Summe wanderte in Browns Beutel.

„Wieviel ist alles in allem beschlagnahmt?“ fragte er den Detektiv.

Der Geheime rechnete. „2790 Pfund.“*)

„All right. Die Herren haben gehört. Sie werden in dem Verfahren, das gegen diese gewerbsmäßige Spielhölle, die ich soeben aufgehoben habe, eingeleitet werden wird, als Zeugen zu dienen haben. In wenigen Minuten steht Ihrem Fortgange nichts mehr im Wege. — Haben Sie den Sack fest zugebunden, Miller?“

„Jawohl.“

„Sergeant, gehen Sie mit den Verhafteten zu den Wagen! Wo Sie sie abzuliefern haben, wissen Sie. — Wir aber wollen jetzt den Ausgang nach der Tenterstraße hinauf benützen.“

„Ja, er ist bequemer und heller,“ ließ sich der Ge-

*) 55,800 Mark.

heime hören. „Die Tapetentür dort aufgemacht!“ befahl er dann den Polizisten. „Die Treppe hinauf und immer den Gang entlang! Er mündet direkt in den



zweiten Hausflur, den das Haus nach der Tenterstraßenseite zu hat.“

„Vorwärts!“ befahl der Sergeant. „Die Verhafteten in die Mitte!“ Zwei Polizisten eskortierten sie. Die übrigen brachten den Türhüter geschleppt.

„Miller, wird Ihnen der Sack zu schwer?“ fragte Brown.

— —

„Nein, Herr Leutnant."

„Bleiben Sie an meiner Seite, Miller. — Und Sie, Sergeant, schließen den Zug."

Die vor dem Hauseingange von der Tenterstraße her wachehaltenden Polizisten mußten die drei vor dem Eingange von der langen Bellgasse her wartenden Wagen herbeiholen. Brown sorgte für schnelles Einsteigen der Verhafteten und der notwendigen Transporteure, wozu zwei Wagen verwendet wurden. Er selbst aber, sowie der Detektiv Miller mit dem schweren Geldsack benützten den dritten Wagen.

Die zwei ersten strebten in schärfster Fahrt Scotland Yard zu. Dem dritten wurde unterwegs eigentümlicherweise eine andere Richtung befohlen.

— — — — — — — — — — — — —

In Scotland Yard war man über den Rapport des Sergeanten nicht wenig verwundert. Polizeileutnant Brown und Geheimdetektiv Miller? Spielhölle im Hause Ecke Tenterstraße und lange Bellgasse?

Man setzte sich telephonisch mit der Wache 150 in Verbindung und erfuhr von dem dort gleich nach elf Uhr eingelaufenen telegraphischen Befehle. Ein solcher war aber, wie schnell ermittelt werden konnte, von der allein hierzu befugten Stelle nicht gegeben worden.

Es handelte sich also um einen untergeschobenen telegraphischen Befehl.

„Wo ist das beschlagnahmte Geld?" fragte der den Rapport abnehmende Oberbeamte den Sergeanten.

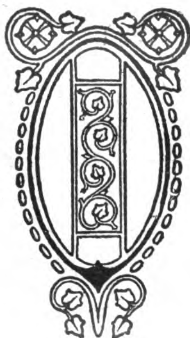
„Das haben der Herr Polizeileutnant Brown und Geheimdetektiv Miller mit sich genommen."

Nun wußte man genug.

Der Spielhöllenbesitzer Walker und die vier anderen Verhafteten wurden zu ihrem Erstaunen am anderen Tage wieder auf freien Fuß gesetzt. Von den Spielern

hatten sich viele falsche Namen beigelegt und falsche Wohnungsangaben gemacht. Jedoch auch die, welche ihre wahren Namen mit richtiger Wohnungsangabe genannt hatten, erhielten keine Zeugenvorladung. Sie waren darüber sehr froh und rührten sich nicht.

Die zwei Gauner Ed und Jack aber hatten wieder einmal auf eine recht hübsche Zeit hin mehr als reichlich zu leben.





Fischfang zu Pferde.

Von W. H. Geinborg.

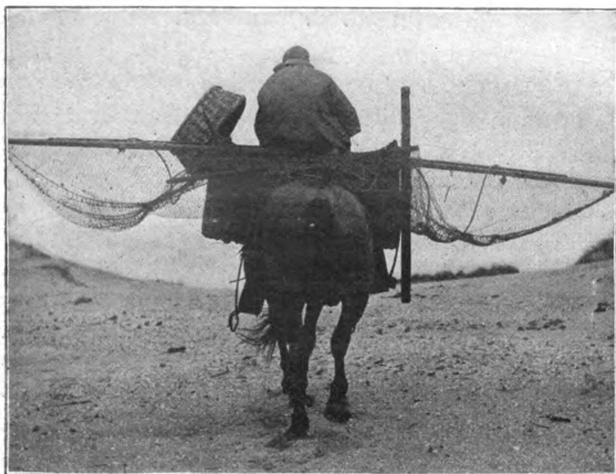
▭ ▭

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Nur wenige Meilen entfernt von dem vornehmen Seebade Ostende, dem Sammelpunkt der elegantesten internationalen Gesellschaft, liegt das uralte Städtchen Nieuport; aber von den Besuchern des Weltbades sieht sich selten jemand zum Besuche des stillen, durch keinerlei besondere Merkwürdigkeiten ausgezeichneten Platzes veranlaßt. Die schöne Kirche aus dem zwölften Jahrhundert und die um kaum zwei Jahrhunderte jüngere stattliche „Tuchhalle“ gelten nicht für so sehenswert, daß man ihnen zuliebe einen Ausflug in die eintönige, reizlose Sand- und Dünenwüste unternähme, als die sich die landschaftliche Umgebung des kaum viertausend Seelen umfassenden Städtchens darstellt, und daß am 2. Juli des Jahres 1600 Moritz von Oranien hier seinen bedeutsamen Sieg über die Spanier unter dem Erzherzog Albrecht von Österreich erfocht, vermag dem heutigen Nieuport natürlich auch keine besondere Anziehungskraft zu verleihen.

Die eigentliche Ortschaft liegt ungefähr zwei Kilometer vom Meere entfernt. Längs der dünn bewachsenen sandigen Stranddünen aber zieht sich eine Straße von niederen hüttenartigen Häuschen dahin, in denen der Fischfang treibende Teil der Bevölkerung sein Heim aufgeschlagen hat. Dem äußeren Eindruck

nach kann man sich kaum etwas Dürftigeres vorstellen als diese Fischerkolonie, die völlig unberührt geblieben scheint von allen Wandlungen einer fortgeschrittenen Zeit, und in der sich das Leben heute wohl noch fast in denselben Formen abspielt wie vor Jahrhunderten — mit dem einzigen Unterschied vielleicht, daß die



Auszug zum Fang.

schönen Einnahmequellen versiegt sind, die ein schwunghaft betriebener Schmuggel und die Einerntung des fast von jedem heftigen Sturme in Gestalt schiffbrüchiger Fahrzeuge an die Küste geworfenen „Strandgutes" darstellte.

Fast in jedem der kleinen Häuser, die einander von außen wie von innen zum Verwechseln ähnlich sehen, wird der Besucher durch den einen oder den anderen, von Generation zu Generation vererbten Gegenstand an diese entschwundenen schöneren Zeiten erinnert.



Am Versammlungsplatz.

Es ist zumeist nur ein einziger Raum, den die niederen, verwitterten Mauern umschließen. Die Wände sind von blendendem Weiß, die steif gestärkten Gardinen, hinter denen sich die Nischen mit den Lagerstätten verbergen, stets von tadelloser Sauberkeit, und die roten Ziegel, die den Belag des Fußbodens bilden, werden so fleißig gescheuert, daß sie gleich poliertem Marmor glänzen. Über dem Herde funkelt und gleißt der Stolz der Hausfrau in Gestalt blitzblank geputzter Kupferkessel, und daneben prangen fast überall zierliche Delfter Töpferwaren und andere aus den Zeiten des einträglichen Strandrechtes stammende Geräte, die manches Sammlers Herz mit Entzücken erfüllen würden, von den Besitzern aber als unveräußerliche Heiligtümer betrachtet und gehütet werden.

Mit anderen irdischen Reichtümern sind die Fischer von Nieuport nicht im Überflusse gesegnet; aber von einer Notlage kann bei ihrer Bedürfnislosigkeit und bei der Unerschöpflichkeit des nahrungspendenden Meeres noch weniger die Rede sein. Sie sind bei der Ausübung ihres Gewerbes gegen die Berufsgenossen an anderen Küstenstrichen insofern im Vorteil, als sie sich dabei ebensowenig einer nennenswerten Gefahr auszusetzen als übergroße Strapazen auf sich zu nehmen brauchen. Denn sie fahren nicht gleich jenen auf unsicherem Boote weit in die tückische See hinaus, sondern sie bleiben hübsch vorsichtig im seichten Wasser unmittelbar am Strande und betreiben, unabhängig von Wind und Wogen, hoch zu Roß den allergemächlichsten Fischfang, der sich nur denken läßt.

„Fischfang“ ist allerdings keine ganz zutreffende Bezeichnung für ihre Tätigkeit. Denn was ihnen dabei an schuppentragender zappelnder Beute ins Netz gerät, kommt nur als ihres eigenen Leibes Nahrung in

Betracht und wird als ziemlich nebensächlich angesehen; für die meist recht kleinen Schollen, Seezungen u. s. w., die sich so hart am Gestade fangen lassen, würden sie weder in Nieuport selbst noch in den für ihre Verkehrsmittel erreichbaren umliegenden Ortschaften einen



Ins Meer hinaus.

lohnenden Absatz finden. Was sie dorthin an marktfähiger Ware zu liefern vermögen, sind vielmehr ausschließlich jene schmackhaften kleinen Zehnfüßer aus der Familie der Krebse, die als Garnelen, Granaten, Shrimps, Crevettes oder Krabben an allen Nordseeküsten bekannt und beliebt sind. Sie stehen in der Nähe der Fangorte nicht sehr hoch im Preise, aber sie sind in so unermeßlichen Scharen vorhanden, und sie

lassen sich mit so geringer Mühe erbeuten, daß ihr Fang trotzdem ein hinlänglich lohnendes Gewerbe bleibt.

An den meisten Küstenstrichen wird er höchst primitiv auf die Weise betrieben, daß der Krabbenfischer oder — wie man's noch häufiger sehen kann — die Krabbenfischerin so weit ins Meer hinauswatet, als es ohne Gefährdung der persönlichen Sicherheit geschehen kann, und ein an langer Stange befestigtes Netz vor sich her schiebt, das wahllos alles mitnimmt, was sich auf dem sandigen Boden seines Lebens freut. Der beschränkten Menschenkraft entsprechend ist aber die Ausbeute dabei in der Regel nicht allzu groß, und das längere Waten im seichten Wasser ist überdies ein ziemlich mühseliges und ermüdendes Geschäft. Man zieht es darum auch hier und dort vor, das Schleppnetz vom Boote aus zu handhaben. Aber das hat wiederum seine besonderen Schwierigkeiten, weil ein Nachen sich im flachen Wasser nur mit großer Anstrengung vorwärts bringen läßt, sobald sich das Netz in erheblichem Maße zu füllen beginnt.

So muß denn die Art, wie die Fischer von Nieuport auf die Krabbenjagd ausziehen, entschieden als die praktischeste Methode bezeichnet werden. Sie ist seit alten Zeiten hier im Gebrauch, und einst soll der Garnelenfang an der ganzen flandrischen Küste mit Hilfe von Pferden ausgeübt worden sein. Um so befremdlicher scheint es, daß sich die einfache und nutzbringende Praxis nur bei den Fischern von Nieuport, Oost-Dunkerke und Furnes erhalten hat.

Der Anblick, den eine solche zum Fang ausziehende Fischerkavalkade gewährt, ist freilich sonderbar und drollig genug. Sieht man aus der Ferne nur die Silhouetten der Reiter, so könnte man versucht sein, an eine Maskerade zu glauben, die einen Trupp mittel-



Beim Fischen.

alterlicher Reisiger zu neuem Leben erstehen lassen will. Die sonderbar geformten Kopfbedeckungen, die gleich einem dunklen Eisenharnisch mattglänzenden Teerjacken der Männer, die nach der Art von Kesselpauken zu beiden Seiten des schweren Rosses herabhängenden Körbe und die an mächtige Turnierlanzen erinnernden querliegenden Netzstangen können für den Uneingeweihten die Täuschung so lange zu einer vollständigen machen, bis er nahe genug gekommen ist, um sich von der gänzlich unkriegerischen Harmlosigkeit dieser Berittenen zu überzeugen.

Auf einem strohgefüllten Bündel zwischen den zur Aufnahme des Fanges bestimmten Körben hockend und nach Leibeskräften aus ihren unentbehrlichen kurzen Pfeifen schmauchend, bieten die wackeren flämischen Fischer das vollkommenste Bild jener wohltuenden Gemütsruhe, die sie gleich ihren Vorfahren bei trefflicher Gesundheit erhält und meist zu recht hohen Jahren gelangen läßt. Soweit eine Steigerung überhaupt denkbar ist, werden sie an beschaulichem Phlegma nur noch von ihren Pferden übertroffen, denen die amphibische Lebensweise augenscheinlich ebenso wohl anschlägt wie den Reitern.

Gemächlich und ohne jede ungesunde Übereilung durch den tiefen Dünensand trottend, streben die wuchtigen Gäule an jedem Morgen dem Versammlungsort am Strande zu und bleiben da, ohne daß es einer Aufforderung bedürfte, regungslos so lange stehen, bis das Schleppnetz von den als schweigsamer Troß mitgezogenen Weibern und Kindern durch eingeschobene Querhölzer aufgespreizt und mit dem Geschirr des Pferdes ordnungsmäßig verbunden ist. In demselben Augenblick, in dem diese Verrichtungen beendet sind, setzen sie sich aus eigenem Antrieb dem Meere zu in

Bewegung, und es ist sicherlich keine Übertreibung, wenn die Fischer von Nieuport versichern, daß ihre Rosse ihr Tagewerk zur Not auch ohne menschliche Anleitung fehlerlos verrichten würden.

In einiger Entfernung vom Ufer führt die Reihe



Landwärts.

der Reiter eine Schwenkung aus und schleppt nun ihre Netze parallel mit der Küste über den Meeresboden hin. Von dem Gaul des Flügelmannes bleibt in der Regel nicht viel mehr als der Kopf über Wasser, und es geschieht nicht eben selten, daß eine täppische Welle Roß und Reiter für einen Moment gänzlich verschwinden läßt. Aber das bringt weder das eine noch den anderen aus seiner Gemütsruhe, und wenn dennoch

nach Ablauf einer gewissen Zeit der Flügelmann abschwenkt, um statt des ersten den letzten Platz in der Reihe einzunehmen, so geschieht es nicht, um derartigen gelegentlichen Duschen auszuweichen, sondern um den Nachbar in den Genuß der Vorteile aufrücken zu lassen, die das Fischen im tieferen Wasser mit sich bringt. Denn niemand soll durch Zufall oder Willkür dem anderen gegenüber bevorzugt sein, und der unlautere Wettbewerb ist unter den flämischen Fischern bis zum heutigen Tage ein unbekannter Begriff.

Bald lassen das Straffwerden der Taue und die stärkere Muskelanspannung der Pferde erkennen, daß sich die Netze zu füllen beginnen. Aber die kräftigen flandrischen Tiere verlangsamen darum ihre allerdings sehr gemäßigte Gangart nicht, und wenn man hie und da eines von ihnen unwillig schnaufen hört, so ist's nicht vor Ermüdung, sondern nur, weil ihm ein salziger Spritzer in die Nase gekommen ist.

Ein paar Stunden währt in der Regel der nasse Ritt, während dessen die Reiter sich sorglos der schönsten Gedankenlosigkeit hingeben können, dann wendet die ganze Reihe sich gleichzeitig wieder dem trockenen Strande zu, und wenn nun die Schleppnetze aus dem Wasser auftauchen, wird fast immer ein sehr ansehnlicher Fang offenbar. Es ist allerdings auch viel Seetang darunter, gar mancher ungenießbare Seestern und eine ziemliche Menge kleiner Fische, die sofort als zum Genusse ungeeignet dem heimatlichen Element zurückgegeben werden. Aber es bleibt doch für jeden nicht nur eine ausgiebige Fischmahlzeit übrig, sondern auch ein Quantum Garnelen, das die kurze Tagesarbeit lohnt.

Für die Männer wenigstens ist mit dem Sortieren des Fanges und mit dem Waschen der Netze das Tage-

werk in der Tat zu Ende. Sie können sich im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht daheim zum leckeren Mahle niedersetzen und den Rest des Tages vor ihren Hütten verrauchen oder verträumen. Die Hausfrau dagegen ist noch vollauf beschäftigt, die gefangenen Garnelen, die in rohem Zustande sehr schnellem Verderben ausgesetzt sein würden, in Salzwasser abzu-



Waschen der Netze.

kochen und die Vorbereitungen für die kleine Verkaufsreise zu treffen, die sie in der Frühe des folgenden Tages anzutreten hat, denn schon beim Anbruch des Morgens muß der mit den Garnelenkörben bepackte Esel bereit stehen, um seine weite und mühselige Wanderung durch den lockeren Dünensand anzutreten.

Die Fischerfrau hat immer eine tüchtige Strecke zurückzulegen, ehe sie die Absatzstelle für ihre Ware erreicht, aber der Verkauf vollzieht sich dann auch immer rasch und ohne sonderliche Bemühung. Nie kehrt sie anders als mit geleerten Körben und mit einer Hand-

voll blanker Silbermünzen heim, deren größerer Teil dazu bestimmt ist, den in einem soliden Frauenstrumpfe verwahrten Familienschatz zu vermehren.

So geht in ewigem, durch keinerlei Abwechslung unterbrochenem Einerlei das Leben der Nieuporter Fischer dahin. Die Söhne tun es den Vätern nach, und die kommenden Generationen werden mit ihrem bescheidenen Lose zufrieden sein, wie es die vergangenen gewesen sind.





Prinzessin Annemarie.

Novelle von M. Fogl.



„Annemarie!"

„Schwester Gerharde?"

„Bitte, läuten Sie. Man soll ein Licht bringen."

Schüchtern klang es zurück: „Ich dächte, Ihren kranken Augen wäre die Dunkelheit vorteilhafter, Schwester Gerharde."

„In der Dunkelheit kann ich Sie nicht sehen, Annemarie. — An was dachten Sie, als Sie die ganze Zeit über so still am Fenster saßen?"

„An was ich gedacht habe?" wiederholte die junge, weiche, verschleierte Stimme. „Ich weiß nicht, ob man es überhaupt denken nennen kann. Ich habe in einem ganz merkwürdigen Dämmerzustand mit offenen Augen geträumt."

„Und wovon? Sie wissen doch, daß Sie mir alles zu sagen haben, daß ich die Pflicht übernommen habe, jeden Ihrer Gedanken, jede Ihrer Regungen zu überwachen."

Zögernd, aber gehorsam klang die Erwiderung, als löse sich erst jedes Wort aus einem Meer von Empfindungen los: „Anfangs war es mir, als wenn ich eine im Himmel umherirrende Seele wäre. Ich flatterte allein im strahlenden Sonnenschein über all die herrlich duftenden Blumen des Paradieses. Da

erblickte ich mit einem Male die goldene Leiter vor mir, von der ich wußte, daß sie zu Gottes Thron emporführte. Und auf all den vielen blumenbestreuten Stufen hatten sich irrende Seelchen niedergelassen, gleich mir nur aus Kopf und Flügelchen bestehend, und diese luden mich ein, mich zu ihnen zu gesellen. Als ich ihrem Wunsche nachkam und mich ganz auf die unterste Stufe niederlassen wollte, hörte ich plötzlich ein Flügelschlagen über mir, als wenn eine Schar weißer Tauben sich mit einem Male erhöbe, und aufblickend gewahrte ich, daß all die Seelchen zur Seite geflogen waren, und daß von ganz oben eine große weiße Gestalt die goldenen Stufen herabkam. Sie wurde immer größer und trug ein faltiges, langes Gewand und einen Lilienstengel in den Händen und hatte mächtige Flügel an den Schultern. Ich wußte gleich, es sei einer von den Engeln, die um Gottes Thron Wache halten. Auch ich wollte nun zur Seite fliegen, doch da sprach der Engel mich an, indem er sich niederbeugte und mich sanft auf die Stirne küßte. ‚Habe Dank, mein Kind. Ich bin deine Mutter und du hast mich von meinen Sünden befreit.‘ Hell glänzte dabei das Antlitz des Engels in seliger Freude.“

Die matte, rührend klingende Stimme war in tiefer Bewegung erstickt. Der Ton verzitterte in der sommerwarmen Nachtluft, die von dem starken Duft der vielen Zierblumen durchsättigt war, welcher zu den weitgeöffneten, kirchenartigen Fenstern hereinschlug. Draußen lag der Park in düsterem Gewitterdunkel, am Himmel standen schwarze schwere Wolkenwände, hinter denen sich der Mond beharrlich verbarg.

„Der Traum zeigte Ihnen das schöne Ende Ihrer Lebensaufgabe!“ klang es jetzt nüchtern und streng von der anderen Seite her. „Doch wie weit ist der

Weg noch, den Sie zurückzulegen haben, bevor Sie dort anlangen!“

Nun versanken sie wieder beide in Schweigen.

Erst nach einer Weile hob die junge Stimme wieder an: „Schwester Gerharde!“

„Was wünschen Sie, Annemarie?“

„Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.“

„Sprechen Sie!“

„Es war nicht allein das Himmelsbild, das ich im Halbschlummer sah. Noch etwas anderes zog mir durch den Sinn. Sie erinnern sich doch noch, Schwester Gerharde, daß mir mein Bruder, der Thronfolger, einmal eines seiner Märchenbücher schenkte. Seither mögen wohl sieben Jahre verflossen sein.“

„Ich erinnere mich. Man nahm Ihnen das Buch wieder weg, weil es keine Lektüre für Ihren ohnehin so sehr zu phantastischen Dingen neigenden Sinn war.“

„Ganz richtig, Schwester Gerharde. Doch in der kurzen Zeit, in der es mein Eigentum gewesen, habe ich mit diesem Schatz oft ganz unten im Parke in der Laube gesessen und habe die Märchen zu lesen begonnen. Das schönste war ein Märchen von einer jungen Prinzessin, welche nur von einem Ritter, der aus dem Kreuzzug eine maurische Fahne mitgebracht, erlöst werden konnte. Als ich nun vorhin so im Dunkeln saß, da träumte mir, ich hätte das Goldgewand der Märchenprinzessin an, ihr schimmerndes langes Haar, ihre traurigen Augen und die unendliche Sehnsucht nach Freiheit im Herzen, die Sehnsucht nach etwas Großem, Schönem, das mich glücklich, selig machen könnte, und das ich nicht zu bezeichnen vermochte. Da sah ich plötzlich den Ritter vor mir, schön, jung und angetan mit einem schimmernden Silberpanzer.“

„Läuten Sie!“ befahl die andere. „Man soll Licht

bringen. Sie reden törichtes Zeug, sprechen von Ausgeburten einer sich bereits dem Irrwahn nähernden Phantasie. Es ist unrecht, solchen Gedanken nachzuhängen, Annemarie, hüten Sie sich davor, Sie könnten in Gedanken zur Sünderin werden, und Sie wissen doch, daß es Ihre Lebensaufgabe ist, dereinst völlig sündenrein in den Himmel einzugehen — um Ihrer selbst willen und weil Sie eine Seele zu erlösen haben."

Ein alter Diener brachte eine hohe Stehlampe, die er auf den Mitteltisch niedersetzte. Dann zog er sich sofort wieder zurück. Nur ein kleiner Umkreis, kaum mehr als der runde Tisch mit der saftgrünen Tuchdecke darüber, erschien nun hell beleuchtet. Alles andere in dem großen, hallenartigen Gemach war in gedämpftes Dämmerlicht getaucht, das sich im Hintergrunde beinahe zu völliger Dunkelheit verdichtete. Nur ab und zu leuchteten helle Beschläge, weiße Zierflächen wie blitzende Punkte daraus hervor, das düstere Gesamtbild dieses nur halb beleuchteten Raumes dadurch noch steigernd.

So verschwand auch die in schwarze faltige Kleidung gehüllte Gestalt der im Halbdunkel in einem Liegestuhl ruhenden Nonne, und nur die weiße Kopfbinde, der Vorstoß der haubenartigen Kopfbedeckung und die an ihrem Gürtel befestigte lichte Perlkette mit dem Kreuz daran machten sich deutlich bemerkbar neben dem Gesicht, dem fahlen, eingefallenen, lippenlosen Antlitz mit den kohlschwarzen, glanzlosen Augen darin, die jetzt wie leere Höhlen erschienen. Es mußte einmal schön gewesen sein, dieses Antlitz, denn die Züge wiesen auch jetzt noch Ebenmäßigkeit und Adel auf; in den Jahren voll Entbehrungen, unter den strengen Anforderungen, die der Orden an seine Angehörigen stellt, war der Reiz desselben aber wohl bald verblüht. Heute mochte

die Nonne zwischen fünfzig und sechzig sein, schwer leidend, trotzdem sie es niemals eingestehen wollte und es genau noch so streng wie seit Jahren mit ihrer Pflicht nahm, die hauptsächlich darin bestand, die junge Fürstentochter nach den gegebenen Instruktionen zu erziehen und für ihren zukünftigen Beruf als Äbtissin des Marienstiftes vorzubereiten.

„Bleiben Sie nicht länger dort am Fenster!“ sagte sie jetzt. „Es dürfte die Zeit gekommen sein, unsere Andachtsübung zu verrichten und uns dann zur Ruhe zu begeben.“

Gehorsam erhob sich die Prinzessin und näherte sich dem Lichtkreis der Lampe.

Sie trug ein weißes Kleid von nonnenhaftem Schnitt, das sich ihrer feinen Figur weich anschmiegte, und wie sie so mit ihrem leichten, schwebenden Gang aus dem Halbdunkel hervorkam, brachte sie etwas Schimmerndes, Leuchtendes, Märchenhaftes mit sich. Ein weißes, schmales Kindergesicht mit merkwürdig großen Augen zeigte sich, die weltfremd und zugleich voll unbewußten Sehnens ins Weite blickten. Eine Fülle braunblonden Haares, wellig und mit einem Glanz darauf wie auf Goldgespinst, umgab dieses Blütengesicht und fiel in langen schweren Locken fessellos herab bis über den Gürtel.

„Wie Sie wieder aussehen!“ schalt die Nonne. „Sie sollten sich doch nicht immer das Haar lösen!“

„Ach, Schwester Gerharde, wenn sich die Haare so anschmiegen, das ist ein so eigenes Gefühl, gerade als wenn zärtliche Hände meine Wangen streichelten.“

Unter dem mißbilligenden Blick der Nonne griffen die schmalen weißen Hände jetzt nach dem prächtig in altes braunes Leder gebundenen, mit künstlerischen Goldbeschlägen und Klammern ausgestatteten Prachtband, der auf dem Tische lag.

Draußen entlud sich in diesem Augenblick mit einem prasselnden Donnerschlag das Gewitter. Der Regen rauschte nieder, die Bäume begannen sich im Sturme zu biegen.

Die Prinzessin hatte zu lesen begonnen, doch so oft ein Donnerschlag krachte oder der Sturm sein Heulen wieder erhob, schweifte der schreckensvolle Blick ihrer dunklen Augen hin zu den weit offenstehenden Fenstern, während ihre feinen Nasenflügel, ihre Lippen nervös bebten.

Sie wagte nicht zu bitten, daß man die Fenster schließe, sie unterdrückte auch den Angstschrei, wenn der Blitz im flammenden Zickzack niederfahrend das rückwärtige Dunkel des Raumes blendend erhellte. Sie gedachte immer der strengen Lehren der Schwester Gerharde, die solche Schwäche hart tadelte und ihr immer aufs neue einschärfte, es sei eine ihrer Hauptpflichten, sich stets zu überwinden. Der Mensch müsse vor allem Sieger über sich selbst werden können.

Doch jetzt schrie sie dennoch laut auf und fuhr empor, beide Hände auf das wildhämmernde Herz gepreßt.

Die Tür im Hintergrunde des Gemaches war gerade, als das Gewitter seinen Höhepunkt erreicht hatte und sich Blitz und Donner unausgesetzt dicht hintereinander ablösten, aufgeflogen, und ungerufen — ein sonst vielleicht noch niemals eingetretener Fall — erschien der alte Diener, der sichtlich stark im Banne einer grenzenlosen Überraschung stand.

„Was haben Sie zu melden?“ rief die Nonne befremdet.

„Seine Königliche Hoheit der Thronfolger ist soeben in den Hof geritten — bis auf die Haut durchnäßt. Auf Befehl Seiner Hoheit habe ich zu berichten, daß er sich vom nahen Manöverfeld hierher geflüchtet

habe, er hieß mich unsere gnädigste Prinzessin fragen, ob sie ihm für diese Nacht ein Obdach gewähren wolle."

Schon bei seinen ersten Worten war Annemaries bleiches Gesicht ein Spiegel ihrer rasch wechselnden Empfindungen geworden. Vom Schrecken zur Freude übergehend, überkam sie ein beinahe berauschendes Gefühl, und während sie die Hände fest auf ihr wildpochendes Herz preßte, rief sie: „Mein Bruder ist ins Waldschloß gekommen! Mein Bruder — mein Bruder!"

Gerharde sah streng strafenden Blickes zu ihr hinüber. „Sagen Sie dem Prinzen," befahl sie dann dem Diener, „daß Sie sich selbstverständlich ganz zu seiner Verfügung halten, und daß Sie nach Kräften bemüht sein werden, ihn für diese Nacht mit allem Nötigen zu versorgen. — Und Sie, Annemarie, werden noch das Kapitel zu Ende lesen, bevor wir uns zurückziehen."

„Ach, Schwester Gerharde, ich bin jetzt gar nicht mehr in der rechten Stimmung. Ich bin ja so glücklich, endlich einen meiner allernächsten Angehörigen so nahe zu wissen."

„Sie übertreiben in geradezu strafbarer Weise. Wenn Ihr Herz tatsächlich bereits bei dem bloßen Gedanken, einer Person nahe zu sein, die sich Ihren Bruder nennt, die Ihnen aber bisher fast völlig fremd geblieben ist, diese unnatürliche Freude empfindet, dann sind meine Lehren, daß es mit all seinen Fasern, mit jedem Pulsschlag nur dem Himmel gehören und sich nicht weltlichen Gefühlen hingeben, sich nicht zersplittern dürfe, auf unfruchtbaren Boden gefallen. Es ist ein Beweis, daß Sie nicht mit der nötigen Strenge nach Selbstzucht streben, und da Sie dafür Strafe verdienen, so werden Sie bis nach Mitternacht auf den

Knieen Buße tun. — Und nun fahren Sie fort, wo wir stehen geblieben sind!“

Eingeschüchtert neigte sich das dunkle Mädchenhaupt abermals über die Blätter, und die junge Stimme erklang aufs neue in dem hohen, sich weit ausdehnenden Raum, eintönig begleitet von dem nun in Strömen niederrauschenden Regen, in welchem dieses Herbstgewitter endete. Aber die Stimme hatte nach und nach alle Färbung verloren.

Endlich schloß die Prinzessin das Buch und schob die goldenen Klammern vor. Die beiden Frauen erhoben sich.

In dem Augenblick jedoch, als sie das Gemach verlassen wollten, erschien der alte Diener abermals und blieb an der Tür stehen.

„Kommen Sie wieder im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit?“ fragte Schwester Gerharde.

„Königliche Hoheit lassen die gnädige Prinzessin fragen, ob sie heute noch für ihn zu sprechen sei. Er langweile sich so allein, und er wäre ihr sehr dankbar, wenn sie ihm noch kurze Zeit Gesellschaft leisten wolle.“

Erwartungsvoll blickte Annemarie auf die Schwester.

„Sagen Sie dem Thronfolger, die Prinzessin bedauere, denn das sei heute nicht mehr möglich,“ entschied die Nonne.

„Schwester Gerharde!“

„Bringen Sie dem Thronfolger sogleich diese Antwort. — Kommen Sie, Annemarie! Denken Sie an Ihre Buße!“

Gehorsam, aber zitternd vor Erregung folgte die Prinzessin der Voranschreitenden.

Das Schlafgemach der Prinzessin unterschied sich in seiner ganzen Anordnung kaum von einer größeren Klosterzelle. Hallenartig gewölbt, wie alle Räume

dieses früheren Jagdschlosses, besaß das weißgetünchte Zimmer mit seinen kahlen Wänden, den wenigen zierlosen Einrichtungsstücken etwas ungemein Ernststimmendes und Beklemmendes. Alles, was dem tändelnden Sinn eines jungen Mädchens entsprechen mußte, war mit unverkennbarer Absichtlichkeit verbannt worden, wenn man nicht eine kleine Eisengalerie vor dem vergitterten Fenster dazu rechnen wollte. In dieser Umfriedung prangten in den herrlichsten, leuchtendsten Farben Blumen und Blüten verschiedenster Art und außerdem dunkelgefärbtes Immergrün, mattglänzender Efeu. Diese Pflanzen waren dazu ausersehen, abwechslungsweise den Schmuck des mächtigen Kruzifixes aus Elfenbein zu bilden, das freistehend im Hintergrunde des Gemaches die Höhe und Breite einer halben Wand erreichte. Ein herrliches, kostbares Kunstwerk war es, dieses dunkle Kreuz mit der weißgelblichen Figur des in Leiden dahingegangenen Erlösers daran.

Schwester Gerharde hatte ihr Lager im Nebenraum aufgesucht. Es war so gestellt, daß sie die Schutzbefohlene auch dann beobachten konnte, wenn diese in ihrer schmalen Eisenbettstelle lag.

Es schlug Mitternacht. Mit ihrem Bußgebet zu Ende gekommen, erhob sich Annemarie von dem Betschemel, der sich zu den Füßen des Kruzifixes befand. Fast geräuschlos schickte sie sich an, die Blumen an die noch regenfeuchte Luft vor das Fenster zu tragen. Das rote magische Licht der ewigen Lampe bildete augenblicklich die einzige Beleuchtung des Raumes.

Und so, beladen mit glutroten Nelkenstöcken, weiß und bleich und märchenhaft, erblickte sie der junge Thronfolger, der draußen im Garten dicht vor dem Fenster stand.

Er hatte das Bedürfnis nach frischer Luft gefühlt

und hatte sich, da der Regen indessen aufgehört, in den Park begeben. Angezogen durch den rötlichen Lichtschimmer, war er dabei an das vergitterte Fenster gekommen.

„Ist das ein hübsches Bild!“ dachte er verblüfft, als er dort Annemarie mit ihren Blumenstöcken sah. „Das kann niemand anders als mein verbanntes Schwesterlein sein.“

In diesem Augenblicke sah die Prinzessin auch ihn; die Überraschung bannte ihren Fuß.

„Du bist Annemarie — nicht wahr?“ fragte er flüsternd. „Ich bin Heinz, dein Bruder.“

Mit zitternden Fingern stellte sie die Blumentöpfe nieder und über sie hinweg fragte sie: „Hast du mir vor Jahren einmal ein Märchenbuch geschenkt?“

„Ein Märchenbuch?“

„Ein dickes, braungebundenes Buch mit einer goldenen Fee auf der Außenseite, die ein Füllhorn trug, aus dem kunterbunt durcheinander Gnomen, Riesen, Nixen und andere Geister zur Erde fielen. Damals war es, als ich euch beide, Vater und dich, das einzige Mal im Leben zu Gesicht bekommen habe.“

„Ach ja — wir kamen damals von den Großeltern, und Großmama hatte mich trotz meiner dreizehn Jahre noch für einen kleinen Jungen gehalten, der sich an Märchenbüchern ergötzt. Sie schenkte mir das Buch, und nachher war ich glücklich darüber, daß ich es dir anhängen konnte.“

„Dann hast du wohl auch die Märchen nicht gelesen?“ rief sie enttäuscht. „O, das ist schade, ich hätte für mein Leben gern das Ende des einen, schönsten erfahren. Man nahm mir das Buch, als ich gerade dieses las.“

„Ich würde dich fast nicht wiedererkannt haben,“

sagte er ablenkend. „Du hast dich sehr verändert. Wie lange mag es übrigens her sein, als es Papa plötzlich einfiel, die Reise, die uns hier in der Nähe vorbeiführte, zu unterbrechen und nach dir zu sehen?“

„Darüber kann ich dir genaue Auskunft geben,“ erwiderte sie, bei der bloßen Erinnerung schon schmerzlich bewegt. „Es war vor nunmehr sieben Jahren. Papa war damals so seltsam und hat mir so bitter weh getan. Als er mich rufen ließ und ich dann vor ihm stand und meine Augen nicht zu ihm zu erheben wagte, da streichelte er mir erst voll gütigen Mitleids Haare und Wangen und sprach liebe, ermunternde Worte zu mir. Und als mir dabei das Herz aufging, da tat ich etwas, was ich mir selbst nie zugetraut hätte. Woher ich plötzlich den Mut nahm — ich weiß es nicht, aber mit einem Male hatte ich meine Arme fest um Vaters Schultern geschlungen und wollte ihn küssen. Einen Augenblick fühlte ich ganz deutlich, wie er mich heftig an sich preßte, aber dann setzte er mich hart zur Erde nieder, lachte wild auf und hieß mich in barschem Tone gehen und ihm nie mehr unter die Augen zu kommen.“

Sie hielt mit beiden Händen die Eisenstäbe umklammert und suchte aus nächster Nähe in dem Gesicht des Bruders zu lesen, wobei sie in ihrer Erregung ihren Kopf an das kalte Gitter preßte.

„Warum handelte er so an mir, kannst du mir das sagen? Und warum ist er dann niemals mehr gekommen?“

Ausweichend gab er zur Antwort: „Vater ist stets mit Regierungsgeschäften überhäuft und mag damals überreizt gewesen sein. In der Fülle seiner Pflichten ist sicher auch nur der Grund zu suchen, daß er nicht wieder den Weg zu dir fand. Und dann — du als

zukünftige Äbtissin sollst ja auch nach Möglichkeit von jedem weltlichen Hauch, den wir dir hier in deine friedliche Abgeschlossenheit tragen, bewahrt bleiben. Darum habe auch ich mich von dir ferne halten müssen."

Sie schwieg eine ganze Weile, in den Park hinausblickend, auf dessen regennassem Laub das Mondlicht blitzend spielte.

Dann begann sie aufs neue. „Man hat mir gesagt, daß sich unsere Mutter schwerer Verfehlungen schuldig machte, und daß mir die Gnade zuteil werden soll, sie durch ein dem Himmel geweihtes Leben von ihren Sünden zu reinigen. Das ist alles, was ich über meine Mutter in Erfahrung bringen konnte, und ich vermag es kaum in Worte zu fassen, wie groß meine Sehnsucht ist, mehr von ihr zu hören. Wie sie aussah, möchte ich wissen, wie ihr Wesen war und dann auch, wodurch sie so schwer sündigte. — Wenn ich ganz, ganz weit zurückdenke, dann entsinne ich mich an ein weißes Zimmer mit weichen weißen Teppichen und neben mir am Boden sitzend eine wunderschöne, lachende Frau, die mit mir herumtollt oder Ball spielt, um mich dazwischen oft stürmisch in die Arme zu nehmen und zu küssen. Oder ich liege in einem kleinen Bett und bin krank, und so oft ich die müden Lider hebe, sehe ich die Frau, ihre Augen schwimmen aber in Tränen. — Dann habe ich noch eine Erinnerung. Wir fahren und fahren über Berg und Tal, in Nacht und Nebel, und die Frau hält mich fest, fest an sich gepreßt und sagt nur immer: ‚Schlafe, mein Liebling, dein Mütterchen wacht!' Ich weiß es noch ganz genau, sie hatte an der Brust, dort wo mein Kopf ruhte, einen Strauß Veilchen angesteckt, Blumen, die nie und nimmer um sie fehlen durften, und so in einer süßen Duftwelle, schon halb traumumfangen, sah ich das holde Gesicht

der Frau zum letzten Male. Seither machen mich Veilchen immer traurig. — Ich habe Schwester Gerharde wohl schon hundertmal gebeten, mir von meiner Mutter zu erzählen, aber sie blieb immer stumm. Und nun bitte ich dich, sage mir alles, was du von ihr weißt!“

Sie hielt ihm dabei flehend die gefalteten Hände entgegen. Ihr bleiches Gesicht hatte Farbe erhalten, jenes zarte Mattrosa, das an die lichtesten, teuersten Korallen erinnert. Nur purpurn erschien jetzt der vor Erregung bebende Mund. Und die Augen funkelten und hingen mit leidenschaftlichem Verlangen an seinen Lippen.

Er lachte verlegen auf und legte seine Hand auf Annemaries Rechte. „Du hast Temperament, Kleine!“ Aber dann wurde er ernst. „Erlasse es mir, dich über die Mutter aufzuklären. Sie sagen alle, ihr Leben wäre eine fortlaufende Kette von Verfehlungen gewesen. Ich aber glaube nicht, daß sie sich aus Leichtsinn, aus Freude an dem Niedrigen verging. Nein, unsere Mutter erscheint mir wie eine kleine lustige Amsel, aus der man durchaus einen ernsten Adler machen wollte. Sie konnte nun einmal nicht unausgesetzt in den Wolken schweben, sie naschte tändelnd an diesem Blättchen, jenem Blümchen, bis sie endlich, überall verhetzt und angefeindet, verschwand, um sich für immer in die weite Welt zu verlieren.“

So weit war er gekommen, als er plötzlich ein brennendes Lippenpaar auf seiner Hand fühlte.

„Was fällt dir denn ein, Annemarie?“ rief er aus.

„Ich habe dich lieb, Heinz, für diese Worte und bin dir so dankbar —“

„Annemarie, mit wem sprechen Sie?“ Schwester Gerharde war aus ihrem leichten Krankenschlummer

erwacht, hatte sich erhoben und stand nun hinter der Prinzessin.

Wie auf böser Tat ertappt war Annemarie zusammengezuckt. „Mein Bruder —“ stammelte sie.

„Ja, Schwester Gerharde, Ihr ehemaliger Schüler, der jahrelang so schwer unter Ihrer Zuchtrute geseufzt hat!“ lachte der Prinz, bei dem Scherz und Ernst im Augenblick wechseln konnten. „Hoffentlich schreiben Sie mir mein geheimes nächtliches Zusammenkommen mit meinem Schwesterlein nicht auch noch auf die alte Rechnung.“

„Königliche Hoheit spielen auf Knabenstreiche an, die mir — ich muß es leider eingestehen — mein Amt als Erzieherin mitunter bis zur Unerträglichkeit erschwerten. Die Zeiten liegen aber nun weit hinter mir, und es ist mir gelungen, alles Ungemach zu vergeben und zu vergessen.“

„Sehr lobenswert, Schwester Gerharde. Doch der Erfolg Ihrer Bemühungen scheint kein vollständiger gewesen zu sein,“ spöttelte der Prinz. „Sie sprechen von bereits vollzogener Vergebung und stecken dazu eine Miene auf, wie —“

„Prinz Heinrich!“

„Aha — das aus verflossenen Zeiten so wohlbekannte Warnungssignal, dieses messerscharfe ‚Prinz Heinrich‘! — Arme Annemarie, nicht wahr, Schwester Gerharde versteht es meisterhaft, ihren Schutzbefohlenen das Leben —“

Annemarie, heftig erschrocken, hob die Hände abwehrend auf. Was würde nun geschehen?

Doch Schwester Gerharde verbarg ihre Gefühle hinter einer unbeweglichen Miene. Über den Prinzen hinwegsehend, wandte sie sich anscheinend vollkommen ruhig an Annemarie. „Ich denke, Prinzessin, Sie

sollten zu Bett gehen. Morgen ist Marientag, und da müssen wir zeitlich den Altar herrichten."

Die Prinzessin, die, ohne sich selbst darüber klar zu sein, bei dem plötzlichen Erscheinen der Nonne sich vom Fenstergitter zurückgezogen hatte, zauderte eine Weile. Dann trat sie noch einmal an das Fenster heran. „Leb wohl, Bruder!" murmelte sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Zweimal bist du gekommen, und jedesmal hat dein Erscheinen mir so viel Schönes gebracht. Laß dir dafür danken."

Der schwimmende Blick ihrer Augen, die sie jetzt voll und groß zu ihm erhob, verstärkte den Sinn ihrer Worte.

Ergriffen und unter der Stimmung des Augenblickes seine Worte nicht überlegend, rief der Prinz lebhaft aus: „Du armes, gefangenes Kind! Wie freudlos muß dein Leben sein, daß dich die Brosamen, die ich dir nur zufällig reiche, so glücklich machen! Aber sei unbesorgt, damit soll es nicht sein Bewenden haben. Jedenfalls sollst du bald wieder Nachricht von mir erhalten."

* * *

Der Großherzog hörte mit einer Miene, die sich immer mehr verfinsterte, je weiter der Prinz kam, seinen Sohn an.

„Laß es gut sein," erklärte er dann. „Ich werde die Tochter deiner leichtsinnigen Mutter, auch wenn sie nach dem Gesetz berechtigt ist, unseren Namen zu tragen und unseren Stand zu teilen, nie anerkennen. Sie ist dort am besten aufgehoben und unschädlich gemacht. Sie besaß schon als Kind die lodernden Zigeuneraugen ihrer Mutter, dasselbe wilde Ungestüm. Nein, um alles in der Welt möchte ich nicht den alten Skandal

in erneuerter Auflage auferstehen sehen. Ich setze voraus, es genügt, wenn ich dir jetzt meinen Willen in Form eines Wunsches kundgebe. Es wäre immerhin peinlich, wenn du mich zwingen wolltest, Befehle zu erteilen, die den Thronfolger bloßstellen müßten."

Der Prinz verbeugte sich stumm.

Er nahm sich zwar vor, die Sache nicht ruhen zu lassen, aber, wie es nun einmal bei so jungen hochgestellten Herren ist, für die das Leben stets so viel Schönes und Überraschendes bereit hält, es kam ihm dann eine Liebesaffäre dazwischen, die Übernahme eines Regiments, Einladungen von fremden Höfen. So schob er den Zeitpunkt des Handelns immer weiter hinaus, bis sein Eifer sich merklich abkühlte und Annemaries rührendes Bild in seiner Erinnerung verblaßte.

Erst einem Zufall sollte es die Prinzessin zu verdanken haben, daß er sich nach Monaten — es war inzwischen Winter geworden und Weihnachten nicht mehr ferne — wieder einmal mit ihr befaßte und ihr ein Lebenszeichen von sich zukommen lassen wollte.

Auf der Suche nach Briefen einer mit ihm in der ersten Jünglingszeit bekannt gewesenen, schwärmerisch angebeteten Aristokratin, die nun im Begriffe stand, in den Hafen der Ehe einzulaufen, und die schriftlichen Ergüsse ihrer ersten, noch ganz kindlichen Liebe wieder in Händen haben wollte, stieß er unversehens auf das Emailbildchen einer wunderschönen jungen Frau, von Meisterhand unendlich fein gemalt.

„Das ist doch die Mutter!" dachte er überrascht. Und dann kam es ihm in Erinnerung, daß das kleine Bild in seiner Kinderzeit rot eingerahmt über seinem Bettchen gehangen hatte. Als die häßliche Geschichte damals passierte, und die Dienerschaft überall davon

zischelte, daß die junge Großherzogin mit einem Hofschauspieler in die weite Welt geflohen sei, Mann, Kinder und Reich für ihre Liebe hinwerfend, da hatte der Obersthofmeister den Auftrag gegeben, alle die vielen Porträte der pflichtvergessenen Landesfürstin aus dem Schlosse schleunigst verschwinden zu lassen. Da war wohl einem von ihnen die kleine Miniatur, deren Wert er jedenfalls unterschätzte, in die Hände geraten, und der hatte sie dann achtlos in die Lade geworfen, wo sie der Sohn nach einer Reihe von Jahren durch Zufall wieder entdecken sollte.

Der Prinz vertiefte sich in das wunderschöne Bild.

Ein reizendes rundes, schelmisches Gesicht mit einem lachenden roten Mund, der nur zum Trällern und Scherzen geschaffen schien — alles beherrscht von großen dunklen Augen, in denen unersättliche Lebenslust und Genußfreude flammende Lichter entzündet hatten. Im lebhaften Kontrast zu diesen dunklen, heißen Augen stand die alabasterweiße Hautfarbe, die mit dem rosigen Anhauch dem kaum gefärbten Blumenblatt einer Rose gleichkam. Und diese blendende Hautfarbe zog sich vom Antlitz über Hals und Nacken bis in das ausgeschnittene Kleid aus schwarzem Samt, auf dem sich die eigenartig schimmernden braungoldenen Locken äußerst wirksam abhoben.

„Wie schön sie war — unsere Mutter!" dachte der Prinz voll Bewunderung. „Wir älteren Geschwister in unserer blonden Hünenhaftigkeit haben eigentlich gar nichts von ihr, aber die Kleine da draußen im Kloster, die hat von ihr die Augen, das Haar und auch die weiße Haut. Annemarie ist überhaupt von Mutter Natur am reichsten bedacht worden. Meine drei großen blonden, langweiligen Schwestern dagegen! — Die Kleine möchte wissen, wie die Mutter ausgesehen hat.

Wenn ich ihr das Bildchen schickte, heimlich zugehen ließe, damit wenigstens einen kleinen Teil meines Versprechens abtragend?"

Rasch entschlossen verwahrte er das Bildchen in seiner Brieftasche.

Als er dann am Nachmittag zu einem Regimentsessen fahren mußte, ließ er bei seinem Juwelier halten und bestellte eine der reizenden Miniatur würdige Fassung und eine zarte Goldkette dazu, so daß das Ganze für Annemarie einen Halsschmuck darstellte, den sie unbemerkt unter ihrem Kleide tragen konnte.

Voll Stolz über seinen hübschen Einfall dachte er nun darüber nach, eine Person ausfindig zu machen, die er damit betrauen konnte, das Schmuckstück unauffällig in Annemaries Hände zu bringen.

Das war im Grunde genommen gar nicht so leicht, denn weder einen seiner Freunde noch irgend ein weibliches Geschöpf oder gar einen seiner Diener konnte er damit betrauen. Die jungen Freunde vom Regiment würden sich aller Voraussicht nach wahrscheinlich genau so benehmen, wie er es selbst in einer gleichen Lage getan hätte: sie würden sich stracks in Annemarie, die doch so hübsch und eigenartig war, verliebt haben, einem weiblichen Wesen aber traute er nicht die unbedingt notwendige Verschwiegenheit zu und ebensowenig einem von seiner Dienerschaft.

Ja, wenn er selbst in irgend einer Verkleidung den Abstecher hätte machen können! Aber das ginge sicher schief, denn Schwester Gerharde hatte, wie er noch sehr gut wußte, ein ganz eigenes Talent, alle seine Schliche auszuschnüffeln, zu vereiteln und nachher noch Lärm zu schlagen.

Zu anderen Zeiten würde ihn dies vielleicht nicht

zurückgehalten haben, doch augenblicklich hatte er alle Ursache, den Vater nicht noch mehr gegen sich aufzubringen.

* * *

Am Morgen des Weihnachtsabends ritt der Thronfolger mit seinem Adjutanten, dem Grafen Robert v. Büdingen, über den unter den Hufen der Pferde knirschenden Schnee der Landstraße, die von einer außerhalb der Stadt befindlichen Kaserne in jene zurückführte.

Der Prinz war wieder einmal mit seinem Adjutanten recht unzufrieden und trabte, in übellauniges Schweigen versunken, stets einige Schritte vor demselben her. Was sich der Mensch da hinten herausnahm! Einem Hofmeister war er ja glücklich entwachsen, aber da hatten sie ihm nun den Büdingen als „Berater" zugeteilt, das heißt deutlicher ausgedrückt als Aufpasser, der ihn zu überwachen, zu unterweisen und zu tadeln hatte, eine Aufgabe, der sich der Graf mit äußerst lästiger Gewissenhaftigkeit unterzog.

Unsanft hieb Prinz Heinz dem Pferd in die Flanken, daß es einen scharfen Seitensprung machte.

Nun war der „lebende Vorwurf" da hinten bereits über ein Jahr sein Adjutant, und das förmliche Verhältnis zwischen ihnen war in dieser Zeit nicht um einen Schatten intimer geworden — im Gegenteil, er für seinen Teil mochte den „Berater" jetzt weniger leiden als je.

Da hatte es heute wieder etwas gegeben, nur eine geringfügige Meinungsverschiedenheit eigentlich über eine militärische Angelegenheit, aber gereizt, wie er nun schon einmal war, genügte das schon, um ihn gründlich zu verstimmen. Und der unangenehme Patron tat noch immer so, als wenn ihn nichts aus seinem

Gleichmut bringen könne, als wenn er, der Thronfolger, gar nicht im stande wäre, an ihn heranzureichen!

Jetzt sprach er ihn sogar an, trotz der sehr deutlich zur Schau getragenen Absicht, ihn zu schneiden.

„Ein prächtiges Weihnachtswetter!“ sagte der Graf ruhig, sein Pferd mit einem Schenkeldruck an des Prinzen Seite bringend. „Königliche Hoheit werden den Weihnachtsabend wohl im Familienkreise verbringen?“

„Nur so lange, bis ich die vorschriftsmäßigen Festtagsküsse meiner Schwestern hinter mir habe,“ erwiderte der Prinz nachlässig. „Dann werde ich mir erlauben, Ihnen und dem gesamten Hofstaat meinen erlauchten Rücken zuzukehren und auf meine Art Weihnachten zu feiern.“

„Natürlich bin ich davon wieder ausgeschlossen?“

Der Prinz lachte nervös auf. „Na, lieber Graf, Sie werden sich doch nicht etwa einbilden, daß es für mich ein Vergnügen geben könnte, wenn Sie dabei sind und mich mit Ihren ständig mißbilligenden Blicken verfolgen!“

Der Adjutant quittierte den Ausfall des Prinzen mit unbeweglicher Miene. „Ich bedaure, daß mir Hoheit diese Abneigung entgegenbringen,“ sagte er ruhig. „Vielleicht werden mich Hoheit später einmal richtiger beurteilen, wenn ich schon längst nicht mehr die Ehre haben werde, Ihr Adjutant zu sein.“

Der junge Mann, der selbst fühlen mochte, daß er den Bogen doch zu straff gespannt habe, lenkte ein. „Überdies würden Sie sich in der Gesellschaft, die aufzusuchen ich gewillt bin, ganz und gar nicht wohl fühlen. Es sind lustige Leutchen, Theatervölkchen, das sich als Motto ‚Lustig gelebt, selig gestorben‘ erwählt hat.“

„In der Tat,“ bestätigte der Graf, „Hoheit haben

recht. Ich wäre dort nicht am Platze, und meine Anwesenheit würde nur lähmend auf die Laune der übrigen Herrschaften wirken."

„Sie sind mir unbegreiflich," rief der Prinz jetzt in seiner ungeduldigen Lebhaftigkeit. „Wenn ich in Ihrer Haut stecken würde, mein Dasein müßte ein einziger Triumphzug durch dieses leider so rasch zu durchmessende Jammertal sein. Sie gehen ja mit geradezu sträflicher Blindheit oder Verachtung an all den Herrlichkeiten des Lebens vorüber, die für Sie, begnadet von einem gütigen Schicksal, wie Sie es sind, müheloser als für jeden anderen zu erreichen wären."

„Hoheit belieben sich in wahrhaft poetischen Bildern zu ereifern. Vielleicht habe ich nur einen anderen Begriff von den Herrlichkeiten des Lebens."

„Jedenfalls den unrichtigen. Wenn der Fall umgekehrt wäre, und ich die Rolle als Berater bei Ihnen zu spielen hätte, so wollte ich Ihnen meine Ansichten baldigst in gehöriger Form beibringen."

„Darf ich Hoheit einen Rat erteilen?"

„Darauf beschränkt sich doch Ihre ausschließliche Dienstleistung! Also los!"

„Eine längst erprobte Tatsache: Lasse Jeden auf seine Art selig werden. Es ist ein undankbares Geschäft, seine Mitmenschen ummodeln zu wollen, undankbar, zeitraubend und unter Umständen sogar manchmal gefährlich."

„Und doch bemühen Sie sich fortwährend, aus mir einen Musterknaben zu machen!" spöttelte der Thronfolger.

„Es wäre vergebliche Mühe, wo so wenig Talent dazu vorhanden ist. Alles, was ich mir zur Aufgabe mache, gipfelt darin, Hoheit vor einem zu tollen Ausarten der Veranlagung, ob im guten oder im bösen

Sinne, zu bewahren. Hoheit sind noch sehr jung, und die kleine Welt hier ist stets, offen oder versteckt, bemüht, sich durch Gefälligkeiten ohne Wahl die Gunst des zukünftigen Herrschers zu erwerben. Dies geschieht an allen Höfen, und auf diese Art werden oft die prächtigsten Naturen für das ganze Leben verdorben. Ich erachte es für meine Pflicht, Hoheit nach Kräften vor einem solchen Schicksale zu bewahren. Diesen Schmarotzerpflanzen Schach zu bieten, das ist alles, was ich erstrebe."

Der Graf hatte lächelnd begonnen und ernsten, ja herzlichen Tones geendet.

„Hätte ich Ihnen jetzt mit geschlossenen Augen zugehört, so wäre es für mich ein leichtes gewesen, mir einzubilden, der Hofkaplan spräche zu mir," meinte der Prinz, der die wohlmeinende, freundschaftliche Fürsorge des anderen nicht erkennen wollte und nur das Schulmeisterhafte aus dessen Worten heraushörte. Ablenkend warf er dann kühlen Tones hin: „Was gedenken denn Sie am heiligen Abend zu beginnen?"

„Ich werde ihn voraussichtlich sehr still in meinen eigenen vier Wänden verleben. Meine Schwester und mein Schwager haben mich zwar wiederholt eingeladen, mit ihnen und ihren Kindern das Fest zu begehen, doch ich ziehe es vor, von dieser Einladung keinen Gebrauch zu machen."

„Warum? ‚Im trauten Familienkreise' wären Sie doch ganz am rechten Platz!"

Ruhig erwiderte der Graf: „Meine Verwandten sitzen das ganze Jahr auf ihrem kleinen Gute da oben am Ostseestrande, rackern sich ab und legen Pfennig auf Pfennig, um dereinst für ihre sieben Kinder etwas tun zu können. Trotzdem lassen sie es sich nicht nehmen, mich bei jedem meiner Besuche als eine Art Ehrengast

zu feiern und sich in allerlei ungewohnte und unnötige Ausgaben zu stürzen. Um sie davor zu bewahren, habe ich es mir zum Prinzip gemacht, Einladungen lieber auszuschlagen."

Einer rasch entstandenen Gedankenverbindung nachgebend, sagte der Prinz nachdenklich vor sich hin: „Auch unser Kuckucksei, die kleine Annemarie, wird recht stille Weihnachten feiern."

Eine Weile ritten sie nun schweigend dahin. Nur wenige Fußgänger, die den Thronfolger ehrfurchtsvoll begrüßten, kreuzten ihren Weg. Durch flüchtiges Berühren des Mützenrandes, sichtlich mehr der Gewohnheit folgend, als bewußt, dankte dieser.

Plötzlich sagte er aus seinem Sinnen heraus: „Mein erster Regierungsakt soll es sein, Annemaries Kerker zu öffnen."

Der Adjutant warf dem Prinzen einen verwunderten Blick zu, in dem es warm aufleuchtete. Ja, so war dieser junge Mann! Trotz seiner vielen Fehler ein herzensguter Junge, der einmal sicher nicht einer der schlechtesten Herrscher werden würde, wenn sich nur erst seine Empfindungen geklärt, der tolle, heißblütige Unverstand der Jugend gewichen war.

„Seit ich das Mädchen wiedergesehen habe," fuhr der Thronfolger fort, „kommt es mir manchmal in den Sinn, daß wir alle, die es ruhig mitansehen, wie man sie von allem fernhält, was das Dasein lebenswert macht, Mitschuldige eines großen Verbrechens sind."

„Die Prinzessin fühlt sich in ihrer Abgeschiedenheit vielleicht ganz glücklich," wandte der Graf ein.

Statt einer Antwort sah der Prinz, von einem plötzlich erwachten Gedanken beherrscht, mit seinen hellen Augen fest in das Gesicht des anderen. Man

konnte es ihm deutlich anmerken, daß ihn etwas lebhaft beschäftigte. „Graf Büdingen!“

„Hoheit —“

„Weihnachten steht vor der Tür. Wollen Sie es übernehmen, einem armen Mädchen, dessen Leben wahrhaft trostlos zu nennen ist, der von keiner Seite eine Überraschung bevorsteht, eine kleine Festfreude zu bereiten?“

„Wenn es sich, wie ich wohl richtig annehme, um die Prinzessin Annemarie handelt, so müßte ich bedauern. Es widerstrebt mir, gegen die Absichten und Befehle meines Landesfürsten zu handeln.“

„Schon gut!“ unterbrach ihn scharf der Prinz. „Das hätte ich eigentlich vorauswissen können. Es war nur so ein Einfall von mir. Ich bitte, meine Worte zu vergessen.“

Mit sich selbst unzufrieden, spornte er sein Pferd aufs neue an und ritt nun wieder mit mißmutiger Miene voran. Ja, wenn Büdingen darauf eingegangen wäre! Den hätte er ruhig hinausschicken können!

Der ihn mit heimlicher Besorgnis beobachtende Graf konnte bemerken, wie er endlich, zu einem plötzlichen Entschluß gekommen, sich straff aufrichtete, mit der Linken den Waffenrock ruckweise herunterzog, während sein Blick aufsprühte.

„O weh!“ dachte der Adjutant, das Resultat von des Prinzen augenblicklicher Gedankenarbeit sofort richtig erratend. „Der Hitzkopf will gegen den strengen Befehl seines Vaters selbst der Überbringer werden, und es wird dann zwischen den beiden zu einem schweren Konflikt kommen.“

Abermals an des Prinzen Seite vorreitend, fragte er: „Wollen mir Hoheit nicht vielleicht etwas ausführlicher erklären, wie sich die Sache mit der der Prinzessin zugedachten Überraschung verhält?“

Der Prinz warf ihm über die Achsel einen spöttischen Blick zu. Freilich, ihm in die Karten schauen, das würde den Herrschaften passen, aber so einfältig war er nicht! Im Begriff, sich dementsprechend zu äußern, sah er dem Grafen in das ernste Gesicht, fing dessen Blick auf, der einen Vorwurf, eine Warnung zu enthalten schien, und da begann er sich mit einem Male seines Verdachtes zu schämen. Nein, mochte der Büdingen sein, wie er wollte, ein Spion war er nicht.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt," begann er, „daß es sich nur um eine kleine Festfreude handelt, die ich der armen Einsamen zugedacht habe. Ich möchte, von ihrer Erzieherin oder besser gesagt Kerkermeisterin ungesehen, ein kleines Schmuckstück in ihre Hände gelangen lassen."

„Ein Schmuckstück? Ich meine, solch weltlicher Tand, den sie doch zeitlebens verachten lernen mußte, wird kaum im stande sein, die Prinzessin sonderlich zu erfreuen."

„Im allgemeinen mögen Sie vielleicht recht haben. Doch das, was ich für sie bestimmte, wird sie sicher erfreuen. Es ist ein Halsschmuck mit dem Bildnis — unserer Mutter, nach der sie sich, ihr im Äußeren und wahrscheinlich auch im Empfinden bei weitem ähnlicher als wir anderen, unbändig zu sehnen scheint."

„Und falls ich auf meiner Weigerung verharre, so gedenken Hoheit den Wünschen des Großherzogs zu trotzen und auf eigene Faust den einmal gefaßten Vorsatz auszuführen?"

„Sie scheinen Gedanken lesen zu können," rief der Prinz. „Nun, wenn Sie es wissen wollen, ich werde so frei sein."

„Aber dies hieße doch den Großherzog in geradezu — verzeihen, Hoheit — unüberlegter Weise herausfordern! Nein — nein, das darf ich nicht geschehen lassen."

„Wollen Sie mich vielleicht verraten?“

„Kein anderer würde diese Frage ungestraft an mich haben richten dürfen,“ gab der Graf ernst zur Antwort. „Nein, zum Verräter werde ich nicht, aber da Hoheit die Sache unter jeder Bedingung durchführen wollen, zum Überbringer.“

„Sie wollten wirklich?“ Der Thronfolger neigte sich überrascht vor, um dem Grafen fragend ins Gesicht zu blicken.

„Unheil verhüten und Hoheit wieder einmal von einem unüberlegten Streich abhalten — ja, das will ich.“

„Was veranlaßt Sie denn nur zu dem plötzlichen Stimmungswechsel?“

„Vielleicht nur der Gedanke, daß ich für meine Person dabei nicht so viel riskiere wie Hoheit, oder vielleicht weil ich mir nach einiger Überlegung gesagt habe, es könne den Absichten, die der Hof mit der ihm sonst so unbequemen Prinzessin hegt, doch eigentlich unmöglich hinderlich sein, wenn wir ihr diese kleine Freude bereiten.“

„Ist dies alles, was für Sie ausschlaggebend war?“ Der Prinz fragte es gesenkten Blickes, mit den Zügeln spielend. Er begann, aufs äußerste überrascht, den wahren Beweggrund zu ahnen.

Der Graf blieb darauf die Antwort schuldig. Dadurch mußte der andere die Augen heben, und da las er sie aus dem Blick, mit dem ihn der Adjutant jetzt ansah.

Plötzlich streckte der Prinz dem Grafen mit einer edlen, abbittenden Bewegung die Rechte entgegen.

„Endlich!“ rief dieser und umschloß sie mit festem Druck. „Wir werden aber einen Feldzugsplan entwerfen müssen,“ meinte er im Weiterreiten. „Wenn ich

so ohne weiteres ankäme, würde mich die Schwester Gerharde selbstverständlich kurzer Hand abfertigen, ohne daß es mir voraussichtlich gelingen würde, die Prinzessin auch nur von ferne zu Gesicht zu bekommen."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Wir werden gezwungen sein, eine List zu erfinden."

„Darin bin ich leider ein rechter Stümper."

„Zum Glück habe ich mich schon mehrere Male in Lagen befunden, die in mir eine gewisse Verschlagenheit zeitigten," lachte der Thronfolger schon wieder in seiner gewöhnlichen, fröhlichen Laune. „Warten Sie, ich habe einmal eine famose Geschichte gehört. Ja, das ließe sich machen! Die liebe Schwester Gerharde leidet an einem bösen Augenübel, das sie ängstlich geheimhält und von dem nur der Vater und noch einige Personen vom Hofstaat unterrichtet sind. Das soll uns jetzt zu statten kommen. Unter dem Deckmantel der allerhöchsten Fürsorge kommen Sie als eine Weltberühmtheit von Augenarzt ins Schloß, untersuchen die Alte, geben ihr ein unschädliches Rezept, das ich mir verschaffen werde, und bleiben dann so lange, bis es Ihnen gelungen ist, der Prinzessin, nebst meinem brüderlichen Gruß und der Versicherung, daß ich auch fernerhin meines Versprechens gedenken will, die kleine Überraschung zuzustecken. — Einverstanden?"

Der Graf nickte nachdenklich, und eilig strebten nunmehr die beiden Reiter der Stadt zu.

* * *

Als Graf Büdingen, von der kleinen Station kommend, sich anschickte, den schneeverwehten Weg durch den Wald einzuschlagen, wurde ihm die feierliche Vorstimmung, die wohl eine jede Seele um diese Zeit überkommt, so recht bewußt, schien sie hier in der er-

habenen Einsamkeit des in Winterpracht starrenden Waldes doch noch um vieles verstärkt.

Still und groß ragten die mit schwerer Schneelast bedeckten, weitausladenden alten Tannen gegen den Himmel, sich mit den Ästen in der Höhe treffend und so eine Kuppeldecke bildend, über der mit mattem Winterglanz die Nachmittagssonne stand. Etwas von ihrem milden, melancholischen Leuchten brach sich auch durch das weißbedeckte Geäst Bahn und schwebte, eine eigentümliche Goldfärbung erzeugend, hoch oben in der Kuppel, während unten das Weiß des Schnees das hier herrschende Waldesdunkel bekämpfte.

Kein Ton, kein Laut in den Lüften, überall erhabenes Schweigen, als wolle sich die Natur in der würdigsten Form für das schönste Fest der Christenheit vorbereiten.

Rüstig schritt der Graf aus. Da schimmerte es ihm in einer Waldlichtung hell entgegen und beinahe hätte er einen Ausruf des Entzückens ausgestoßen.

Da stand ein prächtiger alter Tannenbaum, grün und weiß, weil es dem Wintersturm nicht ganz gelungen war, den Schnee von seinen Ästen fortzutreiben, mit Eiszapfen behangen, in denen sich die Sonne blitzend fing, so daß er wie ein flammender Riesenchristbaum erschien.

Der einsame Wanderer vermochte sich kaum von dem stillen, glanzumflossenen Bilde zu trennen. Und in dem Augenblick, als er sich zum Weitergehen entschloß, raschelte es in den kahlen Sträuchern ihm gegenüber, sank in dicken Flocken der an ihnen nur lose haftende Schnee, und ehe er sich's noch recht versah, lugte der zierliche braune Kopf eines jungen Rehleins durch das Astwerk.

Unwillkürlich hielt Büdingen den Atem an, um das

graziöse Tierchen nicht zu verscheuchen, und da konnte er sehen, wie das Reh vollends heraustrat und sich dem glitzernden Tannenbaume näherte.

Mit weit vorgestrecktem Kopfe suchte es den Stamm zu erreichen. Richtig, da lief ja eine tiefe Blechrinne um denselben, aus dem es sich wohl gewohnheitsmäßig sein Futter holte. Aber die Rinne war leer, kein Körnchen Futter vorhanden.

Der diese hübsche Szene mit großem Interesse verfolgende Graf glaubte dem Tierchen die helle Enttäuschung darüber aus den sprechenden Augen ablesen zu können.

Doch was war das? Er sah das Reh plötzlich stutzen, hoch aufhorchen und dann mit einem zierlichen Satz ins Buschwerk zurückfliehen.

Fast unmittelbar darauf hatte er abermals Gelegenheit, sich zu verwundern.

Unhörbar über die Schneedecke war sie gekommen, die kleine weißvermummte Gestalt mit der spitz zulaufenden Mantelkapuze, dem Korb am Arme und dem buntgeputzten Tannenbäumchen, dessen hin und her pendelnder billiger Schmuck augenblicklich ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte.

So hatte der Graf Gelegenheit, von ihr unbemerkt zurücktreten zu können, und hinter einem Busche hervor vermochte er nun in aller Ruhe ihr Tun und Treiben zu beobachten.

Sie hatte den Korb zu Boden gestellt. Es schien ihr bei der Wanderung warm geworden zu sein, denn die schmale Hand schlüpfte eilig aus der unförmigen Pelzumhüllung und zerrte ungeduldig an dem dicken Mantel, wodurch sich der Verschluß desselben öffnete und zugleich damit die Kopfbedeckung niedersank.

Des Grafen Blicke trafen nun das weiße, großäugige

Gesicht in der braunen Lockenumrahmung, auf welche die untergehende Wintersonne ihre goldenen Reflexe warf. Sofort war es ihm klar, daß er da das liebreizendste Geschöpf vor sich hatte, dem er jemals im Leben begegnet war. Und in demselben Augenblick wußte er es auch schon, daß dieses bleiche Mädchen niemand anderes als die verbannte Prinzessin sein konnte. Besaß sie doch dieselben liebreizenden Züge, dieselben heißen, dunklen Augen wie das Porträt, das er vom Thronfolger für sie mitbekommen hatte. Die Ähnlichkeit war sprechend, nur war die kleine Prinzessin noch weit schöner und holder, als es die Mutter einst gewesen. Das machte wohl der Ausdruck köstlicher Reinheit, in die dieses ganze süße Mädchenantlitz getaucht erschien, die leise Schwermut, die daraus sprach.

Als er sie so vor sich sah, das Ebenbild ihrer Mutter, da erwachte in ihm ein ungeheures Mitleid mit der zukünftigen Äbtissin. Er sah es voraus — mit dem heißen Blut ihrer Mutter in den Adern standen ihr schwere Kämpfe bevor.

Sie hatte inzwischen die Blechrinne bis zum Rande mit Futter gefüllt. Nun trug sie zu des Grafen Verwunderung das mitgebrachte Weihnachtsbäumchen nach einer kleinen Erhöhung und entzündete dann dort mit reizender Bedächtigkeit alle die vielen buntfarbigen Lichtlein, die an seinen grünen Ästen klebten. Und es schien, als wenn die Sonne nur auf diese Ablösung gewartet hätte, denn als die Prinzessin zu Ende gekommen war und das Bäumchen im vollen Lichterschmuck erglänzte, da hatte sie sich unbemerkt fortgemacht.

Nur von den Kerzen des Bäumleins strahlte es nun still und feierlich durch die rasch einbrechende Dämmerung.

Oft mußte der Graf in späteren Zeiten an das

rührend liebliche Bild im winterlichen, stillen Wald zurückdenken, das die Prinzessin damals neben dem hellstrahlenden Lichterbaum in der großen, dämmerigen Einsamkeit geboten, und dann konnte er sich nie des schweren Vorwurfs erwehren, daß ihr sicher viel Leid erspart geblieben wäre, wenn er damals die so günstig gebotene Gelegenheit ausgenützt und sich seines Auftrags gleich an Ort und Stelle entledigt hätte.

So aber war er hinter seinem Busch geblieben. Vielleicht hielt ihn die Besorgnis zurück, sie durch ein plötzliches Auftauchen zu erschrecken, vielleicht war es auch neugieriges Interesse gewesen, Einblick in das Leben dieser verbannten Fürstentochter zu gewinnen. —

Bald nach Annemarie traf er im Waldschlosse ein. Merkwürdigerweise zeigte sich Schwester Gerharde weit weniger unzugänglich, als er angenommen hatte. In den letzten Monaten schwer leidend, war die Ursache hierfür wohl darin zu suchen, daß sie sich jetzt an den Hoffnungsschimmer klammerte, der ihr angeblich durch die Gnade des Herrschers zu teil wurde.

Einen besseren Vorwand, den Grafen in die Nähe der Prinzessin zu bringen, hätte der Thronfolger gar nicht finden können, aber trotzdem Schwester Gerharde gegen den falschen Arzt auch nicht ein Fünkchen Mißtrauen hegte, hielt sie die Prinzessin dennoch aus leichtverständlichen Gründen von ihm fern.

Seinen Weihnachtsabend beging der Graf unter diesen Umständen sehr still, nur die frommen Gesänge, welche die Prinzessin mit den Dienstleuten in der Kapelle angestimmt hatte, klangen zu ihm herauf.

Er hatte das Fenster geöffnet und lauschte. Draußen fielen lautlos und unaufhörlich dicke, weiche Schneeflocken.

Er blieb am Fenster, bis die Stimmen verstummten, die Lichter im Hause verlöschten.

— — — — — — — — — — — — —

Mitternacht konnte nicht mehr ferne sein, als Annemarie plötzlich durch lautes Stöhnen, das aus der Kammer der Schwester Gerharde drang, aus dem Schlafe geweckt wurde. Erschrocken richtete sie sich auf und eilte zu der Kranken.

War ihr Schlafraum schon jedes Luxus, ja sogar jeder Bequemlichkeit bar zu nennen, so wurde dieser an Dürftigkeit der Einrichtung bei weitem noch durch die Kammer der Nonne übertroffen. Vollständig kahle, rohgestrichene Kalkwände mit einigen Eisenhaken, von denen, mit schwarzem Tuch bedeckt, die wenigen Kleidungsstücke der alten Frau niederhingen, eine schmale eiserne Bettstelle mit grobem, gelblichem Leinenzeug, davor ein Holzstuhl mit einem Lichthalter, ein zweiter mit einer Waschschüssel und auf dem hochgelegenen Gitterfenster ein Kruzifix — das war alles.

Annemarie, die in der Angst und dem Grauen, das sie bei dem Anblick der Kranken, dem Gurgeln und Röcheln derselben befallen hatte, an allen Gliedern zitterte, bezwang sich doch so weit, um sich über die sichtlich schwer Leidende neigen zu können. „Schwester Gerharde, was ist Ihnen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Die Gefragte versuchte zu antworten, aber ihre Lippen konnten die Worte nicht formen. Dabei fuhren ihre Hände in qualvoller Unrast auf der Decke hin und her.

Da lief Annemarie in ihr Zimmer zurück, warf ihr Kleid über und eilte in den finsteren Gang hinaus.

Gott sei Dank, aus der Mädchenkammer fiel durch die schmale Spalte am Boden Licht. Die Prinzessin

riß die Tür auf. Die drei Dienstmädchen saßen beisammen und naschten von den Süßigkeiten, die ihnen das Christfest gebracht hatte.

Sie fuhren schreiend in die Höhe, als sie so plötzlich die weiße Gestalt der Prinzessin vor sich sahen. Die Besonnenste lief dann die Treppe hinauf, um den fremden Arzt zu holen.

Büdingen war noch auf, und er beeilte sich, der Aufforderung, welche die Prinzessin an ihn ergehen ließ, wenn auch nicht als Arzt, so doch als hilfebereiter Mensch zu entsprechen.

Er fand Annemarie am Bettende der Nonne kauernd, ihr Entsetzen kämpfte offenbar erfolglos mit ihrem leidenschaftlichen Mitgefühl, mit ihrer Scham, so schwach zu sein.

Als der Graf den kleinen Raum betrat, hielt sie die Augen fest geschlossen, voll Angst, ihr schaudernder Blick könne abermals das Bild der sich in Krämpfen windenden Schwester Gerharde in sich aufnehmen müssen.

Erst als sie seine Worte in ungemessenes Erstaunen setzten, sah sie groß zu ihm empor.

Er sagte leise zu ihr: „Wir müssen sofort einen Arzt herbeischaffen, Prinzessin. Ich trage selbst Schuld an einer Täuschung, die Sie umfangen hält. Jetzt ist zu einer ausführlichen Aussprache nicht der geeignete Zeitpunkt, aber das eine muß ich Ihnen eingestehen, ich bin kein Arzt, ich bin der Adjutant des Thronfolgers und sah mich veranlaßt, unter einer Maske dieses Schloß zu betreten. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen, Prinzessin, bitte Sie vielmehr, mir bekannt zu geben, wie sich am raschesten wirkliche ärztliche Hilfe herbeischaffen läßt.“

Die Prinzessin mußte erst ihre Gedanken sammeln.

„Ärztliche Hilfe? Es ist nicht möglich, unseren Arzt jetzt holen zu lassen. Arme Schwester Gerharde!“

„Es muß möglich gemacht werden, Prinzessin.“

„Der Diener ist zu alt, und von den Mädchen kann ich keines in die Winternacht hinausschicken,“ murmelte sie.

„Das sollen Sie auch gar nicht, Prinzessin, ich übernehme es natürlich, den Arzt herbeizuschaffen. Nur um Unterweisungen möchte ich bitten, wie ich am ehesten in den nächsten Ort gelange. — Nun, die kann mir schließlich ja auch der Diener geben.“

Damit verbeugte er sich und ging.

Mit einer Laterne ausgerüstet, machte er sich kurze Zeit darauf auf den Weg.

Es war eine wundervolle Winternacht, der Himmel strahlend gestirnt, die Luft zwar eisigkalt, aber völlig windstill. Das Weiß des Schnees erhellte den Weg.

Und während er so in der tiefen Stille dahinschritt, mußte er unausgesetzt an die rührend kindliche Gestalt der Prinzessin denken. In ihrer ratlosen Schwäche, ihrer Hilflosigkeit erschien sie ihm doppelt schutzbedürftig und mitleiderregend. —

Der Arzt kam sofort mit, und es gelang ihm auch, der Leidenden Erleichterung zu verschaffen. Doch hatte er bald gefunden, daß inzwischen ein leichter Schlaganfall eingetreten sei.

Nun lag Schwester Gerharde ganz ruhig, während der Doktor an ihrem Bette saß und sie stumm beobachtete.

Annemarie lehnte in ihrem Zimmer zum Umsinken matt am Fenster. Über das Immergrün der kleinen Galerie hinweg blickte sie zum Himmel auf.

Da trat Büdingen an sie heran. „Ich weiß nicht, ob sich der Augenblick, in dem Ihr Herz voll Sorge sein muß, für die Worte eignet, die ich Ihnen zu sagen

habe, doch mir bleibt keine Wahl, denn ich verlasse schon morgen wieder dieses Haus. Ich stehe als Abgesandter Ihres Bruders, des Prinzen Heinz, vor Ihnen, der Ihnen durch mich dieses kleine Bildnis hier zugehen läßt. Es ist das Porträt Ihrer Mutter."

Damit drückte er auf den Knopf der kleinen Samtschachtel und hielt sie der Prinzessin geöffnet entgegen.

Mit vor Überraschung übernatürlich vergrößerten Augen betrachtete sie lange, lange das kleine Bild. „Meine Mutter!" rief sie endlich, und ihre Stimme legte dabei Zeugnis von der grenzenlosen Liebe, dem heißen Sehnen ab, die sie die Jahre hindurch stumm in ihrem Herzen getragen. Dann drückte sie es an die Lippen und begann es zu küssen, wild, unbeherrscht. Heiße Tränen stürzten ihr aus den Augen. Raschen Gefühlsbewegungen unterworfen, begann sie darauf plötzlich zu lachen, wohl als höchster Ausdruck ihres Entzückens.

„Wie schön sie war!" flüsterte sie mit einer Innigkeit, die keine Steigerung mehr kannte. „So frisch, so sonnenvoll, so fröhlich, wie ein strahlender Maienmorgen! Wie ich mich freue, daß du so glücklich sein konntest, mein liebes, totes Mütterlein! Ich bin ja so unaussprechlich glücklich, daß ich dich nun sehen darf, dich immer bei mir haben kann."

In diesem Augenblick begann Schwester Gerharde aufs neue zu stöhnen. Mit einem Schlage änderte sich der Ausdruck von Annemaries Gesicht, das jetzt in dem durch das Fenster fallende Mondlicht noch weißer erschien als sonst. Es sah jetzt aus, als wenn eine kalte Hand mit einem einzigen unbarmherzigen Strich all die Glückseligkeit daraus fortgewischt hätte. Starr und groß richteten sich die Augen auf die Leidende, und dann senkte sie wie unter schwerem Schuldbewußtsein den Kopf tief auf die Brust.

„Es war sehr schlecht von mir,“ sagte sie, „mich derart zu freuen, während in meiner nächsten Nähe jemand so unsäglich leidet. O, ich werde niemals der großen Gnade würdig sein, für die mich der Himmel ausersehen hat.“

Sie ließ eine Pause eintreten, und ebensowenig wie es der Graf früher unternommen hatte, sie mit einem Worte in ihrer Glückseligkeit zu stören, ebensowenig fand er jetzt, überrascht durch den jähen Stimmungswechsel, den Mut, ihre Selbstanklagen zu widerlegen.

Da schien sie einen schweren Entschluß gefaßt zu haben. Tränen, die ihr sowohl in Freud als in Leid sehr locker saßen, glänzten in ihren Augen. „Nehmen Sie das Bild wieder an sich, mein Herr,“ bat sie, „und geben Sie es meinem Bruder zurück. Sagen Sie ihm, ich wäre ihm für die große Freude unendlich dankbar, denn es ist die größte, die mir zeitlebens gemacht wurde, und ich würde das Bild unserer Mutter gerne immer auf meinem Herzen getragen haben, doch ich hätte dann für einen schweren Frevel Buße zu tun und muß mich daher von dem teuren Bildnis trennen.“

Sie hatte einfach und ergeben gesprochen, und es ergriff den Grafen in diesem Augenblick tief. „Prinzessin,“ rief er, „der Herr im Himmel hat die Welt doch unmöglich so schön erschaffen, daß es ein ihm gefälliges Werk sein kann, wenn sich Menschenkinder jede Freude im Leben versagen. Sie sind viel zu streng gegen sich selbst, nehmen Dinge, die ganz natürlich sind und deshalb gar keiner Buße bedürfen, als schwere Verbrechen. Strafen Sie sich nicht so grausam und zwecklos, behalten Sie das Bild!“

Erstaunt hob sie die Augen, und da traf ihr Blick zum ersten Male in vollem Erfassen sein edelgeschnittenes

Antlitz und blieb dort überrascht und wie gebannt einige Sekunden haften. Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, wie ihr unter diesen Blicken so eigen ums Herz wurde, wie ein Zittern in ihr emporstieg, ein Sehnen, rätselhaft und süß zugleich.

Plötzlich stürzte sie von ihm fort und warf sich wie schutzsuchend zu den Füßen des Kruzifixes nieder. Mit hocherhobenen Händen begann sie laut zu beten.

Der Kampf in ihr hatte blitzartig begonnen, aber der Graf, das konnte er sich sagen, war unschuldig daran.

Unversehens war da, wie eine Knospe, die eines Tages der erste Morgensonnenstrahl zur Rose wachküßt, ein Kind zur Jungfrau erblüht.

Er stand im Schatten und sah auf sie nieder, wie sie ihre eben erst erwachten Empfindungen zu betäuben, wie sie sich von den auf sie einstürmenden Gefühlen zu reinigen, zu befreien suchte. Sein Blick umfaßte ihre zarte, bebende Gestalt, die flehend emporgewandten wunderschönen Augen, den unaufhörlich leise sich bewegenden Mund.

Endlich riß er sich los und verließ das Zimmer, um in das seine zurückzukehren. Der Gedanke an Annemarie ließ ihn aber nicht zur Ruhe kommen, und da sein Herz schon vorher voll warmer Empfindungen für sie gewesen, so war jetzt der Schritt zur Liebe für ihn nur noch ein kleiner. Aus dem augenblicklichen Chaos seiner Gefühle löste sich ein tiefes Empfinden los, wuchs in der ihn umgebenden Einsamkeit und Stille an, zeitigte Wünsche in ihm, die er in solch leidenschaftlicher Stärke noch niemals vorher empfunden hatte.

Aber fühlend, wie er sich selbst fremd wurde, wie alles in ihm unterzugehen drohte, was er bisher hochgehalten, Gewissen, Vertrauen, das er nicht täuschen durfte, Pflicht gegen seinen Fürsten und gegen das

Mädchen selbst, wie alles unterzugehen drohte in dem einzigen Wunsch nach ihr, stand es in ihm fest, daß er fort mußte, so rasch als möglich fort mußte, wollte er dem Unheil nicht Tür und Tor öffnen.

So begann er sofort, sich zum Gehen zu rüsten.

Da war es ihm, als wenn er vor seiner Tür plötzlich ein leises Geräusch vernommen hätte. Er ergriff seine Kerze und riß die Tür auf.

Er sah sich nicht enttäuscht. Das Licht zeigte ihm eine weiße Gestalt, die zurückweichend ihm gegenüber an der dunklen Mauer lehnte — die Gestalt der Prinzessin.

Sie blieb regungslos stehen, die beiden Hände fest auf das Herz gepreßt, mit den Augen einer Schlafwandelnden, die, wie aus jähem Traum erwacht, zu Tode erschrocken ins Leere starrt, mit halbgeöffneten Lippen, auf denen ein unterdrückter Ausruf, ein stummes Fragen lag.

Noch besaß Büdingen so viel Überlegung, um ihr über die Peinlichkeit des Augenblicks hinweghelfen zu wollen. „Sie sind gekommen, das Bild Ihrer Mutter zurückzuholen?" fragte er. „Es gelang mir also doch, Sie zu überzeugen —"

Sie unterbrach ihn, sie ging auch jetzt der nach ihren Begriffen verdienten Strafe nicht aus dem Wege. „Ich bin gekommen, einer geheimnisvollen Macht gehorchend. Ich weiß nicht, wie es geschah, ich weiß auch nicht, was es ist."

Da kam es über ihn, er fühlte, wie seine klare Überlegung in dem wilden Pochen seines Herzens unterging. Im nächsten Augenblick hatte er Annemarie in die Arme gerissen und bedeckte ihren Mund mit leidenschaftlichen, glühenden Küssen.

Und unter seinen Küssen erstarb ihr schwacher Wider-

stand. Die Liebe ging immer mehr auf in ihrem Herzen, und innig begann sie die Liebkosungen des geliebten Mannes zu erwidern.

Das leidenschaftliche Blut ihrer Mutter offenbarte sich in ihr zum ersten Male.

Da fuhr es wie ein Blitz vor Büdingen nieder. In diesem zeigte sich ihm im Fluge die Gefahr, der Abgrund, an dessen Rand sie taumelten. „Geh, mein Kind,“ flüsterte er mit rauher Stimme, „geh schnell, verlasse mich! Von mir hast du nur Unheil zu erwarten, meine Liebe will dich davor bewahren.“

Sie verstand ihn zuerst nicht. Aber der nächste Augenblick war ausreichend für sie, um ihr das Bewußtsein wiederzugeben. Ein gedämpfter, erstickter Aufschrei namenloser Pein — und Annemarie war in der Dunkelheit verschwunden.

* * *

Heimgekehrt, erfuhr Büdingen von dem ihn schon ungeduldig erwartenden Thronfolger zweierlei Dinge, die in seiner Abwesenheit beschlossen worden waren, und die für ihn von größter Bedeutung erschienen.

Der unbedachte Prinz hatte wieder einmal Veranlassung zu öffentlichem Gerede gegeben, infolge davon eine sehr erregte Szene mit dem Großherzog gehabt, dadurch war das Maß seiner Sünden übervoll geworden, und er war reif für die an Fürstenhöfen so beliebte Prinzenstrafe. Der Schuldige sollte also unverzüglich eine Weltreise antreten. Daß Büdingen als Adjutant mitzureisen hatte, war eine selbstverständliche Sache.

„Ich möchte am liebsten alles kurz und klein schlagen,“ schrie der Prinz und lief äußerst temperamentvoll unter heftigem Sporengeklirr auf und ab. „Aber un-

gestraft sollen sie mich nicht fortkriegen. Ich will und werde mich rächen — ja, das werde ich! — Sie, mein lieber Büdingen, von dem ich jetzt fest überzeugt bin, daß Sie nie und nimmer an mir zum Verräter werden könnten, sollen erfahren, was ich zu tun gewillt bin."

Er warf sich in einen Sessel und dachte einen Augenblick nach.

„Ich schicke voraus," begann er dann, „daß zu meinen wenigen schätzenswerten Eigenschaften vor allem Aufrichtigkeit gehört. Die kleine Annemarie, die Sie ja jetzt kennen, soll mir helfen bei meiner Rache. Ich werde ihr Geschick ganz anders zu gestalten suchen, als es der Vater und der hohe Kronrat beschlossen haben."

Er sprang auf und nahm sein Hin- und Herwandern wieder auf.

„Eine traurige Tatsache ist's, die sich aber nicht wegleugnen läßt: mein Vater und ich, wir stehen uns immer feindseliger gegenüber. Er versteht mich nicht zu nehmen, und ich wieder, trotzdem ich vieles an ihm wirklich groß, ja bewundernswert finde — doch lassen wir das, ich will nur sagen, daß ich, bevor ich meine Bußfahrt über den Ozean antrete, ihm den großen Ärger bereiten will, Annemarie seinen Plänen abwendig zu machen, oder ihn wenigstens in Angst und Schrecken vor einem Riesenskandal zu versetzen. Ich habe also vor, Annemarie aufzusuchen und sie zu fragen, ob sie wirklich damit einverstanden ist, sich lebendig begraben zu lassen, weil es unserem Hofe so paßt."

Graf Büdingen, der mit laut pochendem Herzen zugehört hatte, fragte mit einer ihm sonst ganz fremden Hast, die er vergeblich zu verbergen suchte: „Was haben Sie also vor, Prinz?"

„Sie werden natürlich dagegen sein, werden mir mit Ihren ledernen Vernunftgründen kommen. Aber

ersparen Sie sich die Mühe. Ich bin fest entschlossen, etwas auszuführen, worüber sich die Herrschaften, namentlich mein Herr Vater, grün und gelb ärgern sollen. Es trifft sich günstig, daß ich damit zugleich eine gute Tat vereinen kann, indem ich mich dieses armen, von aller Welt verlassenen, mit Vorbedacht um ihr Lebensglück betrogenen Kindes annehme."

„Kommen Sie zur Sache, Prinz!" rief der Graf, der seine fieberhafte Spannung kaum mehr zu zügeln vermochte.

„Ich möchte die Kleine ganz einfach entführen und an einen sicheren Ort bringen. Dort möchte ich sie so lange verborgen halten, bis ich selbst ans Ruder käme, oder bis der Vater, durch die Öffentlichkeit gezwungen, nicht mehr im stande wäre, eigenmächtig über sie zu bestimmen."

Graf Büdingen war zum Fenster getreten und blickte angelegentlich in den Schloßhof hinab. Plötzlich drehte er sich um. „Ich wüßte einen solchen versteckten, sicheren Ort, Königliche Hoheit."

Der Thronfolger errötete vor Freude. „Sie? — Ja, wollen Sie mir denn bei diesem ‚Hochverratsakt' behilflich sein?" Er trat ganz nahe an seinen Adjutanten heran und blickte ihm, offenbar von einer ihm plötzlich aufgetauchten Idee beherrscht, gespannt ins Gesicht. „Büdingen, soll ich das wirklich glauben? Hat Sie doch endlich das Geschick ereilt? Und dieses kleine Mädchen sollte es sein?"

Der Graf blieb die Antwort schuldig. Er sah düster vor sich hin.

„Eine hoffnungslose Sache!" fuhr der Prinz nach einer Pause fort. „Es ist ja absolut nicht daran zu denken, daß diese Geschichte einen befriedigenden Abschluß finden könnte. Ich bedaure Sie, lieber Freund.

— Sehen Sie, wenn ich jetzt einen anderen an Ihrer Stelle wüßte, dann könnte mir angst und bange um Annemarie werden. So aber weiß ich, daß ich ruhig sein kann."

Büdingen antwortete noch immer nicht.

„Sie wollen also einen geeigneten Ort wissen?" begann der Prinz nach einer Pause.

Büdingen hatte seinen Entschluß gefaßt. „Auf dem Gute meiner Schwester oben an der See," erwiderte er, „würde die Prinzessin, wenn es uns gelänge, sie unbemerkt hinzubringen, unbehelligt bleiben können. Meine Verwandten sind so gut wie von der Welt abgeschlossen, das heißt von der Welt, die sich um solche Dinge kümmert."

„Und Sie bürgen mir dafür, daß sie dort wirklich gut aufgehoben ist?"

„Selbstverständlich. Nur habe ich, bevor ich mich mit der Sache befasse, eine Bedingung zu stellen. Begnügen Sie sich damit, Königliche Hoheit, den Plan entworfen zu haben, und überlassen Sie mir die Ausführung."

„Ich verstehe. Sie wollen die Folgen allein tragen, sollte die Sache schief gehen."

„Jedenfalls brauche ich keinen Helfer. Sie dürfen aber nicht denken, Prinz, daß es nur Schonung für Sie ist, was mich wünschen läßt, allein zu handeln — nein, ich mißgönne es nur jedem anderen, der Prinzessin dienen zu dürfen. Sie haben ganz recht, man muß ihr die Möglichkeit bieten, selbst über sich und ihre Zukunft entscheiden zu können. Sie soll das Leben kennen lernen. Dann mag sie bestimmen. Willigen Sie also ein, Prinz, so bringe ich sie zu meiner Schwester."

Der Thronfolger nickte und drückte seinem Adjutanten kräftig die Hand. — —

Graf Büdingen befand sich wenige Tage später wieder auf demselben Weg, den er am Weihnachtsabend gegangen war.

Seine Hoffnung, Annemarie wieder beim Wildfüttern anzutreffen, erwies sich als trügerisch. Er mußte sie also im Waldschlosse aufsuchen, und bald darauf stand er vor dem Tore, war aber noch immer unschlüssig, in welcher Form er Einlaß begehren sollte.

Da sah er, wie jemand aus dem Hause über den Parkweg auf das Tor zukam.

Es war der alte Arzt, den er damals herbeigeholt hatte.

„Ah, Sie sind's!“ begrüßte dieser den Grafen, als er ihn erkannte. „Kommen Sie wieder, um nachzusehen, wie es unserer Patientin geht? — Besser, viel besser! Sie ist vollkommen außer Gefahr, und Sie werden sich bald wieder um die Augen kümmern können. Gehen Sie nur hinein. Vielleicht gelingt es Ihnen auch, die Prinzessin davon abzuhalten, sich gar zu sehr anzustrengen in der Pflege. Tag und Nacht ist sie auf den Beinen — das ist zu viel.“

Mit einem Händedruck verabschiedete er sich, und nun schritt Büdingen die Vorderfront herum, in der Absicht, sich dem Fenster der Prinzessin zu nähern, aus dem roter Lichtschimmer auf die weiße Schneefläche fiel.

Die Scheiben hinter dem Gitter waren geschlossen, und die Eisblumen an denselben verwehrten den Einblick in das Innere des Raumes.

Da wurde hinter den Eisblumen der Schatten einer Gestalt sichtbar.

Und nun knirschte der obere Fensterriegel. Jetzt auch der untere. Das Fenster wurde geöffnet, wohl um frische Luft einzulassen.

„Annemarie!“ rief Büdingen leise.

Sie wollte schon wieder an das Lager der Kranken zurück, als sie sein Ruf erreichte. Langsam, ungläubig, mit zur Seite geneigtem Kopfe blieb sie stehen. War es Täuschung gewesen? Hatte sie ihren Namen wirklich gehört, gehört von einer Stimme, deren Klang ihr im Traume wie im Wachen im Sinne lag?

„Annemarie!“ wiederholte er.

Sie wandte den Kopf. Jetzt sah sie ihn. Es schien einen Augenblick, als wenn sie wankte. „Wer ist's?“ stammelte sie, und dann stieg es ihr glühendrot in die Wangen.

„Ich beschwöre Sie — fassen Sie sich!“ flehte er. „Glauben Sie mir, Sie haben keinen Grund, sich schuldig zu fühlen. Nur ich, ich ganz allein bin der Schuldige. Und nun bin ich gekommen — hören Sie mich an, Annemarie — ich bin gekommen, nicht um Ihnen Liebesworte zu sagen, nein, ich bin hier, um Ihnen eine Schicksalsfrage vorzulegen. Kommen Sie näher, damit meine Worte von niemand als von Ihnen vernommen werden.“

Die Prinzessin schüttelte heftig abwehrend den Kopf.

Dringend fuhr er fort: „Wenn Sie nicht mein Verderben wollen, so setzen Sie mich nicht länger großer Gefahr aus. Ich werde Ihnen jetzt alles sagen, was ich zu sagen habe — Sie ahnen nicht, was ich damit wage, was für mich auf dem Spiele steht.“

Jetzt trat sie ans Fenster. Ohne ein Wort der Frage blieb sie mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehen.

Er fand nicht sogleich Worte. Im Schauen vergaß er alles übrige. Alle Zärtlichkeit seines Herzens lag in dem Blick, mit dem er das Antlitz mit den feinen Zügen, der bleichen Haut, durch die das Geäder bläulich schimmerte, betrachtete.

Endlich begann er: „Wie Sie wissen, Prinzessin, ist es eine längst beschlossene Sache, daß Sie in wenigen Monaten schon das Gelübde ablegen sollen, welches Sie gänzlich von dem Leben scheidet, von einem Leben, dem Sie dadurch blind entsagen, ohne es jemals gekannt zu haben. Und dieses Leben ist so schön, Annemarie, und enthält Dinge, von denen Sie in Ihrer Abgeschlossenheit keine Ahnung haben und die doch alles Glück der Welt bedeuten und alle irdische Seligkeit ausmachen. Ich weiß, Annemarie, man hat Sie gelehrt, nur die überirdische, die himmlische zu erstreben, aber bevor Sie sich für immer entscheiden, sollten Sie doch wenigstens erkennen lernen, welchen Preis Sie dafür zahlen. Und darum haben wir, der Thronfolger und ich, die einzigen Menschen auf der weiten Gotteswelt, denen Sie teuer sind und denen Ihr Schicksal wirklich am Herzen liegt, beschlossen, Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, Einblick in das wirkliche Leben mit allen seinen Freuden und Leiden zu gewinnen. — Verstehen Sie mich, Annemarie?“

Sie hob das Haupt. „Ja, ich habe Sie verstanden, und ich bin meinem Bruder und auch Ihnen dankbar. Doch bemühen Sie sich nicht weiter. Einmal war es ja mein sehnlichster Wunsch, doch ich habe einsehen gelernt, daß mein Schicksal heißt: büßen, büßen, büßen. Schwester Gerharde hat recht, das ist die Aufgabe meines Daseins.“

„Nein, Annemarie! Sie selbst sind ja schuldlos wie die Lilie auf dem Felde. Welche Schuld sollen Sie denn auf sich geladen haben? O Annemarie, ich weiß, was Sie quält, lassen Sie sich von mir überzeugen, Sie haben keinerlei Sünde begangen, die solche Sühne erforderte.“

Da schlug sie die Hände vor ihr Gesicht. „Wie ich

mich nach dem Leben gesehnt habe!“ sagte sie mit dem alten weichen, verschleierten Tonfall. „Wohl tausendmal bin ich am Gitter gestanden und habe mich in alle die Herrlichkeiten hineingeträumt, von denen ich noch von der Kinderzeit her eine dunkle Ahnung hatte, habe mich fortgewünscht — hinaus in die Freiheit. Doch heute“ — sie schauderte zusammen — „heute weiß ich, daß ich für das Leben draußen nicht geschaffen bin — ich nicht!“

„Sie täuschen sich, Annemarie, und selbst wenn Sie es wirklich nicht wären, ich würde Sie beschützen und Ihnen den rechten Weg weisen, ich, der es sich mit den heiligsten Eiden zugeschworen hat, für uns beide stark zu sein. — Hören Sie mich an, Annemarie! Ich will Sie mit mir nehmen, will Sie zu meiner Schwester bringen, in ein Haus voll des einzigen und wahren Glückes, das es für Menschenkinder geben kann. Sie wird Sie mit offenen Armen aufnehmen, nicht weil Sie ein Fürstenkind sind, sondern weil ich es bin, der Sie ihr zuführt. Und Sie werden dort mit Liebe umgeben sein und unter dieser Liebe ruhig werden, ruhig und froh.“

„Es ist, als wenn alle die verklungenen Saiten in mir wiedererklängen,“ murmelte sie träumerisch. „Und Sie würden dann immer bei mir sein?“ fuhr sie mit halbgeschlossenen Lidern, voll jener heißen Sehnsucht fort, die ihn erbeben machte. Ein laut gedachter Gedanke, eine Empfindung so mächtig, daß sie das Bewußtsein auszuschalten schien.

„Ja, Prinzessin!“ rief er feurig, einen Augenblick dem wilden Ansturm seiner Gefühle unterliegend. „Ich würfe um diesen Preis alles hin, alles, alles“ — er besann sich — „alles, um Ihnen dienen zu können.“

Schwester Gerharde hustete.

Annemarie wendete sich, jäh aus ihren Gedanken erwachend. „Sehen Sie,“ sagte sie, ein schwaches, ergebungsvolles Lächeln auf den Lippen, „könnte ich die Kranke jetzt hilflos zurücklassen?“

„Es besteht für ihr Leben keine Gefahr mehr. Das Schwerste ist überstanden, und die weitere Pflege können Sie ohne Sorge der Dienerschaft überlassen.“

Die Prinzessin verharrte regungslos, an das Gitter gelehnt, den Kopf zurückgeneigt, mit nach innen gekehrtem Blick vor sich hin träumend. Sie war dies so von Kindheit auf gewöhnt, wie so viele einsame Menschen, denen oft ein einziges Wort schon genügt, eine lange Kette von Bildern vor sich auftauchen zu sehen. Ihre Phantasie führte sie weit fort, in ein Haus voll Glück, von dem der Graf gesprochen. Und er — er befand sich an ihrer Seite, sie beschützend, für sie sorgend, und immer war es Sonnenschein und Frühling.

Ihre Hand, die vom Gitter abgleitend sich zitternd auf das wildpochende Herz pressen wollte, berührte dabei das große, kalte Silberkreuz, das sie an einer dünnen Goldkette um den Hals trug. Sie zuckte zusammen, als die Finger das Metall trafen, aber dann schlossen sich diese fest, fest darum. Mit der Linken sich über die Augen fahrend, als verscheuche sie damit auch den letzten Rest der verlockenden Träumereien, sagte sie: „Und meine Mutter, deren Seele ich erlösen muß? — Nein, mein liebes, süßes, totes Mütterlein, du sollst auf mich rechnen dürfen!“

Die Erregung hatte sie bisher die Kälte nicht empfinden lassen. Jetzt aber begann es sie bis ins Innerste zu frösteln, jetzt verspürte sie den eisigen Lufthauch, der sie von draußen kommend traf.

„Sie müssen gehen!“ sagte sie. „Ich will nun das

Fenster wieder schließen. Die kalte Nachtluft könnte der Kranken Schaden bringen."

Er wußte es, sobald sich die Fensterflügel geschlossen hatten, gab es keine Möglichkeit mehr, das geliebte Mädchen noch einmal im Leben zu sprechen, und da verließen ihn seine Vorsätze, seine Beherrschung, seine Überlegung — alles ging unter in dem qualvollen Aufschrei der unterdrückten rasenden Leidenschaft.

„Annemarie, ich liebe dich, ich liebe dich ja! — So kann, so darf es nicht enden, oder ich töte mich hier auf der Stelle, vor deinem Fenster!"

Sie erstarrte vor Schreck, mit beiden Händen hielt sie die Eisenstäbe umklammert, eisigkalt rann es ihr durch die Adern, und ihr schlanker Körper begann zu beben.

Er, dieser herrliche, einzige Mensch, wollte sich töten vor ihr, aus der Welt scheiden, der er zur Zierde gereichte wie wohl kein zweiter mehr!

Schwester Gerharde stöhnte im Schlaf, und Annemarie glaubte, das Herz müsse ihr stillestehen.

Hastig, atemlos neigte sie sich vor und flüsterte: „Nicht — nein, um des Himmels und aller Heiligen willen, nur das nicht! Ich muß mit Ihnen reden, kommen Sie herein, das Tor ist geöffnet, das erste Zimmer im Korridor, warten Sie dort — ich komme!"

Er besann sich keinen Augenblick, und wenige Minuten später trat er in das bezeichnete Zimmer. Das nüchterne, fahle, frostige Licht des Mondes, der sich jetzt zwischen den schwarzen Schneewolken blicken ließ, erhellte das Gemach so weit, daß man die Gegenstände darin erkennen konnte.

Es dauerte lange, bevor sie erschien.

Lautlos stand sie plötzlich unter der Tür, die er offen gelassen hatte, lehnte dort kraftlos, mit einem Ausdruck

in den Zügen, der in der nach qualvollem Kampf gewordenen Erkenntnis der eigenen Schwäche, dem Eingestehen der Machtlosigkeit, sich selbst zu bekämpfen, etwas unendlich Ergreifendes besaß.

Daß er sich hatte töten wollen, hatte ihr alle Widerstandskraft geraubt.

Sofort war er neben ihr, zog sie leidenschaftlich an seine Brust und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen. „Du — du!“ stammelte er immer wieder. „Wie ich dich liebe, wie ich dich liebe!“

„Bestimme über mich!“ flüsterte sie endlich. „Solltest du es verlangen, so folge ich dir auf der Stelle.“

Ihre hingebenden Worte führten ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Ja, zu erwägen gab es nichts mehr. „Du willst mir also folgen, Annemarie?“

„Ich sagte es bereits, wohin du mich führst,“ flüsterte sie.

„Wohin ich dich führe?“ wiederholte er. „Ich hoffe, den Weg des Glückes. — Höre mich, Annemarie. Wir können den Nachtzug noch erreichen. Geh und hole deinen Mantel und das Allernotwendigste. Aber damit du nicht später Reue empfindest und dir Vorwürfe machst, wecke noch vorher eines der Mädchen und erteile ihr den Auftrag, deine Stelle im Krankenzimmer einzunehmen.“

„Du denkst an alles, Liebster, habe Dank!“ —

Kaum eine halbe Stunde später schritten sie durch die stille Winternacht.

Die Schneewolken hatten sich verzogen. Der Himmel war mit unzähligen blitzenden Sternen besät.

Waren es Freudenlichter, die da auf ihren Weg niederstrahlten, oder leuchteten sie ihnen als Trauerkerzen?

* * *

Nach langer Eisenbahnfahrt bestiegen die Reisenden den kleinen, altmodischen Wagen, der sie nach Gut Hainau am Ostseestrande bringen sollte. Es war Tauwetter eingetreten, nicht das sonnendurchflutete, dem der junge Frühling folgt, sondern das nebelvolle, ungesunde, atembeklemmende einer Winterlaune.

Man sah keine zehn Schritte vor sich, und der stumpfsinnige Ackerknecht, der den Kutscher machte, mußte das Pferd auf Befehl des Grafen am Zügel führen.

Der Graf hatte Annemarie, so gut es eben angehen wollte, gegen Kälte und Nässe verwahrt, und da der Wagen kaum Platz für zwei Personen bot — ein Umstand, der auch für seine Verwandten bestimmend gewesen war, von einer Begrüßung auf der Bahnstation abzusehen —, saßen sie dicht aneinandergeschmiegt.

„Ich darf dich heute noch nicht fragen," flüsterte er, „ob du mich zum Seligsten der Sterblichen machen, ob du mein Weib werden willst. Aber wenn der Zeitpunkt gekommen ist, dann wird uns der alte Pfarrer von Hainau in der kleinen Strandkapelle, die den Ruf genießt, nur Paare vor seinem Altar gesehen zu haben, die für das ganze Leben glücklich waren, zusammengeben."

Da neigte sie sich plötzlich vor, erfaßte seine Hand und drückte einen demütigen Kuß darauf. „Ich danke dir!"

Überrascht und fragend blickte er sie an. „Für was dankst du mir, mein Lieb?"

Sie blieb die Antwort schuldig und sah nur lächelnd zu ihm auf.

Da las er in ihren Augen, daß sie wußte, was er für sie tat. —

Die ganze Familie Hainau, Mann, Frau und die

sieben Kinder, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, erwarteten die Ankommenden in dem vom ersten Dämmerlicht erfüllten Vorraum des langgestreckten Gutshauses.

„Das ist ja noch ein Kind!" dachte der Baron, als seine Frau die Prinzessin aus dem dunklen Mantel geschält hatte, und Annemarie nun gesenkten Hauptes vor ihnen stand.

Auch die Gutsherrin schien anfangs erstaunt, aber dann nahm sie Annemarie ohne ein Wort an ihr mütterliches Herz und küßte sie auf die Stirn.

Büdingen, der neben ihnen stand, sagte: „Du wirst ihr Schwester, Führerin sein, Lona! Ich bringe sie dir nicht als Braut. Sie ist frei, sie soll sich umsehen, sich prüfen."

Die Kinder staunten die Prinzessin wie eine Erscheinung aus einer fremden Welt an.

„Du, Onkel," flüsterte die Älteste, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, „ich habe einmal ein Märchen gelesen, da kam eine Prinzessin darin vor, die hatte gerade solch ein Gesicht und solche Augen. Aber das Märchen endete so traurig!"

„Still — still!" rief Büdingen.

Die Prinzessin hatte jedoch ihre Worte vernommen. „Nicht wahr, du wirst mir das Märchen erzählen?" bat sie. „Und auch die anderen noch, die du weißt?"

Die Kleine sah zögernd von einem zum anderen.

An ihrer Stelle antwortete die Mutter: „Gewiß wird sie das. Jetzt aber wollen wir hinaufgehen, denn ihr werdet müde sein." —

Später nahm Frau v. Hainau den Bruder auf die Seite. „Nun sage mir offen, Robert, was gedenkst du zu beginnen?"

„Ich werde natürlich, sobald Annemarie sich nicht

anders besinnt, den Dienst quittieren und so wie ihr hier ein Gut zu pachten suchen."

Lona schüttelte den Kopf. „Ich möchte dir zu bedenken geben, daß es euch dazu an allen nötigen Vorbedingungen mangelt. Du hast weder genügende Vorkenntnisse noch bist du deiner ganzen Veranlagung nach dazu geeignet. Auch erfordert eine Wirtschaft vor allem eine umsichtige, tatkräftige Frau. Du solltest diesen Plan erst in allerletzter Linie in Betracht ziehen."

„Aber es bleibt mir ja gar keine Wahl! Reitlehrer oder Hofmeister will ich doch nicht werden. Auch würde mich das wohl niemals in den Stand setzen, eine Frau zu ernähren."

„Es ist eine schwere Sache. Du solltest dir das noch recht gründlich überlegen."

Der Graf war an das Fenster getreten und blickte in den düsteren Hof hinab. Es hatte zu regnen begonnen, langsam und in schweren Tropfen. Aus dem Viehstall zog heißer Dampf, den die schwere Luft niederhielt.

Die Stimmung hatte etwas tief Bedrückendes, jeden frohen Zukunftsgedanken Raubendes.

„Die Hauptsache ist, daß Annemarie entschlossen bleibt, ihr Schicksal an das meine zu ketten. Das weitere wird sich finden," sagte er endlich, und der Gedanke an das holde Bild des heißgeliebten Mädchens verscheuchte die Wolken von seiner Stirn.

Die Schwester richtete ihre hellen, klugen Augen auf den Bruder. „Du erlaubst mir doch, dir als ältere Schwester einen Rat zu erteilen?" fragte sie nach einer Pause.

„Ein Recht, das du von jeher besitzest."

„Nun, dann möchte ich dir nur sagen, übereile dich nicht. Vermeide es, alle Brücken hinter dir vorschnell

abzubrechen, quittiere deinen Dienst noch nicht und binde dich in keiner Weise. Wenn du mir folgen willst, so lasse Annemarie unter unserer Obhut und kehre vorerst auf deinen Posten zurück."

„Der Thronfolger hat sich auf Befehl des Großherzogs einzuschiffen, um seine Weltreise zu machen. Du wirst mir doch unter diesen Umständen nicht zumuten wollen, in seinen Diensten zu bleiben?"

„Dann ersuche um Rückversetzung ins Regiment. Wenigstens bis wir klarsehen können, ob sich die Prinzessin in unsere Welt zu schicken vermag, oder ob sie ihren Frieden doch nur in ihrer bisherigen Bestimmung zu finden vermeint. Versprich es mir, Robert! Glaube mir, es ist besser, du bist zunächst nicht immer um sie! Ihr Herz muß auch in der Ferne für dich sprechen, sonst nützt alles nichts. Komme in zwei oder drei Monaten wieder und sieh dann zu, wie du sie findest."

Die kluge Schwester wußte noch so viele Gründe, denen er die Berechtigung nicht abzusprechen vermochte, ins Treffen zu führen, daß er sich überreden ließ.

Nach einem leidenschaftlichen Abschied von der Prinzessin kehrte er anderen Tages in die Residenz zurück.

* * *

Der Thronfolger empfing ihn in glänzendster Laune.

„Was sagen Sie dazu, Büdingen! Die Leute da draußen im Waldschloß haben es nicht einmal gewagt, die Mitteilung von dem Verschwinden der Prinzessin hierher gelangen zu lassen. Der Schwester Gerharde haben sie wohl die böse Nachricht überhaupt vorenthalten. Aber süß ist die Kleine — nicht wahr? Ist sie in ihrer Freiheit glücklich?"

Bevor Büdingen noch antworten konnte, wurde die

Tür aufgerissen, und der Großherzog trat bleich und zornbebend ein.

Auf einen kurzen, strengen Wink des Fürsten zog sich Büdingen sofort zurück.

Tief erregt trat der Großherzog dicht an seinen Sohn heran. Seine bebende Hand streckte sich nach ihm aus, und er faßte ihn mit hartem, eisernem Griff an der Brust. „Was hast du mit dem Mädchen gemacht?“ schrie er. „Du, nur du kannst es gewesen sein! Du warst es, leugne es nicht!“

„Ja,“ sagte der Prinz, „ich bin es gewesen, der Annemarie der Freiheit und hoffentlich auch dem Glücke zuführte.“

„Ah!“ knirschte der Großherzog, und es schien einen Augenblick, als wenn er dem Sohn mit der geballten Faust mitten ins Gesicht schlagen wollte.

Aber dieser war schneller als er. Er hatte den schon erhobenen Arm rechtzeitig erfaßt und hielt ihn mit stählerner Kraft nieder.

Mit seiner hellklingenden Stimme schleuderte er dem Wütenden zu: „Hüte dich! Ich bin kein Kind mehr! Besinne dich, sonst könnte auch ich vergessen, wen ich vor mir habe!“

„Wohin hast du sie gebracht? Ich will es wissen! Sie muß sofort zurückkehren, bevor ihre Flucht im Lande bekannt wird. — O, ich weiß ganz gut, warum du mir dies angetan hast!“ fuhr er fort. „Aber ich bin der Stärkere — vergiß das nicht! — Bevor du mir den Aufenthalt des Mädchens nicht verraten hast, bevor sie nicht wieder unter dem Schutze der Schwester Gerharde weilt, wirst du keinen Schritt aus diesem Schlosse machen!“

„Du willst mich hier eingesperrt halten wie einen Schuljungen?“

—

„Es steht ja bei dir, dies zu verhindern. Nenne mir den Aufenthaltsort des Mädchens.“

„Nie!“ stieß der Prinz durch die zusammengebissenen Zähne heraus.

In finsterem Grübeln schritt der Großherzog im Gemache auf und nieder. Plötzlich blieb er vor dem Thronfolger stehen. „Büdingen hat dir geholfen! Ich erinnere mich, ihn einige Tage nicht gesehen zu haben.“

„Ich gab dem Grafen Urlaub.“

„Er weiß es, wo Annemarie ist?“

„Er würde sich eher auf die Folter spannen lassen, als daß er dir Annemarie wieder ausliefern würde.“

Der Fürst starrte den Sohn erst eine Weile betroffen an. Dann übergoß tiefe Röte des Zornes sein Gesicht. „Wie? Er sollte es gewagt haben, seine Augen zu der Prinzessin zu erheben?“

„Meinen Segen hat er dazu!“

„Elender Bube!“ knirschte der Großherzog, „was unterstehst du dich?“

„Du sprichst mit dem Thronfolger deines Landes!“ gab der Sohn drohenden Tones zurück.

Der Großherzog, der trotz seines Zornes einsehen mochte, daß er hier nicht zum Ziele kam, und der in dieser Angelegenheit keine Zeit verlieren wollte, verließ das Zimmer, ohne seinen Sohn noch eines Blickes zu würdigen.

Schon wenige Minuten darauf konnte der Prinz vom Korridor her das taktmäßige Auf- und Niederschreiten eines Wachpostens vernehmen.

Er war ein Gefangener.

Das gleiche Schicksal ereilte auch Büdingen.

Man brachte ihn nach einer sehr kurzen Unterredung mit dem Großherzog in den Garnisonsarrest.

* * *

Auf den Wiesen, die zum Gute Hainau gehörten, blühten die Primeln, die Leberblümchen und all die anderen buntfarbigen Frühlingskinder zwischen dem noch nicht allzuhohen Grase.

Es gab für die Gutsleute schon allerhand zu schaffen, und die Baronin bemühte sich, in Annemarie Interesse für ihren zukünftigen Beruf wachzurufen.

Aber die Prinzessin besaß nicht die geringste Eignung zur schaffenden, rührigen Gutsfrau.

Wurde sie von der Baronin in die Ställe mitgenommen, so litt sie bei dem Gebrülle des Viehes wahre Ohrenqualen. Sah sie, wie die Gutsherrin in eigener Person Wunden, die sich die mutwilligen Füllen zugezogen, verband, so bekam sie Übelkeiten. Kam sie dazu, wie die Baronin mit den Händlern feilschte, so fühlte sie kalte Schauer der Abneigung vor der gegenseitigen Sucht, den anderen zu übervorteilen.

Dieses blasse, zarte Kind, dessen Sinn stets der Weltlichkeit abgewandt gewesen, würde das alles nie und nimmermehr erlernen.

Lona v. Hainau sah das ein und seufzte. Auch in anderer Beziehung machte ihr das Mädchen viele Sorge.

Sie schien mit jedem Tage noch blasser, märchenhafter zu werden, ihre Augen wurden immer größer, geheimnisvoller.

„Was fehlt dir nur, Kind?“ fragte die Baronin eines Tages und zog sie liebreich an sich, „fühlst du dich bei uns nicht glücklich?“

Da faßte sich Annemarie ein Herz und beichtete. Sie träume jede Nacht von der Mutter, sagte sie. Die stände im schwarzen Samtkleide, mit den Veilchen an der Brust, an ihrem Bette, und aus ihren traurigen Augen träfe sie immer ein stummer Vorwurf, während große Tränen die Wangen hinabrieselten. Sie weinte

wohl, weil sie nun niemals ihrer Sünden ledig werden sollte.

Und dann sehne sie sich wiederum so schrecklich nach Büdingen, von dem sie nun schon seit Wochen kein Sterbenswörtlein vernommen hätte.

Das letztere hatte auch schon die Baronin mit Sorge erfüllt. Was war nur mit Robert? War er krank? Oder hegte man gegen ihn wegen der Prinzessin Verdacht, und er wagte es deshalb nicht zu schreiben?

Noch ein paar Tage ließ Lona verstreichen, aber als sie sah, daß Annemarie sich immer länger zurückzog, immer bleicher und wesenloser erschien, sagte sie zu ihrem Manne: „So kann es nicht weitergehen! Wir können es nicht verantworten, daß uns das arme Kind unter den Händen vollends hinschwindet. Fahre zu Robert und sieh zu, wie es um ihn steht, und wenn du es möglich machen kannst, so lasse ihn wissen, in welch merkwürdigem Zustand sich Annemarie befindet."

Der Baron reiste ab und blieb fast eine ganze Woche fort. Als er heimkam, brachte er keine erfreulichen Nachrichten mit.

„Eine sehr böse Geschichte!" schloß er seinen Bericht. „Wenn es aufkommt, daß wir die Prinzessin aufgenommen haben und hier versteckt halten, können auch wir noch zur Verantwortung gezogen werden und große Unannehmlichkeiten dadurch haben."

„Mich dauert vor allem der arme Robert!" sagte die Frau, „und auch dem Thronfolger kann ich mein Mitleid nicht versagen. Es wäre am besten für alle, wenn Annemarie dahin zurückkehrte, wo sie gewesen ist. Ich wollte, Robert hätte das Mädchen, durch das ihm so viel Unheil droht, nie im Leben gesehen."

Was war das? Sie waren doch ganz allein in der Halle! Woher dieser wehe, hinsterbende Laut?

Die Baronin war emporgefahren. Sie lief zu der runden Ofenbank.

„Mein Gott!“ rief sie entsetzt aus und neigte sich erschüttert über die regungslose Gestalt der Prinzessin, die wie leblos am Boden lag.

* * *

Am nächsten Tage schon, als sie sich noch kaum im stande fühlte, die Feder zu halten, schrieb Annemarie einen langen Brief an den Großherzog. Sie erklärte sich darin bereit, unter der Bedingung zurückzukehren, daß er sowohl den Prinzen als auch den Grafen Büdingen gänzlich straflos ließ wegen dessen, was die beiden für sie getan.

Diesen Brief gab sie dem Baron. „Sie werden der Vermittler sein,“ bat sie. „Ich habe ja sonst niemand, den ich darum ersuchen könnte!“

Das Ehepaar überlegte lange. Ganz abgesehen von der armen kleinen Prinzessin, die vielleicht doch in ihrer früheren Weltabgeschiedenheit allein Trost und Frieden fand, wie würde es der Mann ertragen, der sie so leidenschaftlich liebte?

„Er wird schwer mit sich zu kämpfen haben!“ sagte Frau Lona endlich, „aber ich glaube, mein Bruder wird daran nicht zu Grunde gehen. Die Büdingen sind ein widerstandsfähiges Geschlecht. So traurig es ist, ich muß es doch für die beste Lösung erklären.“

Und sie ging hin, nahm Annemarie in die Arme und küßte sie auf die zuckenden Lippen.

„Mein Gatte wird den Brief bestellen!“

„Ich hätte noch eine Bitte an den Baron,“ sagte Annemarie mit leiser Stimme. „Er soll es zu verhindern trachten, daß Robert hierher kommt. Später aber seid alle lieb mit ihm, sehr lieb!“

—

Sie wandte sich ab und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Ihr ganzer Körper bebte im stummen Weinen.

Die Baronin zog sie wieder an ihr Herz. Sie war eine starke Natur, stark wie die Edeltannen draußen im Walde, aber jetzt kamen ihr doch die Tränen. „Du liebes Kind, was gäbe ich nicht darum, könnte ich dich mit ihm vereint einer glücklichen Zukunft entgegengehen sehen! Aber glaub' mir, es ist so am besten — es ist so am besten."

* * *

Wieder holte die alte Kutsche den Grafen Büdingen von der kleinen Bahnstation ab. Wieder tauchte das langgestreckte Gutshaus vor seinen Blicken auf. Ängstlich spähend schaute er nach Annemarie aus.

Nur die Schwester stand vor dem Tore.

Totenbleich wandte er sich an sie und wollte fragen.

Lona nahm ihn an der Hand und führte ihn in sein Zimmer. Dort übergab sie ihm ein zurückgelassenes Schreiben der Prinzessin.

„Was habt ihr mir angetan!" stieß er heiser hervor, als er gelesen hatte. „Begreift ihr denn meine Leiden? Nein, denn ihr habt ja gar keine Ahnung davon, wie sehr ich sie liebe!"

Lange, lange betrachtete er die feinen Schriftzüge. Dann begann er nochmals zu lesen.

„Mein Teuerster, Liebster!

Ich bin zurückgekehrt, und schon vom nächsten Sonntag an umgeben mich die Mauern des Marienstiftes für dies ganze irdische Leben. Sieh, Liebster, ich konnte und durfte die vielen Opfer, die Du mir bringen wolltest, nicht annehmen. Nein, ich durfte nicht, ich, die sie Dir doch nur in verschwindend kleinem Maße hätte

vergelten können. Was ist meine ganze Liebe, die Liebe eines so völlig unnützen und wertlosen Geschöpfes, gegen diese? Ich hätte Dir viel mehr Leid gebracht als Glück, und das zu denken ist so furchtbar traurig. Und so bin ich zurückgekehrt, um im Leben wenigstens eine Aufgabe zu erfüllen, die ich erfüllen kann: die Seele meiner armen Mutter zu retten.

Ich kann Dich nicht bitten, mir zu verzeihen, denn wenn es jetzt auch schmerzlich für Dich ist, solltest Du später einmal darüber nachdenken, so wirst Du vielleicht darauf kommen, daß ich Dir damit den größten Liebesbeweis, dessen ich fähig bin, gegeben habe. Aber suche mich lieber zu vergessen, suche mich zu vergessen! Und daß es Dir möglich werde, darum will ich Gott auf den Knieen im heißen Gebet anflehen.

Sie sind jetzt hier nicht streng mit mir, gar nicht, weil ich so schwach zurückgekommen bin. Der Schwester Gerharde habe ich alles gebeichtet, und sie hat mir gestattet, an Dich zu schreiben.

Ich will nicht mehr weinen, sonst kannst Du den Brief am Ende gar nicht lesen. Aber für mein Leben gerne möchte ich, bevor sich die Pforten für immer hinter mir schließen, noch einmal Dein liebes Antlitz sehen, als Wegzehrung auf dem einsamen Pfad, den ich nun wandeln werde.

Gerne wäre ich noch einmal zu den Rehen hinausgegangen, aber ich kann nicht, ich kann nicht.

Am Sonntag fahren wir ins Marienstift. Schwester Gerharde, der es wieder besser geht, wird mit mir im Wagen sitzen, aber den ganzen Weg will ich hinaussehen und Dich suchen, mein Liebster, Teuerster!

Ich weiß, Du wirst auf meinem Weg sein, und ich will Schwester Gerharde anflehen, daß wir langsam fahren. Sie wird meine Bitte gewiß erfüllen, weil es

meine letzte ist, die ich an sie richte, und weil ich so elend bin.

Leb wohl, mein Liebster, ich zähle die Stunden bis zu dem Augenblick, der Dich mir wieder zeigt.

Annemarie."

— — — — — — — — — — — — —

An dem herrlichen Frühlingssonntage öffnete sich das Gittertor des Parkes weit. Erst passierte es ein Wagen mit zwei Dienern, dann kam das Gefährt der Prinzessin.

Ein bleiches, doch gefaßt erscheinendes Mädchenantlitz preßte sich an die Scheiben, und die Augen, die übernatürlich großen Augen, spähten sehnsüchtig auf den Weg hinaus.

In langsamem Trab fuhr der Wagen die Straße dahin. Schwester Gerharde hatte die Bitte der Prinzessin erfüllt.

Herrlich im hellsten Sonnenlicht prangte die einsame Tanne in der Waldeslichtung.

Dort — hinter ihrem Stamm hielt ein einsamer Reiter.

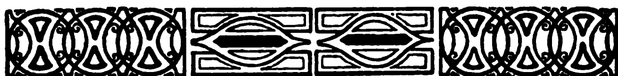
Erst als die Wagen in Sicht kamen, sprengte er vor an die Straße.

Mit unbeschreiblichem Ausdruck tauchten die beiden Augenpaare ineinander, ein Grüßen war es, ein Sichversprechen für alle Ewigkeit und ein Schmerz, so groß, so heiß, wie ihn nur die Jugend kennt, die liebt.

Ein letztes Winken mit der Hand. Prinzessin Annemarie fuhr ihrem Ziele entgegen.







Moderne Schatzkammern.

Von M. Elsner.

Mit 7 Bildern.

Die Konstruktion der Räume und Behältnisse, in denen Banken und andere zur Behütung großer Werte genötigte Institute ihre Schätze sicher zu verwahren suchten, ist von jeher nichts anderes gewesen als ein heißer, niemals rastender Wettkampf mit der Verschlagenheit, Geschicklichkeit und zähen Ausdauer der Diebe. Denn jedem Fortschritt der Technik, dessen man sich dabei bedienen konnte, folgte fast unmittelbar eine Vervollkommnung der Mittel, die neue Errungenschaft illusorisch zu machen. Wie in der Technik der Kriegswaffen die glücklich gelungene Konstruktion einer widerstandsfähigeren Panzerung beinahe unfehlbar die Schaffung eines Geschosses von gesteigerter Durchschlagskraft nach sich zieht, so wußten sich die berufsmäßigen Tresoreinbrecher bisher noch immer mit Hilfe derselben Wissenschaft, die unermüdlich an ihrer Unschädlichmachung arbeitet, der Werkzeuge und Prozeduren zu versichern, die ihnen wieder und wieder die scheinbar geraubte Überlegenheit zurückgewannen.

In der allerjüngsten Zeit erst ist man dahin gelangt, ihnen das Handwerk derart zu erschweren, daß sich wenigstens die großen Institute, die bei der Anlage ihrer Stahlkammern und Tresorgewölbe auch die gewaltigsten Kosten nicht zu scheuen brauchen, als einigermaßen geschützt betrachten können.

Ein einzelner Einbrecher, selbst wenn er zu den Genies seiner Zunft gehörte, war den getroffenen Vorkehrungen gegenüber ja freilich schon seit langem völlig



Doppeltür zur Stahlkammer einer New Yorker Bank.

machtlos. Aber Unternehmungen von solcher Großartigkeit, wie sie die Beraubung eines nach allen Regeln der Kunst konstruierten Kassengewölbes darstellt, werden ja auch nie von einem einzelnen oder von einigen

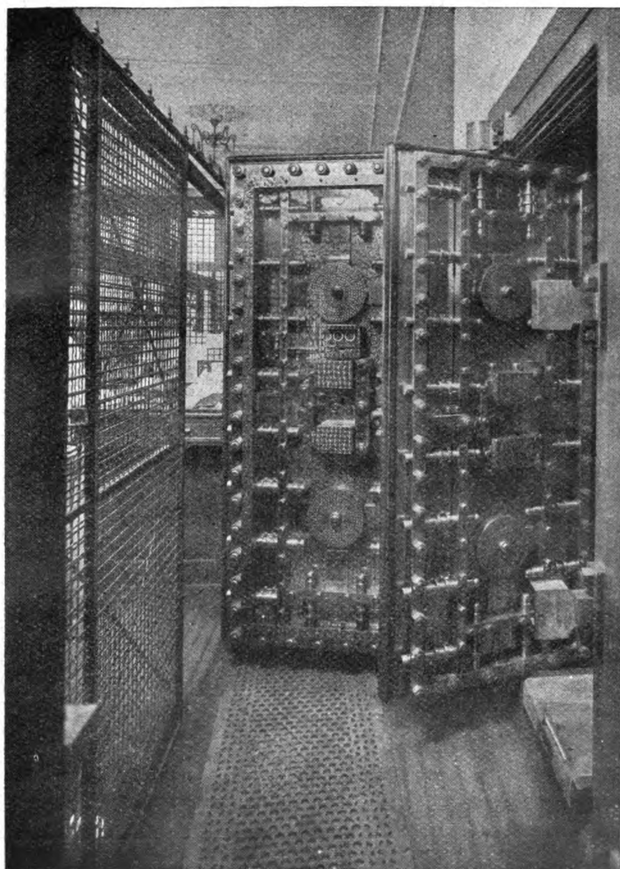
wenigen versucht, und ein halbes Dutzend erfahrener, mit den besten Werkzeugen und genauer Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse ausgerüsteter Männer vermag innerhalb einiger Stunden recht wohl die erstaunlichsten Leistungen zu vollbringen.

Außerdem haben die großen Bankinstitute mancher Städte, wie gewisse allbekannte Vorkommnisse gelehrt haben, auch noch mit bedenklichen Möglichkeiten anderer Art zu rechnen. Schon während des amerikanischen Bürgerkrieges waren die am hellen Tage von großen Plündererhaufen ausgeführten Bankberaubungen etwas so Alltägliches geworden, daß sich die meisten Institute weigerten, eine Garantie für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Depots zu übernehmen, und man weiß, daß bei der jüngsten revolutionären Bewegung in Rußland mancher Aufruhr lediglich zu dem Zweck inszeniert wurde, um mit Waffengewalt in den Besitz wohlverwahrter Goldschätze zu gelangen. Mit Feuer und wirksamen Sprengmitteln hat man sich in solchen Fällen, wo die Notwendigkeit heimlichen Vorgehens in Fortfall kommt, den Zugang zu diesen Schätzen zu erzwingen versucht.

Das Bestreben der Technik muß deshalb darauf gerichtet sein, Vorkehrungen zu schaffen, die selbst solchen Angriffen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermögen.

Wie wenig überflüssig es ist, unausgesetzt auf Verbesserungen der Sicherungssysteme zu sinnen, mag die Tatsache beweisen, daß noch vor ungefähr anderthalb Jahren die nach dem damaligen Stande der Technik mustergültig konstruierte Stahlkammer einer Londoner Bank über Nacht erbrochen und um eine gewaltige Geldsumme beraubt wurde, ohne daß es jemals gelungen wäre, die Täter zu ermitteln.

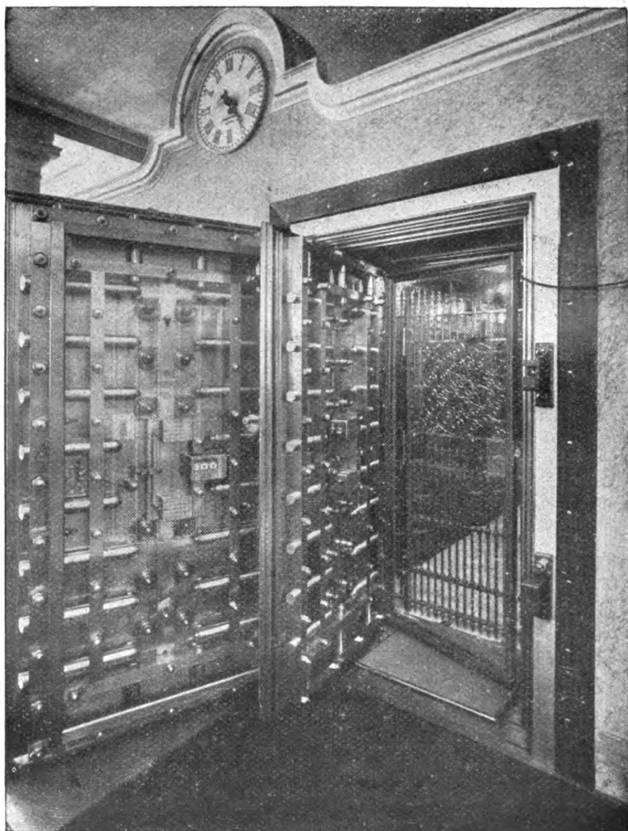
Der Vervollkommnung des Diebswerkzeugs und der Diebstechnik entsprechend, ist die Entwicklung auf



Doppeltür mit je vierundzwanzig Verschlußbolzen.

dem Gebiete des Tresorbaues eine erstaunlich rasche gewesen. Ihre Anfänge liegen ja um kaum mehr als

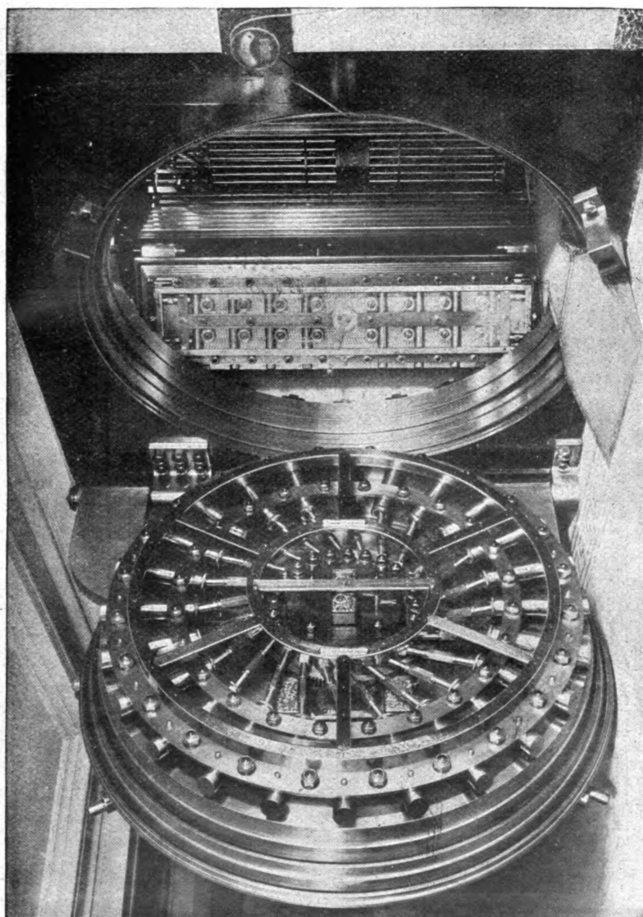
hundert Jahre zurück. In dem Museum der Bank von England kann man noch heute die aus starkem



Doppeltür mit Zeitverschluß.

Eichenholz gefügte Kabine belächeln, die man im Anfang des vorigen Jahrhunderts für ausreichend hielt, Werten, die sich auf viele Hunderte von Millionen be-

liefen, Schutz gegen Diebstahl, Feuer und sonstige Möglichkeiten zu gewähren. Man stelle sich dies armselige



Tür eines modernen Tresorgewölbes mit Zeit- und Kombinationsverschluß.

Zimmerwerk von der Größe einer mittleren Seemannskajüte vor und vergleiche es mit den durch unsere Ab-

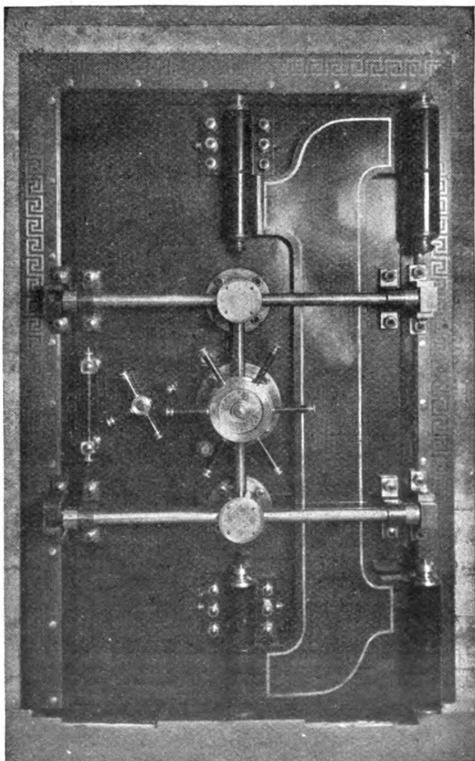
bildungen veranschaulichten Einrichtungen von heute, um sich einen zutreffenden Begriff von dem Aufwande an menschlichem Scharfsinn zu machen, dessen es auf diesem in so kurzer Zeit zurückgelegten Entwicklungswege bedurfte.

Als man durch üble Erfahrung belehrt wurde, daß es den Einbrechern ein leichtes war, auch die stärksten Eichenbohlen mit Säge und Meißel zu zerschneiden, baute man die Schatzkammern aus den härtesten, in Zement gebetteten Mauersteinen und verschloß die Zugänge mit starken eisernen Türen. Aber die Diebe drangen mit derselben Leichtigkeit durch die Mauern, als sie die Türen aufsprengten. In der Überzeugung, damit endlich volle Einbruchssicherheit zu erreichen, ging man nun dazu über, den ganzen Raum aus Stahl zu erbauen und die Zugangstür aus den härtesten Platten dieses widerstandsfähigen Materials herzustellen.

Mit den gewöhnlichen Diebswerkzeugen, mit Brecheisen, Sägen und Drillbohrern war solcher Panzerung allerdings nicht mehr beizukommen; aber die Einbrecher holten sich Rat bei der modernen Wissenschaft und arbeiteten höchst erfolgreich mit Nitroglyzerin und dem beinahe unwiderstehlichen Sauerstoffgebläse. Derartigem Rüstzeug zu begegnen, bedurfte es neuer und außerordentlicher Anstrengungen der Tresorbautechnik, und tatsächlich sind jetzt die größten und reichsten Geschäftsinstitute in der Lage, sich Stahlkammern konstruieren zu lassen, vor deren absoluter Unzugänglichkeit auch die Größen der Verbrecherzunft machtlos die Waffen strecken müssen.

Mit Rücksicht auf die Feuersgefahr wird der Tresor ja gewöhnlich im Kellergeschoß des betreffenden Gebäudes angelegt, wobei die Mauern jedoch, wenn sie ihren Zweck voll erfüllen sollen, auf den gewachsenen

Boden gegründet werden müssen. Unter dem Tresor wird dann der Raum verfüllt, oder er bleibt hohl und erhält einen Treppenzugang. Die Wände werden aus



Einblick in den Verschlußmechanismus einer Tresortür.

Klinkern in Zement hergestellt und in den Stoßfugen mit Stahleinlagen versehen. In vielen Fällen werden die Wände außerdem noch mit Platten aus Verbund-

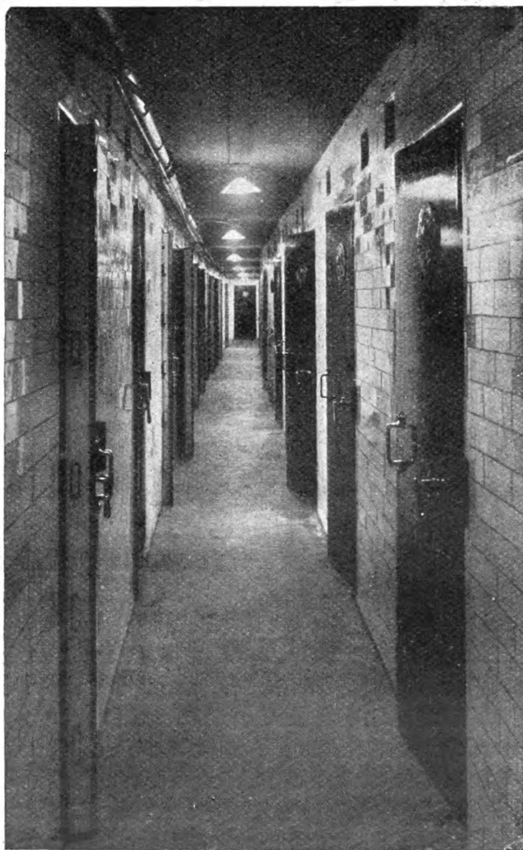
oder Rohpuddelstahl gepanzert. Die ersteren werden dadurch hergestellt, daß man eine Platte aus Eisen oder gewöhnlichem Stahl mit einer Hartstahlplatte, die an sich zu spröde sein würde, zusammenschweißt. Als eine sehr sichere Konstruktion kommen häufig auch dicht nebeneinandergestellte und fest miteinander verbundene Eisenbahnstahlschienen zur Verwendung.

Größte Sorgfalt ist auf die Sicherung der Decken und Fußböden zu verwenden. Denn diese sind eigentlich in viel höherem Maße gefährdet als die Wände, da die meisten Einbrüche von oben her oder von einem zu diesem Zweck gegrabenen Tunnel aus versucht werden. Die Decken werden darum mindestens 25 Zentimeter stark in Zement zwischen oder über starken, in Entfernung von etwa 50 Zentimeter nebeneinander verlegten Eisenträgern als Klinkergewölbe oder Betonmauerwerk oder als über die Träger fortgestreckte Rollschicht mit Eiseneinlagen ausgeführt und mindestens 35 Zentimeter hoch mit Sand beschüttet, um bei Feuersbrünsten die Wucht des durch herabstürzende schwere Gegenstände verursachten Stoßes zu mindern. Der Fußboden wird aus einer starken Zementbetonschicht und einem Belag von mehrfachem Klinkerpflaster in Zement, oder von Granit- oder Eisenplatten gebildet.

Die Schlösser der Zugangstüren werden meist nach dem Brahma-Chub-System gebaut. Bei dem Vorhandensein von elektrischer Beleuchtung trifft man neuerdings wohl auch die Einrichtung, daß die Hauptriegel in einem im Innern des Tresors liegenden Schloß vereinigt sind, in welchem eine durch Federn niedergehaltene schwere elektromagnetische Ankerplatte den Schluß bildet. Ein Heben des Ankers ist nur durch Kontaktschluß mit dem Hauptkabel möglich.

Große Weltinstitute, wie die Bank von England

und andere, sind in ihren Sicherheitsvorkehrungen indessen noch weit über die oben skizzierten Einrichtungen



Mittelgang im Tresorgewölbe eines großen Geschäftshauses.

hinausgegangen, und das Großartigste auf diesem Gebiet leisten natürlich die Amerikaner, bei denen sich ja

jede technische Neuerung gleich ins Riesenhafte auszuwachsen pflegt. Stahlkammern, deren Herstellungskosten sich auf eine halbe Million Mark und darüber beliefen, sind jenseits des großen Teiches heute bereits keine Seltenheit mehr, und wenn man hört, daß schon der Preis für die den Zugang verschließende Tür mitunter dreißigtausend Mark und mehr beträgt, wird man die Höhe der oben erwähnten Summe begreiflich finden.

Aber was für Ungetüme sind auch die Türen, von denen wir unseren Lesern einige in photographischen Aufnahmen vorführen! Bei ihrem ungeheuren Gewicht, das zwischen 6000 und 16,000 Kilogramm schwankt, sind sie doch mit solcher Genauigkeit ausbalanciert, daß ein Kind sie mühelos in ihren Angeln bewegen könnte. Der Verschlußmechanismus ist so scharfsinnig konstruiert, daß alle Diebesverschlagenheit vor ihm zu Schanden werden muß. Schlüssel kommen dabei in den meisten Fällen nicht zur Verwendung. Es handelt sich vielmehr um eine Verbindung von sogenanntem Zeit- und Kombinationsverschluß. Ersterer bedeutet, daß auch von dem Eingeweihten die Tür nicht vor einem bestimmten, vorher festzusetzenden Zeitpunkt geöffnet werden kann, was natürlich nur durch die Verbindung des Mechanismus mit einem oder vielmehr mit mehreren Uhrwerken zu erreichen ist. Der Kombinationsverschluß aber besteht darin, daß eine Anzahl von Hebeln, die den Buchstaben eines oder mehrerer Alphabete entsprechen, derart eingestellt werden muß, daß die fraglichen Buchstaben ein bestimmtes Wort oder einen Satz ergeben. Da das Stichwort aus einer beliebigen Sprache gewählt werden kann, ergibt sich ohne weiteres die Unmöglichkeit, es durch Probieren herauszubringen. Jedenfalls würde ein Dieb viele Tausende von Jahren brauchen, um alle Kom-

—

binationsmöglichkeiten zu erschöpfen, und so viel Zeit hat glücklicherweise keiner von ihnen zur Verfügung. Die Zugangstür aber ist, wie schon oben erwähnt



Inneres einer Stahlkammer, deren Einzelfächer an das Publikum vermietet werden.

wurde, bei weitem nicht die Hauptsache. Die Geschichte der versuchten wie der erfolgreich durchgeführten Bankdiebstähle beweist, daß die Einbrecher während der

letzten Jahrzehnte den Weg durch die Decke oder besonders durch den Fußboden bei weitem bevorzugt haben. Dieser Erfahrung Rechnung tragend, hat zum Beispiel die Bank von England ihren Tresor, einen der größten der Welt, in folgender Weise angelegt. Den Grund, 66 englische Fuß unter dem Straßenniveau gelegen, bildet eine Zementbettung von 20 Fuß Dicke. Darüber befindet sich eine 7 Fuß tiefe Wasserschicht und über dieser erst liegen die mächtigen Stahlplatten des eigentlichen Fußbodens. Ein Dieb aber, der von oben einzudringen versuchen würde, fände dort eine zwar weniger starke, aber immerhin noch undurchdringliche Zement-, Wasser- und Eisenschicht, so daß er, selbst wenn es ihm gelungen wäre, alle Alarmvorrichtungen abzuschneiden, sein Vorhaben sicherlich sehr bald freiwillig als ein ganz und gar aussichtsloses aufgeben würde.

Daß auf diese Alarmvorrichtungen überall großes Gewicht gelegt wird, und daß es in keinem Bankgebäude an Wächtern fehlt, die in kurzen Zwischenräumen die Unversehrtheit des Tresors zu prüfen haben, bedarf kaum der Erwähnung. Aber Wächter sind sterbliche und zuweilen auch bestechliche Menschen, und eine Alarmvorrichtung hat wenig Wert, wenn niemand geneigt ist, sich durch sie alarmieren zu lassen. Beide würden überdies vollends versagen, wenn es sich etwa um einen anläßlich eines Aufruhrs von großen, bewaffneten Menschenmassen versuchten Bankraub handeln sollte. Deshalb ist man auf Vorkehrungen bedacht gewesen, die im Prinzip an Selbstschüsse und Raubtierfallen erinnern, wenn sie auch mit viel drastischeren und durchgreifenderen Mitteln arbeiten als jene.

In der New Yorker Bank, deren Tresortür eine unserer Abbildungen darstellt, befindet sich zum Bei-

spiel eine selbsttätig wirkende Einrichtung, die unter gewissen Voraussetzungen die um die Stahlkammer führenden Gänge innerhalb weniger Sekunden dergestalt mit hochgradig erhitztem Wasserdampf erfüllt, daß die unglücklichen Bankräuber einfach gesotten werden würden. Weniger grausam verfährt man anderenorts durch die Anbringung von Röhrenleitungen oder von gewaltigen Wasserreservoirs, die infolge automatischer Auslösung des Verschlusses ihren flüssigen Inhalt in gewaltigem Strome in den Umgebungsgang des Tresors ergießen, sobald unberufene Hände sich an der Tür oder an den Wänden der Schatzkammer zu schaffen machen.

Eine von allen sonst üblichen Konstruktionen abweichende Verschlußeinrichtung des Tresorzuganges hat, wie wir zum Schluß noch erwähnen wollen, die National Safe Deposit Company in der Queen Victoria Street zu London getroffen. Diese Tür hat weder Schlösser noch Riegel, sondern sie besteht einfach aus einer dicken, für kein Werkzeug und keine sonstige mechanische Einwirkung angreifbaren Stahlmasse, die durch hydraulische Kraft bewegt wird. Um den Bewegungsmechanismus dieser eigenartigen Tür in Betrieb zu setzen, bedarf es des Zusammenwirkens von nicht weniger als vier Beamten des Instituts, von denen jeder nur den auf seine spezielle Funktion bezüglichen Teil des Geheimnisses kennt. Da man diese vier Eingeweihten zudem nicht derselben Kategorie von Angestellten entnimmt, so daß schon der gesellschaftliche Rangunterschied jede intimere Annäherung zwischen ihnen ausschließt, sind hier alle zur Zeit möglichen Garantien gegen ein verbrecherisches Komplott gegeben.





Die goldene Glocke.

Eine Zollgeschichte von Artur Achleitner.

(Nachdruck verboten.)

Frau Kommerzienrat Hedwig Wallmod, geborene Hubermaier, hatte vom Magistrat ihres tirolischen Heimatstädtchens als sinnigen Gruß aus den Bergen einen großen Strauß blühender Alpenrosen erhalten, und zermarterte sich in ihrer Villa zu Hannover den Kopf, auf welche Art sie dem Magistrat für die liebenswürdige Aufmerksamkeit ihre Dankbarkeit beweisen könnte. Ein Geldgeschenk für die Stadtarmen erschien der Dame aus dem Grunde unpassend zu sein, weil sie regelmäßig seit Jahren zu Weihnachten eine große Summe an den Magistrat zu diesem Zwecke sandte und dies auch fernerhin tun wollte.

In dieser Ratlosigkeit wandte sich Frau Hedwig schließlich an ihren Gatten, der nach einigem Nachdenken vorschlug, dem Magistrat des tirolischen Städtchens für das Sitzungskollegium eine Präsidentenglocke zu stiften.

„Weißt du, Hede," setzte der Herr Kommerzienrat hinzu, „wenn schon, denn schon — also eine Glocke aus purem, echtem Golde! Unser Finanzminister erlaubt's ja. Wir wollen uns nicht lumpen lassen!"

Mit diesen Worten ging er zu seinem mächtigen Geldschrank und holte der geliebten Gemahlin sechs funkelnagelneue blaue Reichsbanknoten zum Ankauf einer echt goldenen Präsidentenglocke.

„Die goldene Glocke verpackst du gut, Hede, und schickst sie dann unter Wertversicherung von sechshundert Mark in deine schöne Heimat. Ich werde den Magistrat brieflich verständigen. Die Glocke soll erklingen zu Lob und Preis der edlen Spenderin Hedwig Wallmod, geborene Hubermaier aus dem schönen Tirolerlande!“

Dankbar küßte Frau Hede den Gatten. Dann aber äußerte sie doch ein kleines Bedenken. Für einen nahezu wertlosen Strauß sechshundert Mark zu geben — diese Noblesse schien der sparsamen Tirolerin etwas übertrieben zu sein.

„Nee, Hede! Wenn schon, denn schon! Kaufe ruhig 'ne Glocke aus purem Gold für sechshundert Reichssilberlinge! Wir können's uns leisten und wollen uns nicht lumpen lassen! Ich schreibe jetzt gleich an den hochlöblichen Magistrat nach Tirol.“

— — — — — — — — — — — — —

Ein Stündchen später fuhr Frau Wallmod in die Stadt, wo sie bei einem Goldarbeiter eine Glocke erstand und sogleich verpacken ließ. Das Paket unter Wertversicherung von sechshundert Mark und die Zollinhaltserklärung gab Frau Hede, die dabei sehr vergnügt aussah, persönlich zur Post, und sorgfältig bewahrte sie den Aufgabeschein, um dem Gatten gegenüber den Nachweis für den Vollzug seiner Anordnung liefern zu können.

Richtig wollte der Kommerzienrat bei Tisch den Aufgabeschein sehen. Damit war die Angelegenheit zu Hannover prompt erledigt. „Na, Prosit, Hede! Die goldene Glocke soll dir zu Ehren erklingen! Wird die einzige Gemeinde in Tirol sein, die eine Präsidentenglocke aus reinem Gold hat! Werden mächtig stolz sein darauf, deine Landsleute!“

* * *

In die Kanzlei des Oberverwalters des k. k. Hauptzollamtes trat der dicke Bürgermeister Tschurtschentaler mit höflichem Gruße und dienstlicher Miene.

Der mit Arbeit überlastete Zollamtsvorstand fragte kurz: „Herr Bürgermeister wünschen?“

„Nur frag'n möcht' ich, ob die aus Hannover angemeldete goldene Präsidentenglocke schon diesseitig eingetroff'n ischt? Ein nobles Geschenk von der Frau Kommerzienrat Wallmod, die wo aus unserem Städtle stammt und in Hannover verheiratet ischt! Jawohl, ischt halt was Schönes um solche Anhänglichkeit an die Heimat, mag ich sag'n! Meinen S' nit auch, Herr Oberverwalter?“

Der Zollamtsvorstand brummte etwas in den Bart und entnahm dem Stahlschranke das bereits amtlich geöffnete und behandelte Kästchen mit der goldenen Glocke. „Hier, Herr Bürgermeister, ist die Sendung aus Hannover für den Stadtmagistrat! An Zollgebühren sind achtzig Kronen zu bezahlen!“

Der erschrockene Bürgermeister riß die Augen auf und stammelte: „Wird nit sein? Da haben S' Ihnen aber schon arg verrechnet, mag ich sag'n!“

„Durchaus richtig berechnet nach der Wertangabe von sechshundert Mark und nach dem Gewicht des Zollgegenstandes! Reines Gold kostet eben hohen Zoll!“

„Wird nit sein! Wird das Zollamt wohl was nachlass'n müssen! Haben S' ein Einsehen, Herr Oberverwalter! Begreifen S' denn nit, daß von einem Geschenk keine Red' mehr sein kann, wenn die Gemeindekasse, wo sowieso kein Geld nit hat, achtzig Kronerl Zollgebühren zahlen soll! Die Glock' soll doch ein Geschenk sein, mag ich sag'n!“

„Das kümmert mich und das Zollamt nichts! Wollen

Sie also die richtig berechneten Zollgebühren erlegen oder nicht?"

Der Bürgermeister kratzte sich hinter den Ohren und schüttelte den dicken Kopf.

„Sie wollen also nicht bezahlen! Ist mir gleich! Die Glocke wird demgemäß amtlich verpackt und an den Absender nach Hannover zurückgeschickt!"

„Sell därf nit sein! Sell tät eine Beleidigung für die Frau Wallmod sein, die ein Kind unserer Stadt ischt! Sell wär' sogar eine Beleidigung von Amts wegen, mag ich sag'n! Sell därf unter keinen Umständen nit geschehen, wohl — wohl! Ich protestier' also hiermit gegen die Zollberechnung, weil selle zu hoch bemessen erscheint, mag ich sag'n! Jawohl!"

Geärgert höhnte der Zöllner: „So? Protestieren wollen Sie?"

„Jawohl! Und beim Finanzministerium werd' ich amtlich Beschwerde erheben! Über Ihnen hockt allemal noch ein Höcherer, der wo ein Einsehen haben wird, mag ich sag'n! Ischt ja völlig aus der Weis': achtzig Kronerl für ein Glöckele, wo man gar nit weiß, ob es wirklich ganz von Gold ischt oder nit!"

„Ah!" rief der Zollamtsvorstand, „Sie zweifeln an der Echtheit des zollpflichtigen Gegenstandes? Nun, da ist gleich und leicht geholfen!"

„Wieso?"

„Sehr einfach! Ich nehme von Ihrem Zweifel amtlich Kenntnis und sende die angeblich aus reinem Gold gefertigte Glocke zur amtlichen Untersuchung an das k. k. Punzierungsamt nach Wien. — Sind Sie damit einverstanden?"

„An was für ein Amtl woll'n Sie das Glöckele schicken?"

„An das Punzierungsamt in der Wiener Münze.

Mit Hilfe der Punzen wird man schon feststellen, ob die Glocke wirklich aus reinem Golde gefertigt oder vielleicht nur vergoldet ist! Danach wird dann der Zoll berechnet werden."

„Ah so wohl! Jetzt lauft das Hasele bereits anders! Sie geb'n also selber zu, daß der Zoll zu hoch berechnet word'n ischt! Schicken S' nur sell Glöckele an das Punzenamt, ich bin, mag ich sag'n, amtlich einverstanden. — Recht guten Morgen, Herr Oberverwalter!"

„Auch so viel, Herr Bürgermeister!"

* * *

Nach Verlauf von reichlich sechs Wochen stand der Bürgermeister Tschurtschentaler zufolge einer amtlichen Vorladung wieder in der Kanzlei des Hauptzollamtsvorstandes.

„Recht guten Morgen, Herr Oberverwalter! Sie haben mich ruf'n lass'n, also wird vom Punzenamt von wegen dem goldenen Glöckele Nachricht kommen sein, mag ich sag'n!"

Der Zollamtschef lächelte spöttisch: „Hat sich was mit Ihrer — goldenen Glocke!"

„Wie? Ischt selles Malefizglöckele etwa nit von Gold?"

„Nein. Laut amtlicher Feststellung ist die Glocke von Silber und nur vergoldet!"

„Nit möglich! Der Wallmod in Hannover hat doch an den Magistrat geschrieb'n, die Glock' tät' von reinem Gold sein! Und mit sechshundert Markln ischt selles Glöckele versichert g'wesen!"

„Das Papier ist geduldig! Machen wir der G'schicht' ein Ende! Da die Glocke nicht von Gold ist, sondern von Silber und nur vergoldet, berechnet sich der Zoll nur auf 20 Kronen! Für die Untersuchung durch

das Punzierungsamt in Wien, für Porto, Stempelgebühren, Manipulationstaxen, statistische Gebühr und Wertversicherung sind extra weitere 23 Kronen 45 Heller zu bezahlen, in Summa also 43 Kronen 45 Heller."

„Wird nit sein! Sell zahl'n wir nit für ein goldenes Glöckele, das gar nit von Gold ischt! Ischt ja, mag ich sag'n, ganz aus der Weis'. Uns so viel Kosten verursachen für ein silbernes Glöckele und behaupten, daß selles Gelump sechshundert Markln wert sein soll! Sell ischt ja schier eine Vorspiegelung falscher Tatsachen und strafbar, mag ich sag'n!"

„Wollen Sie bezahlen oder nicht?"

„In Ewigkeit nit! Belangen werd' ich den Goldarbeiter in Hannover, der selles Gelump geschickt hat!"

„Das geht das Zollamt nichts an! Die amtlich erwachsenen Kosten aber müssen Sie unbedingt bezahlen!"

„In aller Ewigkeit nit! Nit einen Kreuzer bezahlt die Gemeindekasse! Ehender leg' ich mein Amt nieder! So ein Schwindel, mag ich sag'n! Ein goldenes Glöckele, wo gar nit von Gold ischt!"

„Sie verweigern also namens des Magistrates jegliche Bezahlung?"

„Jawohl! Zahlen tun wir nixen, nit einen Kreuzer!"

„Gut! Uns ist es auch recht! Die Glocke wird nun amtlich an den Meistbietenden versteigert, der Erlös verfällt dem Fiskus! Wird der Betrag von 43 Kronen 45 Heller nicht erzielt, so wird die Stadtkasse für den Ausfall haftpflichtig erklärt, das Manko zwangsweise eingetrieben, was neue und erhebliche Kosten verursachen wird."

„Noch mehr Kosten! Sell geht nie nit!"

„Also wollen Sie bezahlen oder nicht?"

Der Bürgermeister besann sich lange. „Die Sach'

muß in der nächsten Magistratssitzung verhandelt werd'n, hernach soll Ihnen amtlicher Bescheid zugehn!"

„Gut! Ich mache Sie aber aufmerksam, daß für die zollamtlich lagernde Glocke eine Aufbewahrungsgebühr von täglich 5 Hellern bezahlt werden muß. Ferner die Zinsen und Zinseszinsen für die Summe von 43 Kronen 45 Hellern!"

Jetzt hatte es der Bürgermeister eilig, die Kanzlei zu verlassen. Von Zinseszinsen war er ein Todfeind.

Zum endgültigen Beschluß benötigte der Magistrat aber dennoch vierzehn Tage, bis endlich die Gebühren für die „goldene Glocke aus Silber" im Zollamte bezahlt wurden. Gleichzeitig wurde beschlossen, von dem Lieferanten in Hannover, dem Goldarbeiter, den vollen Ersatz aller erwachsenen Kosten zu fordern und die Glocke ihm zur Verfügung zu stellen. Im Weigerungsfalle würde Anzeige wegen Betrugs bei der Staatsanwaltschaft erstattet.

* * *

Seit Absendung des Geschenkes an den Stadtmagistrat war schon so viele Zeit verflossen, daß sich der Kommerzienrat Wallmod in Hannover über das Ausbleiben des erwarteten Dankbriefes nicht wenig wunderte. Eines Tages sprach er auch mit seiner Gattin darüber. Die meinte, der Herr Tschurtschentaler werde wohl mit Amtsgeschäften überhäuft sein, auch habe er in seinem Berufe als Lederfabrikant stets viel zu tun.

„Na, Hede, unter einen Dankbrief wird der Mann mit dem schönen Namen doch wohl seine amtliche Unterschrift setzen können! Übrigens verlange ich keinen Dank, nur eine Empfangsbestätigung der Ordnung halber. Hat vielleicht der Städtlespascha an dich geschrieben?"

„Nein! Ich hab' seit vielen Wochen keine Nachrichten aus der Heimat erhalten!"

„Sonderbar! Gelegentlich werde ich eine postalische Reklamation veranlassen. Den Aufgabeschein habe ich ja aufbewahrt!"

„Aber bei einem Geschenk kannst du doch nicht reklamieren!"

„Weshalb soll ich denn nicht amtlich anfragen lassen, ob der hochlöbliche Stadtmagistrat die Glocke auch richtig erhalten habe?"

„Weil eine Reklamation so aussieht, als wolltest du absolut ein Dankschreiben haben!"

„Na, schön, warten wir also noch ein paar Wochen. Kommt aber bis dahin die erwartete Empfangsanzeige nicht, so werde ich mir erlauben, dem Herrn Bürgermeister durch die deutsche Reichspost amtlich auf die Zehen zu treten, nicht wegen des Dankes, sondern wegen einer Empfangsbestätigung! Das gehört sich doch einfach, daß —"

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Die Zofe meldete den Goldschmied Rösicke, der in dringlicher Angelegenheit Herrn Kommerzienrat Wallmod um Empfang bitten lasse.

Frau Hedwig war plötzlich sehr rot geworden und wollte sich entfernen.

„Komm nur mit, Liebste! Es wird ja auch dich interessieren, was der Mann zu melden hat! Offenbar hängt sein Erscheinen mit der Schweigsamkeit des Herrn Tschurtschentaler zusammen!"

Lachend führte Wallmod die Gattin am Arm in den Salon.

Das Lächeln auf den Lippen des Kommerzienrats verschwand aber, als Rösicke über das ihm zugegangene Schreiben des Stadtmagistrats berichtete und um schrift-

liche Bestätigung dafür bat, daß bei seiner Firma nur eine silberne, im Feuer vergoldete Glocke gekauft, bezahlt, vor den Augen der Frau Kommerzienrat verpackt und von der Dame selbst mitgenommen worden sei.

„Was? Für sechs Blaue bekommt man doch allerorten eine echt goldene Glocke!“

Der Goldschmied erwiderte höflich: „Verzeihung. In meinem Geschäft wurde eine vergoldete Silberglocke zum Preise von dreihundert Mark gekauft, bezahlt, verpackt und der gnädigen Frau postfertig übergeben. Hierüber erbitte ich mir eine schriftliche Bestätigung, um den Bürgermeister Tschurtschentaler wegen Beleidigung und Bedrohung erfolgreich verklagen zu können. Ich lasse mich von niemand einen Schwindler schimpfen!“

Wallmod begriff sofort und war entschlossen, Hedwig zu decken, der Gattin einen geordneten Rückzug zu ermöglichen. „Es wird vielleicht doch ein Irrtum unterlaufen sein, Herr Rösicke,“ sagte er begütigend. „Möglicherweise hat sich meine Frau bei der Bestellung versprochen! Die Sendung wurde ja mit Wertversicherung von sechshundert Mark der Post übergeben. Beruhigen Sie sich also, Herr Rösicke, ich komme für alle Kosten auf!“

Der in seiner Firmenehre gekränkte Mann wollte sich aber nicht beschwichtigen lassen.

„Bitte, Herr Rösicke, für wie viel bin ich Ihrer Firma gut?“

„Kredit in jeder gewünschten Höhe, Herr Kommerzienrat!“

„Na, schön! Die Firma Rösicke zahlt also an den Stadtmagistrat mit Postanweisung den Betrag von 43 Kronen 45 Hellern als Ersatz für die erwachsenen Kosten; auch fordern Sie die Rücksendung der ver-

goldeten Silberglocke und senden eine neue echt goldene. Und schreiben Sie gütigst dazu, daß alle Zollgebühren von mir ersetzt werden!“

„Zu Befehl! Ich danke für den gütigen Auftrag! Was aber soll ich mit der ‚Silbernen‘ beginnen, wenn sie aus Tirol zurückkommt?“

„Die Silberne schicken Sie mir zum — Andenken!“

— — — — — — — — — — — — —

Als der Goldschmied sich schmunzelnd entfernt hatte, warf sich Frau Hedwig erglühend in die Arme des Gatten. „Verzeih mir, du lieber, guter, nobler Mann!“

„Sei nur stille, Schatz! Man spricht darüber nicht! Und ein richtiger Mann wird alles tun, um seiner Frau eine Blamage zu ersparen, auch wenn sie verdient sein sollte!“

„Darf ich dir die ‚eingesparten‘ dreihundert Mark wieder einhändigen? Ich gelobe absolute Besserung, werde nie wieder — einsparen!“

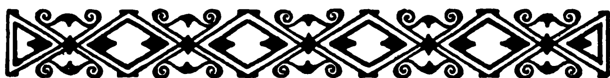
„Wer's glaubt!“

* * *

In der nächsten Gemeinderatssitzung schwang Herr Tschurtschentaler mit Wucht und Würde die goldene Glocke.

Gerne wäre vom Verfasser auch der Name der einzigen Stadt in Tirol mitgeteilt worden, die das Glück hat, ein solch seltenes Stück ihr eigen zu nennen, noch dazu vollständig zoll- und spesenfrei, allein er hält eine Verschleierung des Namens für dringend geboten, weil nämlich die Geschichte sich in Wirklichkeit ereignet hat.





Die Raxalpe.

Von Viktor Jessen.

Mit 8 Bildern.

In der Raxalpe besitzen die Wiener Alpenfreunde ein Ausflugsziel, das sich in wenigen Stunden erreichen läßt und dessen Besuch ihnen alle Freuden einer wirklichen Hochalpentour zu vermitteln vermag.

Auf diesem Verhältnis ist der Ruhm, aber auch der üble Ruf gegründet, zu dem neuerdings in einer Beziehung dieser westlich vom Semmering auf der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark prächtig aufragende Alpenwall gelangt ist. Der Wetteifer der „Bergkraxler“, an seinen felsigen Abhängen ihre Kräfte zu üben, hat in den letzten Jahrzehnten die Anlage von so gefährlichen Aufsteigslinien veranlaßt, und diese üben, sogar im Winter, auf die Wiener Felskletterer eine solche Anziehungskraft aus, daß kaum noch ein Jahr vergeht, ohne daß Opfer dieses Sports zu beklagen sind. Anderseits vermittelt aber die so leichte Erreichbarkeit der Rax Tausenden und Abertausenden stadtmüden Wienern Jahr für Jahr mitten im Verlauf des Alltagslebens jene köstliche Erquickung, die sich andere Großstädter nur während der Ferien nach langer Eisenbahnfahrt verschaffen können.

Eine Fahrt von zwei bis drei Stunden auf der herrlichen Semmeringbahn führt durch das Steinfeld und an der Südseite des Schneebergs hin nach Payerbach an der Schwarza, von wo die bequemsten und



Photographische Aufnahmen von J. Gerstenbrandt in Reichenau.

Totalansicht der Raxalpe.

lohnendsten Wege zu den Gipfeln des Schneebergs und der Raxalpe ausgehen, deren Vorberge hier bis an den Fluß ihre Ausläufer senden.

Beide Gebirgsstöcke gehören zu den niederösterreichischen Alpen, die sich ohne gegliederten Zusammenhang von der Enns bis zum Semmering hinziehen. Der nördlichste Bergstock ist der Ötscher, der eine schöne Aussicht in das Donautal bietet. Der Schneeberg ist „das Ostkap“ dieses nördlichsten Kalkalpenzuges. Er streicht in seiner Hauptmasse von Nordosten nach Südosten und spaltet sich in zwei durch einen Sattel miteinander verbundene Teile, von denen der südöstlichste der eigentliche Schneeberg, der nordwestliche der Kuhschneeberg genannt wird. Die höchste Spitze hat der südöstliche Teil, wo der „Alpengipfel“ 2061 Meter erreicht; im äußersten Südosten steigt der Waxenriegel 1884 Meter auf. Die höchste Spitze im nordwestlichen Teile ist der 2075 Meter hohe Kaiserstein, von dem man eine großartige Fernsicht auf eine Länderstrecke von 200 Quadratmeilen Flächenraum hat.

Vor der Vollendung der Eisenbahn über den Semmering — diese erste Gebirgsbahn wurde 1848 bis 1853 erbaut — wurde der Schneeberg von Wien aus schon viel besucht, die ferner gelegene Raxalpe aber fast gar nicht. Das hat sich nun bedeutend geändert, zumal nachdem die Entwicklung des Klettersports in den Alpen Südtirols, den Dolomiten, den Felsabhängen dieses karstartig aufgebauten Hochplateaus, eine neue Bedeutung, die einer Versuchsstation für alpinen Klettersport verlieh.

Die Plateaufläche der Rax hat zahlreiche Kuppen, Mulden und Kessel. Sie erstreckt sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen je eine Meile und fällt nach allen Seiten in schroffen Felswänden ab,

deren abflachende Vorberge bewaldet sind. Das Plateau selbst sinkt, wie Reinhard E. Petermann es angibt, nirgends unter 1500 Meter Seehöhe ab, während die höchsten Partien sich über 1800 Meter erheben, so daß



Karl Ludwig-Schutzhaus auf der Raxalpe.

die verschiedenen Gipfel, vom Plateau aus gesehen, als rasige Kuppen oder Rücken von etwa 2000 Meter absoluter Höhe erscheinen. Vom Wetterkogel aus lassen sich drei Züge unterscheiden; nach Westen gerichtet ist der zur Heukuppe, die mit 2009 Meter die höchste Erhebung der Rax ist, nach Norden der Scheibwald, der eine Höhe von 1944 Meter erreicht, nach Osten der

Grünschacher, welcher den tiefstgelegenen Teil enthält und sich bis zu 1738 Meter erhebt. Die beiden letzteren Züge schließen das Große Höllental ein.

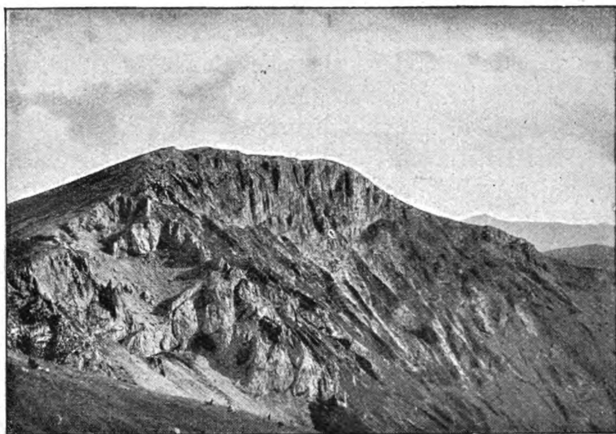
Unser Bild „Totalansicht der Raxalpe“ gibt uns einen



Lackenhoferhütte.

deutlichen Begriff von dieser Bergformation und zeigt uns ihre Südostseite, wie sie sich den Blicken des von Payerbach in das Reichenauer Tal Schreitenden darstellt. Dies nach dem stattlichen Dorfe Reichenau, einem vielbesuchten Sommerfrischort, genannte Tal ist von der aus dem Höllental kommenden Schwarza durch-

flossen. Vorn rechts auf dem Bilde ist noch ein waldbedeckter Ausläufer des Schneebergs sichtbar, hinter welchem das genannte Hochtal sich öffnet, in welchem die Naß und der Höllenbach sich quellfrisch in die rauschende Schwarza ergießen. Links über dem Tal erhebt sich zunächst in langem Zuge der Grünschacher. Ihm ist der Sängerkogel vorgelagert, dessen unterer Vorsprung Knappenberg heißt nach den Erzbergwerken,



Predigtstuhl.

die sich seit uralter Zeit hier befinden. Überm Sängerkogel findet sich in der schon stark felsigen Kammregion des Grünschachers das „Thörl“, das seinen Namen nach einer natürlichen Felsenluke erhalten hat. Durch die Thörlschlucht zieht der Weg zu einem Schutzhause empor, das nach dem Erzherzog Otto als dem Protektor des Österreichischen Touristenklubs benannt ist. Links erhebt sich die Hauptkuppe des Grünschachers, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Alpenflora berühmte Jakobskogel. Hier wird der Abfall der Rax noch wandartiger

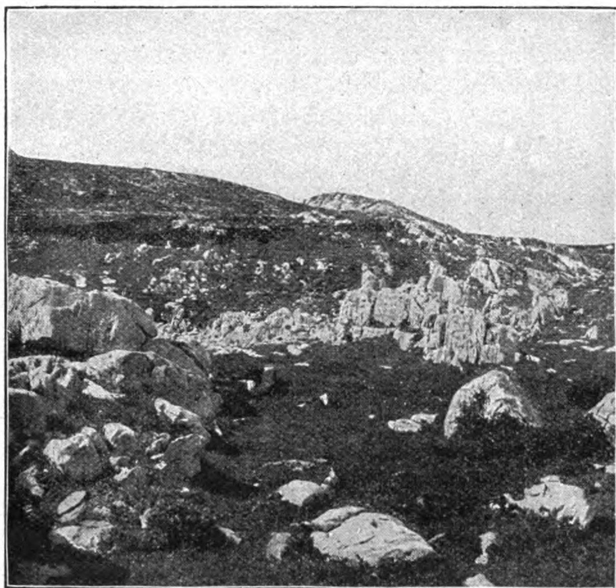
und die Felsbildung erscheint immer rissiger und grotesker. Von der Preinerwand tritt auf unserem Bilde die Bergkontur etwas zurück und läßt uns im Hintergrund der Siebenbrünnltalmulde den felsigen Predigtstuhl erkennen, während links der Wetterkogel scharf hervortritt, der rückwärts sanft zur Haupterhebung der Rax, der Heukuppe, ansteigt.

Es ist nur eine halbe Stunde Wegs von Payerbach, das wie Reichenau vom Frühling bis Herbst viele Dauergäste beherbergt, bis nach dem letzteren Ort. Die Straße führt unter dem Bahnviadukt hindurch an der Schwarza entlang. Das stattliche Dorf mit seinen Hotels und Villen, von denen die Villa Waisnix einst öfter der kaiserlichen Familie zum Aufenthalt diente, ist in der Reisesaison Samstags und Sonntags von Wiener Touristen überfüllt, die sich zum Teil mit kürzeren Ausflügen in die waldreiche Umgebung und dem Aufblick zur Raxalp begnügen.

Ihr gewaltiger Höhenzug beherrscht das Tal durchaus, da die Hochregion des Schneebergs von waldigen Vorbergen verdeckt wird und auch der Hauptgipfel des Semmeringgebiets, der Sonnwendstein, nicht aus der Waldregion aufragt. Drei Eigenschaften steigern nacheinander im Frühling, Sommer und Herbst ihre Anziehungskraft. In den vielen Rinnen und Rissen ihrer Felsabstürze haftet der Winterschnee lange bis tief in den Frühling hinein, so daß im April und Mai, „wenn in der Nachbarschaft schon alles aper ist“, die Rax „das Prachtbild eines in die Frühlingslandschaft hineinragenden Schneegebirgsmassivs“ darstellt. Noch im Hochsommer blinkt von der Heukuppe ein mächtiges Dolinenfeld zu Tal.

Jedoch schon im Juni beginnen sich die Hochmatten der Rax mit einer Blütenpracht zu überziehen, die ihres-

gleichen sucht. Nach den Bergastern und großblütigen alpinen Veilchen kommt die Alpenrose in Flor, und mit ihrem leuchtenden Rot wetteifert das tiefe Blau der Gentianen, das Gelb der duftigen Bergaurikeln. Die Rax bietet verschiedene zahlreiche Fundstellen von Edelweiß. Sie ist aber vor allem, wie der Rigi, ein



Partie vom Raxplateau.

Aussichtsberg, und in dieser Beziehung bietet sie das beste im Herbst. Das Panorama reicht nördlich über Wien hinaus bis zu den Polauer Bergen bei Nikolsburg und östlich über den Neusiedler See bis an die Raab. Hunderte von Berggipfeln sind sichtbar, die vom Wechsel und Schöckel (bei Graz) bis zum Grimming und von den oberösterreichischen Bergen bis zu den

Karawanken und Sanntaler Alpen reichen. Von den verschiedenen Kuppen des Hochplateaus hat man sehr verschiedene Aussichten in die näheren Täler.

Dem starken Touristenverkehr mit seinen sehr verschiedenen Bedürfnissen dienen eine ganze Reihe von Schutzhütten, von denen das Karl Ludwig-Haus des Österreichischen Touristenklubs am Wetterkogel in 1820 Meter Höhe das älteste ist. Das gut eingerichtete Haus ist nach dem vor etwa zehn Jahren verstorbenen Erzherzog Karl Ludwig, einem Bruder des Kaisers Franz Joseph, benannt, der seit 1872 im Sommer bei Reichenau das Waldschlößchen Wartholz bewohnte. Er ist der Vater des Erzherzogs Otto, nach dem das oben schon erwähnte Schutzhaus benannt ist, und hat viel dafür getan, daß jenes erste, jetzt auch mit einer meteorologischen Station verbundene Berggasthaus schon 1877 zu stande kam. Einfacher ist das Pehofer Almwirtshaus, das westlich der Scheibwaldhöhe liegt. Alle drei Schutzhäuser werden auch im Winter bewirtschaftet.

Von den fünf kleineren Schutzhütten dienen drei als Raststationen dem allgemeinen Touristenverkehr auf der Rax: die Lackenhoferhütte am Ostgehänge der Heukuppe, die Hütte, welche den Zentralgipfel der Scheibwaldhöhe krönt, und die vielbesuchte Seehütte auf dem Grünschacher. Die tiefer noch, im Walde, an Anstiegsrouten gelegenen von den alpinen Gesellschaften „Reistaler“ und „Gamsecker“ erbauten Hütten rief der Klettersport ins Leben. Sie enthalten je ein verschlossenes Gelaß für die Mitglieder, während der Vorraum jedem Touristen offen steht.

Von Reichenau aus erfolgt die bequemste Besteigung sowohl des Grünschachers als auch der Heukuppe. In beiden Fällen geht man im Tal auf der Straße eine halbe Stunde bis zur Abzweigung des

Preiner Tals. In einer Stunde steigt man von hier auf den Knappenberg, von wo eine weitere Stunde über den Aussichtspunkt „Bergmannsrast“ zur Gsollwiese führt. In zwei Stunden gelangt man sodann in Windungen auf das Plateau und über eine reichblühte Alpenmulde auf den Jakobskogel, den höchsten Punkt des Grünschachers. Schwieriger ist der Aufstieg



Preinerwand.

durch das Große Höllental, wo vom Talschluß „Gaisloch“ der „Liststeig“ in zwei Stunden auf das Plateau führt. Dieser Steig, von Guido List, der 1870 hier einmal abstürzte, ohne sich erheblich zu verletzen, aus Dankbarkeit angelegt, führt über Gerölle und zuletzt über eine nur vermittels Ketten und Eisenzapfen zugängliche Wand. Unterwegs läßt sich schönes Edelweiß pflücken.

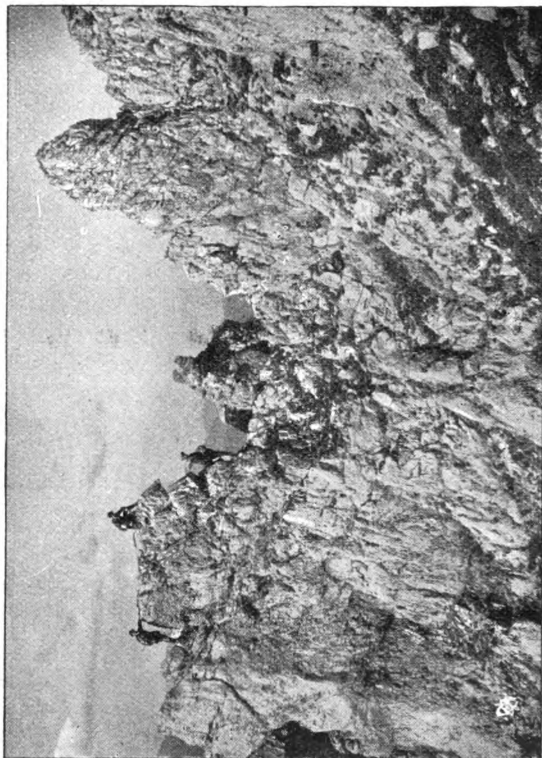
Die Besteigung der Heukuppe wird am bequemsten ausgeführt, indem man zunächst über Prein, den Haupt-

ort des Preiner Tals, wohin von Payerbach ein Omnibus fährt, immer der Straße nach bis auf das Gscheid geht. Man erreicht diese Stelle, auf der eine schöne Steinsäule die Grenze von Österreich und Steiermark markiert, in dreieinhalb Stunden; sie liegt fast 600 Meter über Reichenau. Der weitere fahrbare Weg zweigt rechts ab in das Siebenbrunnental, einen prachtvollen Talkessel. Nach einer Stunde erblickt man den Talschluß, wo in Höhe von 1317 Meter eine Hütte steht. Nun geht es in Serpentinen in wiederum einer Stunde auf das Plateau zum Karl Ludwig-Haus hinauf. Von hier ist die Heukuppe nur noch drei Viertelstunden entfernt.

Es gibt auch verschiedene Wege, die von Mürzzuschlag aus auf die Heukuppe führen. Der Marktflecken Mürzzuschlag in Obersteiermark liegt jenseits des Semmering und ist der Endpunkt der den Paß übersteigenden Eisenbahn. Auch dieser Ort ist eine namentlich bei den Wienern sehr beliebte Sommerfrische. Das erste Stück auf dem Weg von hier zum Raxplateau, 7 Kilometer, bis Kapellen, läßt sich auf der Eisenbahnstrecke Mürzzuschlag-Neuberg zurücklegen. Dieser Weg führt im Tal der Mürz durch herrlichen Wald. Von Kapellen kann man längs des Raxenbachs in zwei Stunden auf das Gscheid gelangen und den Weg wie oben fortsetzen, oder man biegt nach einer Viertelstunde vom Raxenbach links ab, kommt in einer halben Stunde nach Altenburg in der Höhe von 804 Meter und steigt von hier in anderthalb Stunden 400 Meter weiter auf die Einsattlung Naßkamp zwischen Rax und Schneealpe. Rechts aufwärts wandert man in einer Viertelstunde zur Gruberalpe und von hier durch eine Schlucht zum Gupfsattel (1590 Meter).

Jetzt aber stellt der Steig durch die Wände der Gameseck, der vom Österreichischen Touristenklub hergestellt ist,

ernstere Ansprüche an den Bergsteiger. In anderthalb Stunden ist man auf dem Plateau und hat dann zum Gipfel der Heukuppe noch zwanzig Minuten zu gehen.



Photogr. im Verlag von R. Lechners Hofbuchh. in Wien.

Felsengrat vom Wilden Gamseck.

Unsere Bilder: Partie vom Raxplateau, Preinerwand, Predigtstuhl geben dem Leser eine gute Vorstellung vom Charakter des Hochplateaus, dessen höchste Erhebung die Heukuppe ist, während die Bilder „Felsengrat vom Wilden Gamseck“ und „Teufelsbadstub“ deut-

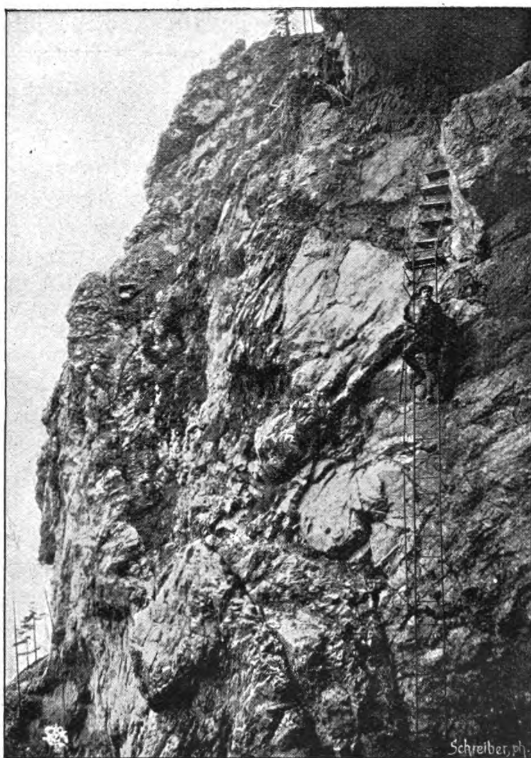
lich machen, wie sehr die Felsabhänge des Bergs den klettergewandten Alpinisten zur Kraxelei verlocken.

Ein Teil der Preinerwand trägt den Namen „Königsschußwand“, der an Zeiten erinnert, da das Raxplateau noch von Gemsen bevölkert war. Auf dieser Felswand wurde vor vierhundert Jahren von der Hand Kaiser Maximilians I., an dessen Vorliebe für die Gemsjagd sich so mancherlei Sagen knüpfen, ein dort hinauf geflüchteter Gemsbock erlegt. Das Geschoß war ein Pfeil, den der Kaiser von seinem Stahlbogen abschnellte. Keiner der Jagdgenossen hatte sich auf die gegebene Entfernung den Bock zu treffen getraut. Über der Preinerwand mahnt ein Kreuz auch an das älteste bekannte Touristenunglück, das auf der Rax vorkam. Die mehrere hundert Meter lange steile Geröllflur fällt gegen die waldige Tiefe des Griesleitentals ab.

Der Felsengrat vom Wilden Gamseck gehört zu den „Kahlmäuersteigen“ auf der Südwestseite des Berges und ist von diesen wilden Pfaden, die zumeist gar keine wirklichen Steige, sondern nur, wie R. E. Petermann mit Recht hervorhebt, bloße, durch Schuhnägelkratzer und dergleichen schwach markierte Wegrouten sind, noch einer der zahmsten.

Vom Österreichischen Touristenklub mit soliden Mitteln hergestellt, mit eingemeißelten Tritten, Fußeisen, Ketten und eisernen Leitern gesichert, ist der Teufelsbadstubenweg, der nach der eben genannten Autorität von schwindelfreien Personen zu Tageszeiten, wo kein Steinfall von den Felswänden stattfindet, wohl begangen werden kann. Er ist aber ein Kinderspiel gegen Routen wie der Katzenkopfsteig, der trotz noch ärgerer „Exposition“ ohne jeden künstlichen Behelf absolviert werden muß und zuweilen ein zwei-, ja drei- und vierstündiges Klettern in beständiger Lebensgefahr

erheischt. Selbst im Winter werden manche dieser Steige, die dann „schneidige Eistouren“ darstellen, begangen; im Sommer aber vergeht kein Sonntag, an



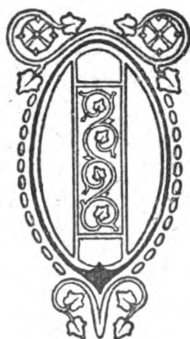
Photogr. im Verlag von R. Lechners Hofbuchh. in Wien.

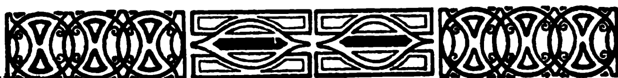
Teufelsbadstub (große Leiter).

welchem nicht ein paar Dutzend Menschen an den Gehängen der Rax mit ihrem Leben spielen.

Wie wenig aber jene rissigen Felspartien, die zum Hinaufklettern anlocken, ihrer Natur nach fest sind, das

hat vor kurzem die Nachricht von einer Katastrophe im Gefelse der Raxalp bewiesen. Gerade im Gebiet eines jener gefährlichen Steige, des Reistalersteiges, löste sich ein großer Teil einer Felswand vom Massiv und stürzte ab. Gleichzeitig gingen furchtbare Steinlawinen zu Tal. Die Traversierung des Reistalersteiges war durch den Felssturz unmöglich gemacht. Dem ersten Sturz folgten noch andere. Bei dem ersten Zusammenbruch der Felswand waren über 5000 Kubikmeter Gestein in Bewegung geraten.





Barometerpflanzen.

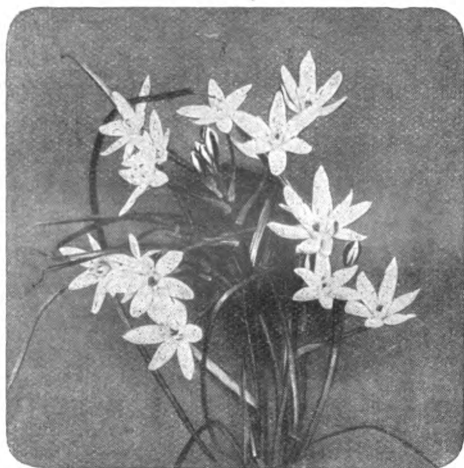
Von Th. Seelmann.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Bei weitem mehr als die Tiere sind die Pflanzen den Witterungseinflüssen unterworfen. Die Tiere vermögen sich durch die Ortsveränderung den Wetterunbilden zu entziehen, indem sie einen schützenden Zufluchtsort aufsuchen, die Pflanzen dagegen sind an die Scholle gefesselt, und so müssen sie jedes Unwetter über sich ergehen lassen, ohne ihm räumlich ausweichen zu können. Dieser Umstand aber ist es gerade gewesen, der es bewirkt hat, daß sich eine stattliche Reihe von Pflanzen im Verlauf ungezählter Jahrtausende verschiedenartige, höchst zweckmäßige Einrichtungen erwarb, durch die sie gegen die sie schädigenden Witterungseinflüsse erfolgreich geschützt werden. Da sich diese Pflanzen den Witterungsverhältnissen anzupassen und sie dadurch vorauszuverkünden vermögen, und zwar zum Teil schon lange vorher, ehe der Wetterumschlag nach der einen oder anderen Seite hin eintritt, so bezeichnet man sie mit Recht als Barometerpflanzen.

Wie groß die Zahl der Barometerpflanzen ist, zeigt uns schon ein Blick auf die Wiesen, Felder und Hecken. Im Sonnenschein gleicht eine Wiese einer einzigen großen Masse von niedlichen Blumen, so daß uns ihr Anblick entzückt. Dagegen hat sie an einem feuchten Tag alle Anmut und Lieblichkeit verloren. Gewöhnlich schiebt man diese Veränderung in ihrem Aussehen

auf die herrschende Trübheit und den Mangel an Sonnenlicht, das sonst die Fluren aufhellt. Aber man befindet sich dabei in einem Irrtum. Denn wenn man die Wiese sorgsam durchschreitet und eine Blüte nach der anderen untersucht, so ergibt sich, daß die Blumen



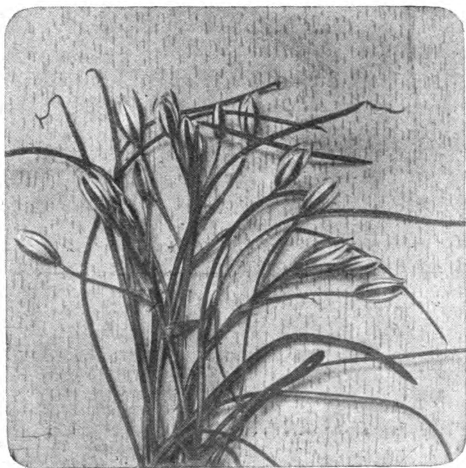
Der Milchstern bei schönem Wetter.

tatsächlich selbst diese Schmucklosigkeit und Eintönigkeit hervorgebracht haben. Man bemerkt dann, daß einige der Pflanzen ihre Blüten geschlossen und ihre Blumenblätter vollständig verborgen haben, während andere sie nach der Erde zu geneigt haben, so daß sie uns, wenn wir auf sie herabblicken, nicht mehr ihre leuchtenden Gesichter zukehren, sondern nur noch ihre bescheiden gefärbten Rückseiten zu sehen sind.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich noch viel deutlicher an den Heckenrändern, wenn im Frühsommer die niedlichen Sternmieren blühen. Im Sonnenschein

heben sich ihre Blütchen wie glänzende kleine Sterne von dem Laubuntergrund ab. Sobald aber schlechtes Wetter naht, bemerken wir auf unserem Spaziergang zwischen den Hecken hindurch, daß die flimmernden Sterne „schlafen gegangen sind", wie die Kinder von den Sternen am Himmel sagen, und daß damit die Weggräben einen trübseligen und reizlosen Anblick zeigen.

Geradezu auffallend aber ist der Wechsel bei dem den Sternmieren ähnelnden hübschen Milchstern, wenn sich das Wetter von gut zu schlecht oder von



Der Milchstern bei schlechtem Wetter.

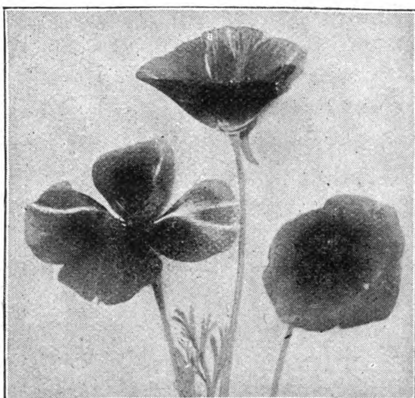
trocken zu naß verändert. An einem schönen Tag sind die Beeteinfassungen unserer Gärten förmlich von einem weißen Sternlicht erfüllt, sowie aber eine Wolke heraufzieht und Regen fällt, sind diese Einfassungen der Gartenbeete völlig verwandelt. Dann haben

sich die weißen Sternchen zurückgezogen und ihre Blumenblätter zusammengefaltet. Die grünen Kelchblätter haben sich über ihnen geschlossen und bilden gleichsam einen Regenmantel, so daß uns nun die Blümchen als eine Reihe recht zerzauster Pflanzen erscheinen, deren Blätter zusammengedrückt und zugespitzt sind und von deren zusammengerollten Blütenköpfen die Regentropfen, ohne den Blüten Schaden zuzufügen, herabrieseln. Unsere Bilder, von denen das eine den Milchstern bei Sonnenschein, das andere bei Regenwetter darstellt, zeigen, wie groß und eingreifend die Veränderung ist.

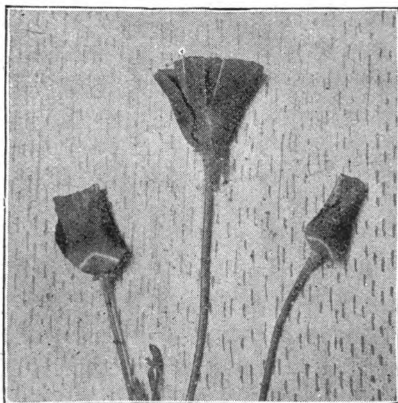
Wahre „Schönwetterfreunde" sind die Eschscholtzien in unseren Gärten. Im Sonnenschein prahlen sie förmlich mit ihrer Blütenpracht, aber gegen die geringsten Wetterunbilden sind sie äußerst empfindlich. An einem trüben und bedeckten Tag, auch wenn er sonst schön ist, wollen sie durchaus nicht von ihrem Nachtschlaf aufwachen, sondern bleiben dicht geschlossen. Beginnt der Tag hell, so lassen sie sich verlocken, ihre goldigen Blumenblätter bis weit über die Frühstücksstunde zu entfalten, aber, wenn sich dann die Hoffnung auf Sonnenschein nicht erfüllt, so antworten sie damit, daß sie ihre Blüten schleunigst verhüllen. Sie wollen eben nicht die geringste Gefahr laufen, naß zu werden, und schließen sich deshalb schon bei dem bloßen Nahen einer dunklen Wolke. Die verbreitetste Art, sich einzuhüllen, ist das einfache Zusammenschlagen der Blumenblätter. Zuweilen aber faltet sich auch ein jedes der vier Blumenblätter zu einem dünnen Faden zusammen, so daß sich dann beim Regen an jedem Blütenstiel vier feine, spiralige Pyramiden aufrichten.

Eine wohlbekannte Barometerpflanze ist das lieb-

liche Gänseblümchen. An sonnigen Tagen sind seine gelben Augen geöffnet, an trüben aber sind sie geschlossen. Dieselbe Eigenheit besitzt, etwas vergröbert, der Löwenzahn. Doch herrscht bei beiden ein Unterschied. Beim Gänseblümchen, wo sich ein jeder Blütenkopf aus vielen kleinen Blütchen zusammensetzt, sind es die äußeren, strahlenförmigen Blumenblättchen, die sich zusammenschlagen und die inneren röhrenförmigen und unbeweglichen Blütchen schützen. Beim Löwenzahn dagegen sind alle Blütchen strahlenförmig, und daher richten sich bei ihm alle auf und schlagen sich selbst zum Schutz gegen die Nässe zusammen.



Die Eschscholtzie im Sonnenschein.



Die Eschscholtzie bei Regen.

Bei der Wetterdistel ist die

Eigenschaft, das Wetter vorauszusehen und anzuzeigen, so ausgeprägt, daß die getrockneten Blütenköpfe in einigen Gegenden von der Landbevölkerung geradezu als Wettergläser gebraucht werden. Ist der Himmel frei von Wolken und die Luft trocken, so daß schönes Wetter zu erwarten ist, dann öffnen sich ihre Blütenköpfe zum größtmöglichen Umfang, indem sich die schuppigen Blätter, die die inneren Blüten umgeben, rund herum wie Strahlen auslegen. Wenn aber die Feuchtigkeit in der Luft anwächst und der Regen nicht mehr fern ist, dann hebt sich der Strahlenring empor und schließt sich kuppelförmig über dem verletzbaren inneren Teil zum Schutz zusammen. Von dieser Kuppel läuft dann das Wasser so ruhig ab wie von einem schrägen Dach.

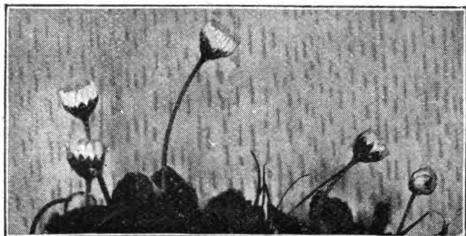
Die allbekannte kleine Scharlachpimpernelle, die sich an trockenen und dürftigen Wegrainen vorfindet, wird ebenfalls im Volksmund „des armen Mannes Wetterglas“ genannt, weil ihre zierlichen scharlachroten Blüten getreulich durch Öffnen und Schließen



Das Gänseblümchen bei gutem Wetter.

den Wetterveränderungen folgen. Sie ist genau so verläßlich wie ein Wetterprophet, besonders aber mehr als so manches kunstvolle Barometer, das in den Zimmern der wohlhabenden Leute hängt.

Dies sind indessen nur die Typen für viele andere Blumen, die durch Öffnen und Schließen dazu dienen können, einen Wechsel in den atmosphärischen Verhältnissen vorauszusagen. So gehören zum Beispiel solche



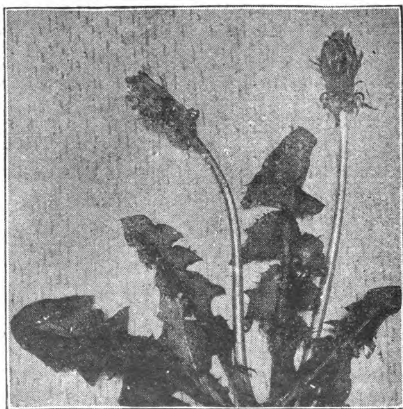
Das Gänseblümchen bei Regen.

Korbblütler, wie die Zichorie, der Rainsalat und die Ringelblume ebensowohl hierher, wie die schönen traubigen und nesselblätterigen Glockenblumen, die Eisblumen, die Opuntien, der Flachs, die wundervollen Magnolien und die stattlichen Wasserlilien. Sie alle sind Barometerpflanzen. Ein anderes ausgezeichnetes Beispiel dafür ist endlich der Krokus.

Es ist nicht etwa eine katzenartige Wasserscheu, die diese Pflanzen zu ihren Vornahmen antreibt, vielmehr handelt es sich darum, eine ihrer größten Schätze zu sichern. Sozusagen im Herzen der Blüten sind die kleinen Samenkörnchen sicher im Samengehäuse untergebracht, aber rings um dasselbe herum stehen die gleich wertvollen Staubfäden, die den Pollenstaub tragen, und diese sind der Luft vollständig ausgesetzt. Bei regnerischem und feuchtem Wetter nun würden alle becherförmigen Blüten, wie die der Eschscholtzien, sobald sie offen blieben, nichts anderes als kleine Regenlachen darstellen, die von Anfang bis zum Ende des Blütenlebens bis zum Rand mit Wasser gefüllt wären.

Das aber würde ihren völligen Ruin bedeuten. Denn dann würde der reife Pollenstaub, vorausgesetzt, daß er nicht schon vorher abgewaschen worden wäre, einfach zerstört werden. Die Folge davon aber wäre wiederum, daß kein Insekt sich bemühen würde, in die Lache hinabzutauchen, um den Honig zu suchen. Und dadurch wieder würden die Insekten, die sich bekanntlich bei der Honigsuche mit dem Pollenstaub beladen, aufhören, das wichtige Amt auszuüben, das in der Forttragung des Pollenstaubes besteht und das die Befruchtung der einen Blüte durch die andere bedingt. In der Tat wäre das Unheil nicht abzusehen, das die Becherblüten treffen würde, wenn sie nicht wetterkundig wä-


Der Löwenzahn bei hübschem Wetter.


Der Löwenzahn bei Regen.

ren und nicht Schutzmaßregeln gegen schlechtes Wetter ergreifen würden.

Auf diesen Zweck, den Schutz des Pollenstaubes, zielen also alle die Methoden und Vorrichtungen ab, die zur Anwendung gelangen, um den Regen zu meiden, und das ist der einzige Grund für alle ihre Bemühungen, ein Barometer darzustellen. Je empfindlicher darum eine Pflanze gegenüber den feinen Veränderungen in der Atmosphäre ist, desto erfolgreicher wird sie ihren Pollenschatz schützen.



Die Claytonie bei Regenfall.



Die Claytonie an einem schönen Tag.

Aber die Barometerpflanzen beschränken sich nicht bloß auf solche, welche ihre Blüten bei schlechtem Wetter schließen, sondern es zählen zu ihnen auch die, welche ihre Stiele krümmen und ihre Blütenköpfe senken, so daß dadurch aus becherförmigen Blüten hängende Glocken werden und allein die Rückseiten der Blüten dem Regen zugekehrt sind. So steht

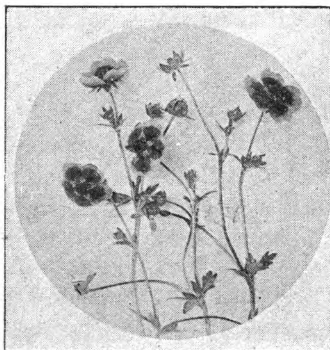
der Storchschnabel an einem hellen Tag stolz aufrecht, bei dunstigem Wetter dreht er indessen seine Blüten vollständig um, so daß sie nun den Boden anblicken. In derselben Weise verfahren die Skabiosen. Ebenso ist die Claytonie, die aus Nordamerika stammt, aber jetzt völlig akklimatisiert ist, bei angenehmem Wetter anmutig aufgerichtet, dagegen ist sie bei einem drohenden Regenschauer ganz kümmerlich und unansehnlich.

Völlig geknickt erscheint gar das kleine Alpenfingerkraut. An einem schönen, hellen Frühlingsmorgen gleicht es einem Goldfleck, so dicht ist das grüne Laub überall mit reizenden gelben Blüten besetzt. An einem feuchten, schlechten Tag jedoch biegen sich seine kurzen Stiele vollständig um und bilden beinahe einen rechten Winkel zu ihrer ursprünglichen Stellung, während die gelben, flachen Becher fast dem Boden zugewendet sind. Die Pflanze erinnert dann wirklich an ein Kind, das sich mit dem Gesicht schmollend auf die Erde wirft, weil ihm irgend etwas passiert ist, was ihm nicht gefällt.

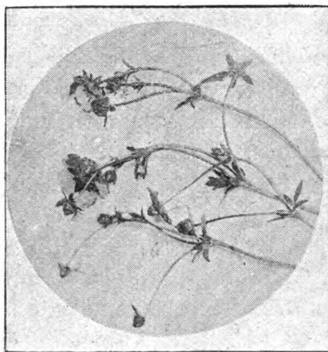
Andere Pflanzen, die diese Art, ihren Pollenstaub zu schützen, befolgen und eine dementsprechende Stellung einnehmen, sind das Fünfblatt, der Sauerklee, verschiedene Glockenblumen, die Kresse und der Hahnenfuß.

Der Weiderich ist eine in ihrer Weise besonders verschmitzte Pflanze. Denn man kann an einem schlechten Tag einige seiner Blüten niederhängen sehen, während andere aufrecht stehen bleiben. Die natürliche Folge davon ist, daß er als Barometer eine unsichere Rolle spielt und sein Verhalten eine Sache des Zufalls zu sein scheint. Aber eine sorgfältige Beobachtung zeigt, daß es nur alte Blüten sind, die sich nicht abwärts biegen, während es die jungen sämtlich tun.

Eine etwas genauere Kenntnis der Lebensgeschichte der einzelnen Blüte klärt diesen Punkt vollkommen auf. Es hat nämlich eine jede Blüte nur eine Lebensdauer von drei Tagen. An den ersten zwei davon sind die Staubgefäße reif und streuen ihren Pollenstaub auf alle Insektenbesucher aus. Am dritten Tag indessen ist es mit den Staubgefäßen vorüber und ihre Aufgabe ist beendet. Aber die Gehäuse, die den Samen umschließen, sind jetzt gerade geeignet zur Befruchtung mit Pollenstaub, während sie es bisher noch nicht waren. Es ist dies demnach sozusagen ein geschickter Kniff, um die für die Pflanzen so wertvolle Kreuzbefruchtung, das heißt, die Befruchtung der Blüten nicht mit dem eigenen, sondern mit fremdem Pollenstaub herbeizuführen. Da nun am dritten Tag, wie schon erwähnt, die Staubgefäße ihre Bedeutung verloren haben, so liegt jetzt kein Zwang mehr vor,



Das Alpenfingerkraut im Sonnenschein.



Das Alpenfingerkraut bei schlechtem Wetter.

den Pollenstaub zu schützen, und darum biegen sich die Blüten an diesem Tag auch nicht mehr um. Aus diesem Grunde kann der Weiderich auch nur an den ersten zwei Tagen in die Zahl der Barometerpflanzen eingereiht werden.

Unwillkürlich wirft sich die Frage auf: Wie kommt es, daß, wenn der Regen den Blüten so überaus gefährlich ist, dann nicht alle Blütenpflanzen ein Barometer abgeben und entweder ihre Blüten bei schlechtem Wetter schließen oder sie abwärts kehren? Warum tun dies nur diese verhältnismäßig wenigen, wenn auch sehr bemerkenswerten Ausnahmen?

Diese Frage ist nur scheinbar berechtigt. Denn in Wirklichkeit treffen die meisten Pflanzen Schutzmaßregeln gegen den Regen, aber dieser Schutz kann auf sehr verschiedene Weise erreicht werden. Es braucht deshalb auch noch nicht eine jede Pflanze ein Barometer zu sein. So sind beispielsweise auch der Eisenhut, das Veilchen, der Hahnenkamm, das Fettkraut und der Klappertopf gegen die Nässe geschützt, indem der Pollenstaub von einem Teil der Blumenblätter überwölbt ist, die sich wie ein Dach über den Staubgefäßen ausbreiten. Bei anderen Pflanzen wieder, wie den Lerchenspornen, bilden die Blumenkronen dauernd eine ringsum geschlossene Hülle um die Staubgefäße. Den Aronsgewächsen dagegen dient die Blütenscheide, die den Blütenkolben völlig überdacht, zum Schutz.

Manche Pflanzen tragen ferner ihre Knospen anfänglich aufrecht stehend. Sie biegen sie aber um, sowie sich die Knospen zu öffnen beginnen, und in dieser Stellung verharren dann die Blüten bis nach der Reife des Pollenstaubes. Danach richten sich die Stiele wiederum auf, so daß später die Früchte an aufrechten

Stielen sitzen. Das ist unter anderen der Fall bei der Kaiserkrone, der Bachnelkenwurz, der Brugmansie, dem giftigen Nachtschatten, dem Maiglöckchen und dem Fingerhut.

Endlich weisen einige Pflanzen kleine Klappen an ihren Staubbeuteln auf. Eine derartige Vorrichtung haben die Lorbeergewächse und der Bergflachs. Bei feuchter Luft sind die Klappen geschlossen. Sie öffnen sich nur, wenn die Atmosphäre trocken ist. Da auf diese Weise der Pollenstaub schon genügend geschützt ist, so haben es solche Pflanzen nicht noch nötig, ihre Blüten zu senken oder anderweitig zu bewegen. Bei dem Bergflachs sind die Klappen so empfindlich, daß sie sich schon binnen dreißig Sekunden nach der Anfeuchtung schließen.

Alle die erwähnten Bewegungen, die den Schutz des Pollenstaubes bezwecken, beruhen im letzten Grunde auf Änderungen in den Spannungsverhältnissen der betreffenden Gewebe. Ausgelöst wird der Wechsel in den Spannungsverhältnissen durch Wärme- und Lichtreize sowie durch den größeren oder geringeren Gehalt der Luft an Feuchtigkeit. Dazu treten dann außerdem noch Erschütterungen, wie sie durch das Auffallen der Regentropfen und den Anprall der Windstöße, die ja namentlich den Gewittern regelmäßig vorausgehen, veranlaßt werden.





Mannigfaltiges.



Zirkuslatein. — Für die Bewohner unserer kleinen Stadt bildete die Ankunft des berühmten Zirkus Maximiniani mit seiner interessanten Menagerie eine höchst willkommene Abwechslung. Abend für Abend war das große Zelt auf der Wiese hinter dem Hotel zum schwarzen Bären mit Schaulustigen angefüllt. Obwohl die beiden Löwen schon ziemlich altersschwach und der Tiger vollständig lahm war, so daß er nur mit größter Mühe zum Aufstehen zu bewegen war, wurden sie und die übrigen wilden Tiere von der anspruchslosen Stadt- und Landbevölkerung stets mit gebührender Scheu und Bewunderung bestaunt.

Am meisten Aufsehen erregte aber der große Schlangenkäfig der Menagerie. Hier bewahrte der Besitzer eine ganze Anzahl von wirklich schönen Exemplaren verschiedener großer und kleiner Schlangen auf, die er jeden Abend selbst dem Publikum vorführte. Diese buntschillernden Tiere mußten seine besonderen Lieblinge sein, und auch sie schienen ihren Herrn zu kennen und gern zu haben, denn sowie er nur den Käfig betrat und seinen leisen eigentümlichen Pfiff ertönen ließ, pflegten sie aus ihren Kästen hervorzukommen und sich mit schmeichelnder Grazie züngelnd an ihm emporzuschlängeln. Dann tätschelte er sie, spielte mit ihnen, redete sie einzeln mit Namen an — kurz dieser Auftritt, bei dem den Zuschauer eine Gänsehaut überlief, brachte ihm jeden Abend den lautesten Beifall ein.

Nach beendeter Vorstellung, wenn der Herr Direktor sich umgekleidet hatte, pflegte er noch auf ein Stündchen im Gast-

zimmer zu erscheinen, wo die Honoratioren ihren Stammtisch hatten. Natürlich nötigten wir den Herrn dann, bei uns Platz zu nehmen, und die heiteren Geschichten und kleinen Anekdoten des weitgereisten, gebildeten Mannes fanden stets aufmerksame und dankbare Zuhörer.

Als eines Abends das Gespräch sich den Schlangen zuwandte und unser Apotheker seinen Abscheu vor diesen schleichenden, heimtückischen Giftträgern ausdrückte, widersprach ihm Herr Maximiniani sehr scharf und schob alle schlechten Eigenschaften, die der Apotheker den Schlangen beigelegt, den Menschen zu, die diese schönen, in seinen Augen höchst harmlosen und nützlichen Tiere nur durch ihre Verfolgung zum Angriff reizten. Er halte die Schlangen für treu und anhänglich und erhärtete seine Behauptung durch allerlei kleine bezeichnende Anekdoten aus seinem langjährigen Verkehr mit den gefürchteten Reptilien.

„Dabei fällt mir eben eine kleine seltsame Geschichte ein, meine Herren," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „die Sie vielleicht interessieren dürfte. Es ist mehr die Geschichte eines Experimentes, als eine Anekdote, aber da dieses Experiment mir noch immer ein ungelöstes Rätsel ist, obwohl es schon mehrere Jahre her ist, seit ich es probierte, fällt Ihnen am Ende eine Lösung des seltsamen Vorkommnisses ein. — Ich befand mich also mit meinen Tieren im Winterquartier, und da ich nicht viel zu tun hatte — Vorstellungen gab ich nicht — beschäftigte ich mich sehr viel mit meinen besonderen Lieblingen, den Schlangen. Ich besaß damals eine prächtige grüne Baumschlange von reichlich anderthalb Meter Länge. Neben dieser eine kleinere bunte Schlange, die ebenfalls zur Art der Baumschlangen gehörte. Diese kleinere Schlange, deren Erwerb mich überaus erfreut hatte, machte mir in der Folge furchtbar viel zu schaffen, denn so schön sie war, so unruhig und unverträglich war sie auch. Ich mußte sie allein in einem Käfig für sich halten, denn wohin ich sie auch steckte, überall gab es bald Zank und Streit unter den übrigen Insassen. Ganz besonders unausstehlich schien sie die große grüne Baumschlange zu finden, was allerdings auf Gegenseitigkeit zu beruhen schien. Ich

brauchte bloß den Käfig der kleinen Schlange dem zu nähern, in dem sich die grüne Schlange befand, so ging der Krawall schon los. Rastlos jagten die beiden sich so feindlich gesinnten Schlangen an den Drahtnetzen der Käfige entlang, nach einem Schlupfloch suchend, das es ihnen ermöglichte, sich auf die gehaßte Gegnerin zu stürzen. Dabei zischten und züngelten sie fortgesetzt und aus den blitzenden Augen sah man förmlich die Wut leuchten. Da stieg mir der Gedanke an das Experiment auf, und ich besann mich nicht lange, ehe ich mich an die Ausführung machte. So schwer es mir wurde, mußte ich dazu die kleinere Schlange töten. Ich schnitt ihr also den Kopf mit einem etwa fünf Zentimeter langen Stück des Rumpfes ab. Aus diesem Rumpf- oder Halsstück präparierte ich Knochen und Fleischteile sorgfältig soweit heraus, daß ich darin, von der Haut bedeckt, eine jener kleinen, kräftig federnden Papierklammern, die zum Zusammenheften von Aktenstücken dienen und die Sie ja alle kennen werden, befestigen konnte, und zwar so, daß die Klammer, die mit einem Messingdraht an dem inneren Knochengerüst des Kopfes befestigt war, leicht irgendwo auf- oder angeklemmt werden konnte. Nun separierte ich die grüne Baumschlange von ihren Gefährtinnen und wies ihr einen Käfig zum Alleinbewohnen an. Als sie sich nach einigen Tagen eingewöhnt hatte, zeigte ich ihr, indem ich ihn vorsichtig durch das Gitter schob, den Kopf ihrer Feindin. Wie ich erwartet hatte, wurde sie sofort unruhig und zeigte, als der Kopf nicht sogleich wieder verschwand, alle Anzeichen heftigen Zornes. Mutig wie sie war, glitt sie schnell von dem Ast, auf dem sie gelegen, herunter und kam mit aufgeblähtem Halse, heftig züngelnd und leise zischend näher. Rasch zuckte ich jetzt den Kopf zurück und benützte eine günstige Gelegenheit, als die erregte Schlange auf der Suche nach ihrer Feindin am Gitterwerk hin und her glitt, ihr die Klammer mit dem Kopfe der bunten Schlange an der eigenen Schwanzspitze aufzuheften. Sowie die Schlange den schmerzhaften Druck der Klammer spürte, begann sie mit ungeahnter Geschwindigkeit hin und her zu gleiten. Vielleicht nicht wissend, an welcher Stelle ihres langen Körpers sie angegriffen war,

warf sie sich blitzschnell auf diese, dann wieder auf die andere Seite. Aber ohne Erfolg, der schmerzhafte Druck blieb. Plötzlich warf sie den ganzen Körper mit einem Ruck herum, so daß die Schwanzspitze mit dem Kopfe der verhaßten Feindin ihr vor Augen kam. Nun, meine Herren, begann eine Jagd, bei der Sie, hätten Sie sie mitansehen dürfen, Tränen gelacht haben würden. Wie ein junger Hund, der spielend den eigenen Schwanz zu erhaschen sucht, drehte auch meine Schlange sich wie ein Wirbelwind immerfort im Kreise herum. Mit jeder Bewegung ihres Körpers bewegte sie natürlich auch den Schwanz mit dem fremden Kopf daran mit, und je schneller sie selbst sich bewegte, desto schneller bewegte sich auch die Schwanzspitze. So ging es eine ganze Weile, bis die Schlange, wohl in der Meinung, die Gegnerin suche sich feig vom Kampfe zu drücken, plötzlich ganz still lag. Dann rollte sie sich zu einer weiten Spirale auf, bis sie den verhaßten Kopf wieder zu Gesicht bekam. Nun lag sie wieder eine ganze Weile regungslos, um endlich, ganz sachte den Kopf hebend, sich mit einem Ruck auf den leblosen Kopf zu stürzen, ihre Fänge darin vergrabend. Erst nach einer ganzen Weile löste sie die Zähne wieder, denn die Reglosigkeit des Kopfes mochte sie in den Glauben versetzen, die Gegnerin sei tot. Sofort begann sie nun den Kopf zu begeifern und gleich darauf zu verschlingen. Nun wissen Sie ja alle, meine Herren, daß eine Schlange ihre Beute nicht zerkaut, sondern einfach begeifert und dann mit Haut und Haaren verschluckt, und daß sie das, was sie einmal zu schlucken begonnen hat, immer weiter schlucken muß, bis sie es hinunter hat. In diesem Fall schlang sie mit dem Kopf auch die Papierklammer und die eigene Schwanzspitze hinunter. Langsam aber stetig verschluckte sie, in der Meinung, ihre besiegte Gegnerin vor sich zu haben, ihren eigenen Körper! Wie ich vorhin schon bemerkte, war die Schlange reichlich anderthalb Meter lang und durchaus von gleichmäßiger Stärke; jetzt verkroch sie sich, wenn man so sagen darf, in sich selbst. Der Durchmesser des Kreises, den sie bildete, wurde immer kleiner und kleiner. Zuletzt maß er nur noch etwa dreißig Zentimeter, und wenn auch mit offensichtlicher Anstrengung, so schluckte sie doch

heroisch weiter. Atemlos vor Spannung stand ich vor dem Käfig und schaute zu. Jetzt hatte sie fast den eigenen Hals erreicht, gleich würde der weit offene Rachen am eigenen Kopfe sein! Was würde sie dann machen? Kann eine Schlange ihren eigenen Kopf, kann sie sich selbst verschlucken? fragte ich mich in höchster Spannung. Ehe ich mir im Geiste meine Frage noch selbst beantworten konnte, schluckte das Tier mit weit aufgerissenem Rachen noch einmal krampfhaft zu, der Kopf schien sich in furchtbarer Anstrengung von innen nach außen zu wenden, dann war alles vorüber — die Schlange hatte sich selbst verschluckt! Ich rieb mir die Augen und schaute und schaute, aber zu sehen war nichts mehr. Im ganzen Käfig nicht! Die Schlange, die soeben noch in einem unförmlichen Klumpen zusammengeballt dagelegen hatte, war spurlos verschwunden! Sie war in ihrem eigenen Schlund verschwunden!

Zwei Tage später fand ich, genau auf der Stelle, wo ich ihren Rachen sich zuletzt hatte öffnen sehen, um den eigenen Kopf zu verschlingen, die Papierklammer mit dem daranhängenden Messingdraht. Diese hatte sie als unverdaulich wieder von sich gegeben. Aber meine schöne grüne Baumschlange habe ich bis heute nicht wieder gesehen. — Doch es ist spät geworden. Gute Nacht, meine Herren, wünsche geruhsame Nacht allerseits!"

Damit verschwand er, ehe wir uns noch aus unserer Erstarrung erholt hatten. W. Stelljes.

Neue Erfindungen: I. Moderne Weckeruhren. — In den Weckeruhren hat die Industrie Uhrwerke geschaffen von erstaunlicher Genauigkeit und billigster Preislage, so daß jedermann in der Lage ist, sich einen der heutzutage geradezu unentbehrlichen Wecker anzuschaffen, denn er mahnt uns auf der Reise, früher als sonst aufzustehen, er zeigt die gewohnte Arbeitszeit, Anfang oder Schluß, an, er erinnert den Säumigen, daß er zu einer bestimmten Zeit einen Besuch oder Geschäftsgang zu machen hat u. s. w.

Die Firma Vereinigte Freiburger Uhrenfabriken in Freiburg (Schlesien) hat Weckeruhren von ganz besonderem Typ

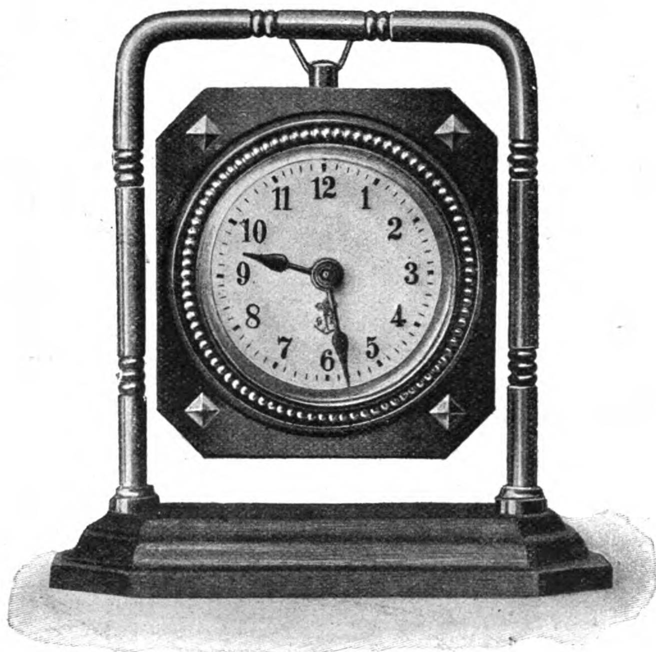


Fig. 1.

geschaffen, die in ihrem Gehäuse frei aufgehängt sind. Dadurch sind die sonst bei Weckern üblichen unangenehmen schnarrenden Nebengeräusche, die von der Unterlage herrühren, vollständig vermieden, und es muß als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß diese Wecker nur reine und volle Glockentöne wiedergeben.

II. Türschloßsicherung gegen Einbruch. — Die Frage „Wie schütze ich meine Wohnung gegen Einbruch?" war bisher noch ungelöst, denn die Sicherheitsketten dienen wohl dazu, um bei Tage unliebsame Eindringlinge von unseren Räumen fernzuhalten, aber sie genügen nicht zur Nachtzeit, wo keiner der Wohnungsinhaber die Sicherheitskette beauf-

sichtigt. Ein Einbrecher kann also, nachdem er das Schloß mit einem Dietrich aufgesperrt hat, die Sicherheitskette mit Leichtigkeit unter Zuhilfenahme einer guten starken Hebelbeißzange glatt durchschneiden, und erlangt so ungehinderten Eintritt in die Wohnung.

Die Firma C. Großmann in Wald (Rheinland) hat jetzt eine Türschloßsicherung gegen Einbruch konstruiert, die jedes unbefugte Öffnen der Tür verhindert. Die einfache Vorrichtung ist aus Bandeisen hergestellt und stellt alle anderen Sicherungen vollständig in den Schatten. Die Vorrichtung kann infolge ihrer Kleinheit bequem auf der Reise mitgeführt werden, sie macht ein Hinausstoßen des Schlüssels sowie auch das Öffnen des Schlosses durch Nachschlüssel un-

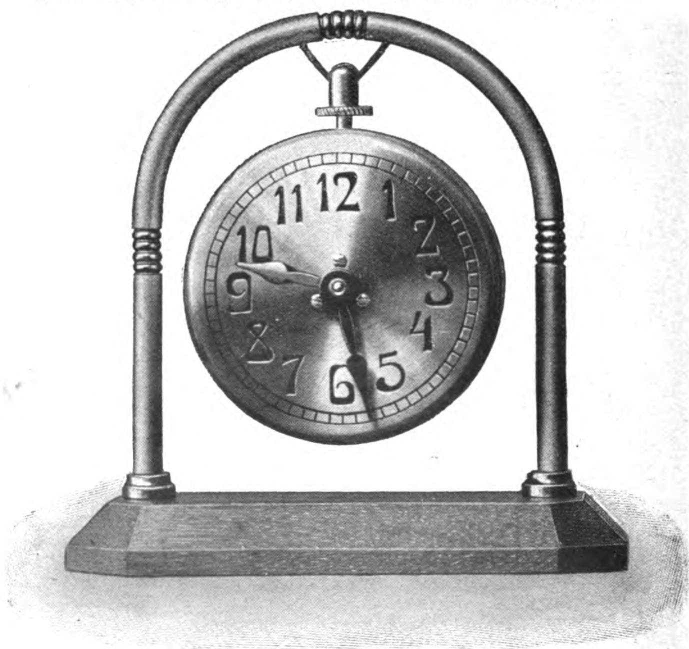
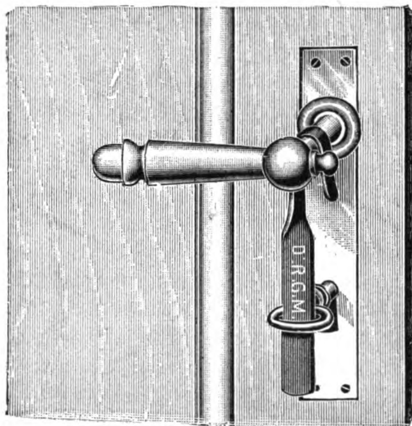


Fig. 2.

möglich; sie ist für jedes Schloß passend, ist höchst einfach zu bedienen, unbeschränkt haltbar und besitzt keine losen Teile, kann also eigentlich niemals unbrauchbar werden.



Türschloßsicherung gegen Einbruch.

Eine feine Familie. — In einer Landstadt im wilden Westen Nordamerikas sollte ein Verbrecher gehängt werden. Am Tage vor der Hinrichtung kehrte ein Wanderer in einem Farmhause ein, das noch etwa zwanzig Kilometer von der Stadt entfernt lag, und bat um Unterkunft für die Nacht, da er müde sei und sein Ziel nicht mehr erreichen könne. Der alte Farmer war einverstanden, und als der Fremde sich ein wenig vom Staube der Straße gesäubert hatte, bat er ihn, ins Wohnzimmer zum Abendimbiß zu kommen. Am Tisch nahm gleich darauf auch die Gattin des Farmers Platz.

Der Fremde erwies sich für die freundliche Aufnahme sehr dankbar, und als gut unterrichteter Mann erzählte er den gespannt zuhorchenden alten Leuten vielerlei des Interessanten von seinen Fahrten und Reisen.

Als man mit dem Essen fertig war, und die Frau sich erhob, um abzudecken, sagte der Farmer zu ihr: „Ruf doch den Bill herein. Der Fremde hier ist ein erfahrener Mann, der weit herumgekommen ist und viel gesehen hat. Er mag entscheiden.“

Die Frau ging, und gleich darauf trat ein großer, ungeschlachter Bursche ins Zimmer. Unbeholfen begrüßte er den Fremden, dann ließ er sich in einen der Stühle fallen.

„Fremder," nahm nun der Alte das Wort, „morgen soll in der Stadt eine Hinrichtung stattfinden."

„Ich habe davon gehört," antwortete der Angeredete.

„Die Hinrichtung ist öffentlich. Der Galgen steht auf dem Marktplatz," fuhr der Farmer fort.

„Leider ist es immer noch so," antwortete der Wanderer.

„Der Hinzurichtende ist ein bekannter Pferdedieb," warf der Alte nach einer Weile hin.

„So?"

„Er ist nämlich mein eigener, leiblicher Bruder, Fremder," fuhr der Alte fort und blinzelte den Gast von der Seite an.

„Ist das wahr?" rief dieser überrascht aus.

„Jawohl, wir sind einer Mutter Söhne, Fremder. Ich sage aber nicht, daß er den Tod am Galgen nicht verdient hätte, verstehen Sie; aber ich meine doch, es gehört sich nicht, daß Bill, mein Sohn hier," er winkte mit der Hand nach der Stelle, wo der Bursche mit verdrossenem Gesichte vor sich niederstarrend saß, „sich die Sache als Zuschauer ansieht. Er möchte gern hingehen, ich hätte ja auch weiter nichts dagegen, aber ich meine doch, es würde nicht gut aussehen. Was meinen Sie dazu, Fremder?"

„Nun," versetzte der Gefragte betroffen, „ich würde persönlich keine zehn Schritte weit gehen, um eine Hinrichtung mitanzusehen, noch viel weniger aber, wenn es sich um einen meiner Verwandten handelte."

„Da hörst du, was der Fremde darüber denkt, Bill," sagte der alte Farmer zu seinem Sohne.

„Aber, Vater," erwiderte der, „kann ich denn etwas dafür, daß Nick Simpson mein Onkel ist?"

„Nein, Bill, dafür kannst du allerdings nichts."

„Mußte ich nicht am letzten 4. Juli, am Nationalfeiertag, den ganzen Tag arbeiten, Vater?" fragte der Bursche weiter.

„Ja, Bill, das ist wahr."

„Hatte ich am Erntedankfest nicht das Fieber und lag ich nicht am letzten Weihnachtstag und auch am Neujahrstag krank im Bett?"

„Ja, auch das stimmt, Bill."

„Na, also, habe ich da jetzt nicht endlich einmal einen Feiertag verdient?“

„Das wohl, Bill, und ich hätte ja auch nichts dagegen, aber Onkel Nick ist doch nun einmal dein Onkel.“

„Hab' ich dir nicht fest versprochen, mich so weit hinten aufzustellen, daß er mich nicht zu sehen bekommt?“

„Hm — hm — hm,“ machte der Alte nachdenklich.

„Als Onkel Jakob gehängt wurde, nahmt ihr mich nicht mit, weil ich noch zu klein war. Als Onkel David gelyncht wurde, lag ich unglücklicherweise mit dem gequetschten Fuß krank im Bett, und jetzt mißgönnst du mir auch das!“ fuhr der Bursche vorwurfsvoll fort.

Kopfschüttelnd stand der Alte auf, um den Fremden in sein Zimmer zu begleiten. In der Tür blieb er noch einen Augenblick stehen und meinte seufzend: „Ich mißgönne dir dein Vergnügen ja nicht, Bill. Mach also, was du willst, aber ich meine immer noch, es wäre ein wenig gegen den Anstand, wenn du zu der Hinrichtung deines leiblichen Onkels gehst!“ —

Als der Fremde am anderen Morgen am Frühstückstisch erschien, war nur die Farmerfrau allein zu sehen. Bill war fort zur Hinrichtung und in seiner Begleitung befand sich — sein Vater. W. St.

Wie Scribe zu seiner Frau kam. — Originell war die Art und Weise, wie der bekannte Dramatiker Eugen Scribe († 1861) noch als schon ziemlich bejahrter Junggeselle zu einer Ehe schritt. Er schloß dieselbe ganz ebenso ohne Umstände, wie er in seinen Lustspielen manchmal die Pärchen zusammenbrachte, aber sein merkwürdiges Glück verließ ihn auch hier nicht: Die Verbindung erwies sich als beiden Teilen durchaus zum Segen gereichend.

Die Entstehung dieser Ehe war folgende: Scribe begab sich eines Tages zu seinem Anwalt und begegnete vor dessen Wohnung einer jungen hübschen Frau, der die hellen Tränen aus den Augen hervorströmten. Beim Sachwalter angelangt, war sein erstes, nach der schönen Bekümmerten zu fragen, und da erfuhr er, daß sie die Gemahlin eines rechtlichen, aber in Geldnot sich befindenden Kaufmanns sei, welcher Bankrott machen

würde, wenn er nicht binnen kurzem eine große Zahlung zu leisten im stande wäre. Die Familie, meinte der Advokat, dauere ihn selbst, jedoch besäße er leider nicht die Mittel, ihr zu helfen, und von seinen Klienten könne er niemanden zum Vorstrecken des Geldes bestimmen, da die Anlage des Kapitals nur unsicher sein würde.

Was tat Scribe? Er bewilligte augenblicklich die nötigen fünfzigtausend Franken und zwar unter der Bedingung, daß der Advokat jenem Kaufmann sagen müsse, er selbst habe ihm, dem Darleiher, geraten, die Summe, welche er hätte anlegen wollen, in sein Geschäft zu geben.

So vergingen mehrere Jahre, und der Verfalltag der Schuld kam. Pünktlich stellte die junge Frau sich bei Scribe ein, diesmal in Trauerkleidung, denn ihr Gemahl war inzwischen gestorben.

Scribe weigerte sich, das Geld anzunehmen.

„Aber es gehört doch nicht mehr mir,“ ward ihm zur Antwort.

„Nun,“ entgegnete er, „so soll es uns beiden gehören,“ und trug der reizenden Witwe frischweg Herz und Hand an.

Sie nahm, was ihr geboten ward, und beide haben eine Reihe von Jahren noch höchst glücklich zusammen gelebt. Th.

Die Weinfabrikation der Zukunft. — „Wir stehen am Vorabend einer gründlichen Revolution in der Weinproduktion,“ sagte mir der Professor L. vom landwirtschaftlichen Departement in Washington nachdenklich. „Es sind neuerdings mit Bezug darauf Entdeckungen gemacht worden, die den Eingeweihten lehren, nach funkelnagelneuer Methode Weine zu fabrizieren, die den verwöhntesten Geschmack befriedigen und doch aus dem bescheidensten Material hergestellt sind.“

„Ei, das wäre!“ antwortete ich ungläubig.

Der Professor, mit dem ich von Chicago nach New York fuhr, entnahm seinem Reisekorbe eine Flasche, füllte ein Weinglas und bot es mir mit den Worten: „Bitte, kosten Sie dies und sagen Sie mir, was Sie davon denken.“

Ich kostete bedachtsam und mit großem Behagen. „Ah,“ erklärte ich, „das ist ein edler Tropfen. Ich halte es für Chablis.“

„Keine Idee — Apfelmost, weiter nichts!“ gab der Mann der Wissenschaft mir lächelnd zur Antwort, goß aber dabei schon aus einer zweiten Flasche ein. „Nun versuchen Sie dies.“

„Johannisberger, und zwar feine Nummer!“

„Fehlgeschossen — Apfelmost wie vorhin.“

„Nicht möglich!“

„Und dennoch wahr. Nun probieren Sie noch diese Sorte.“

„Weißer Bordeaux — nicht wahr?“

„Wiederum ehrlicher, schlichter Apfelmost. Alle diese Weine sind aus demselben Stoff bereitet, nur ist der Apfelmost mit verschiedenen Gärungsbakterien versetzt worden, und zwar mit Pilzen von den feinsten Weinsorten aus den berühmtesten Weinländern Europas. Die neue Entdeckung, die ich vorhin erwähnte, besteht nämlich darin, daß man fand, der herrliche Duft und Geschmack all dieser edlen Weine sei nicht das Ergebnis des betreffenden Traubenblutes, sondern einfach der mikroskopischen Pilzchen, die seine Gärung verursachen. Wir brauchen also nur diese Gärungspilze aus der Heimat des Weines, den wir herstellen möchten, einzuführen und dem ersten besten leichten Traubenwein oder auch Apfelsaft zuzusetzen. Das übrige besorgen die braven Bakterien. Diese winzigen Organismen nämlich, die Weinpilze, die allein dem Weine seinen besonderen Charakter verleihen, werden jetzt von unternehmenden und sachverständigen Geschäftsleuten an Ort und Stelle in den verschiedenen Weinbezirken des alten Kontinents im großen gezüchtet und dann in hermetisch verschlossenen Flaschen wohlversiegelt ins Ausland geschickt.“

„Aber wie kam man darauf?“

„Die enorme Wichtigkeit der kleinen organischen Bildungen aus dem Pflanzenreiche, die wir Bakterien nennen, ist zuerst den Bierbrauern und Käsefabrikanten zum Bewußtsein gekommen. Sie haben erkannt, daß die wechselnde Güte ihrer Biere und Käse in verschiedenen Jahrgängen trotz gleicher Zutaten und Bestandteile nur auf Rechnung der mikroskopischen Gärungspilze kommen könne, die nicht stets derselben Art und Gattung seien und daher dem Gebräu nicht immer denselben Wohlgeschmack erteilten. Aus diesem Grunde legen sie neuer-

dings auf nichts größeren Wert, als darauf, jene Pilze, die ihre Produkte hervorragend wohlschmeckend und bekömmlich machen, zu erhalten und für ihre Vermehrung zu sorgen. So sind auch die Winzer dahintergekommen, daß der wechselnde Ausfall der Weine verschiedener Jahrgänge hauptsächlich von den Pilzarten abhängen, die bei der Gärung in Tätigkeit treten. Die Kunst besteht nun bloß darin, diese kleinen und doch so wichtigen Organismen nach ihrer individuellen Verschiedenheit und ihrer mehr oder minder wohltätigen Wirkung zu erkennen, von den nicht so gut wirkenden zu trennen und endlich zu vermehren. Letzteres ist leicht und lohnend, denn es geschieht durch Sporen, die sich unter günstigen Bedingungen im Übermaß entwickeln. Neu ist an der jetzigen Entdeckung also nur, daß diese kleinen Gestaltungen nicht nur den verschiedenartigen Ausfall der Weinjahrgänge veranlassen, sondern den Unterschied in den Weinsorten überhaupt, daß nicht der Traubensaft der betreffenden Gegenden die charakteristischen Eigenschaften der spanischen, französischen, ungarischen, griechischen, rheinischen und andern Weine hervorruft, vielmehr die Gärungspilzchen, die diesen Ländern eigentümlich sind, und die sich ebensowohl in der Luft und auf den Weinstöcken und Weintrauben wie in dem Bodensatz der Weinfässer aufhalten, endlich aber, daß man mit Hilfe dieser eigentlichen Weinproduzenten aus jedem Wein- oder Fruchtsaft die Weinsorten hervorbringen kann, die sie eben an ihrer Heimats- und Ursprungsstätte durch die Gärung hervorzubringen gewohnt sind."

„Das müßte dann aber doch auch bei noch vielen anderen Dingen der Fall sein."

„Sehr richtig. Von Doktor Suchland, einem deutschen Manne der Wissenschaft, ist entdeckt worden, daß auch der Havanna- und sonstige westindische Tabak seine edlen Eigenschaften den Einwirkungen von Gärungsbakterien verdankt. Auch die Tabaksblätter müssen solch einen Gärungsprozeß durchmachen, bei dem die darin tätigen Bakterien genau dieselbe Rolle spielen wie bei der Bier- und der Weingärung. Und nach dem, was der gelehrte Deutsche weiter experimentiert hat, wie er nämlich aus solch einem Haufen in Gärung be-

findlicher echter Tabaksblätter durchs Mikroskop die nutzbringenden Pilzchen herausfand und einen Teil davon wegnahm, die er dann nach gewohnter Art in Gelatine zur Vermehrung brachte, sie gärenden deutschen Tabaksblättern zusetzte und den Triumph hatte, einen Tabak daraus entstehen zu sehen, der durchaus die Eigenschaften des echten Havannatabaks aufwies — nach dieser höchst bedeutungsvollen Entdeckung kann man kaum anders, als eine praktische Verwertung der wichtigen Gärungstheorie und damit eine gründliche Umwälzung der verschiedensten Produktionsarten für nahe bevorstehend halten."

„In der Theorie gewiß," entgegnete ich, „wie aber wird sich die Praxis dazu stellen?"

„Diese Frage kann erst die Zukunft beantworten."

„Das glaube ich Ihnen ohne weiteres," schloß ich die Erörterung. C. D.

Deutsche Telegraphensoldaten in China. — Die Telegraphie ist für das Militär bei den Riesenheeren, die im Ernstfalle zur Verwendung kommen, und der meilenweiten Hinauslegung der Forts vor den Festungskern zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für die Befehlsübermittlung geworden, so daß sich die Schaffung eigener Telegraphentruppen nötig gemacht hat. Im deutschen Heer sind sie seit dem Jahre 1899 einer besonderen Inspektion unterstellt. Preußen hat für sich selbst vier Telegraphenbataillone, die ihre Garnisonen in Berlin, Frankfurt a. O., Koblenz und Karlsruhe haben. Die 3. Kompanie des 1. Bataillons bildet die sächsische Telegraphenkompanie. Demselben Bataillon ist auch das württembergische Telegraphendetachement zugeteilt. Außerdem besitzt Bayern ein Telegraphenbataillon, das in München steht. Sowohl mit dem 1. Telegraphenbataillon als auch mit dem bayrischen Telegraphenbataillon ist eine Kavallerietelegraphenschule verbunden. Seit dem Jahre 1905 ist ferner dem 1. Telegraphenbataillon eine Funkentelegraphenabteilung angegliedert.

Überall, wo bis jetzt die deutschen Telegraphentruppen verwendet worden sind, wie bei den Feldmanövern, den Festungsmanövern, in Deutsch-Südwestafrika und China haben sie ihre Tüchtigkeit bewiesen. Eine Sektion unserer Tele-

graphentruppen steht noch jetzt in China, und zwar in Tsingtau, dem Hauptort des chinesisch-deutschen Pachtgebiets an der



Deutsche Telegraphensoldaten bei der Ausbesserung einer Leitung bei Tsingtau.

Kiautschoubucht. Hier ist das Gouverneursgebäude mit den Befestigungen, die zum Schutz des Hafens angelegt wurden,

telegraphisch verbunden, und ebenso führen auch nach den verschiedenen, zerstreut liegenden Kasernen und Lagerplätzen Drahtleitungen hin.

An Beschäftigung fehlt es deshalb den dortigen Telegraphensoldaten nicht, da bald einmal an dieser, bald an jener Leitung eine Ausbesserung vorzunehmen und überdies die ganze Anlage von Zeit zu Zeit zu besichtigen und auszubessern ist. Sehr nützlich zeigten sie sich auch im Jahre 1900. Als in diesem Jahre in der Provinz Schantung Unruhen ausbrachen, und von den Chinesen ein Teil der Telegraphenleitung an der in deutschen Händen befindlichen Schantungeisenbahn zerstört wurde, waren es die Telegraphensoldaten Tsingtaus, die in kurzer Zeit die unterbrochene Verbindung wieder herstellten. Th. S.

Seltenes Zartgefühl. — Der berühmte Diamant Karls des Kühnen, der „Sancy“, befand sich im Besitze des russischen Fürsten Demidoff, der meistens in Paris lebte und dort viel mit dem bekannten französischen Kritiker Jules Janin verkehrte. Im Sommer 1832 begleitete ihn dieser auch nach Lyon, wo er dem Fürsten die Sehenswürdigkeiten zeigte. So kam man auch in das Museum. Im Hauptsaale bemerkten sie, daß die Menge sich in einer Weise um sie drängte, welche unbequem zu werden begann. War es die Schönheit der jungen Fürstin, welche diesen förmlichen Aufruhr verursachte? Sie war zwar sehr hübsch, doch nicht in dem Grade, um ein solches Aufsehen erregen zu können. Die Sache mußte also einen anderen Grund haben, und man kam bald dahinter, daß es der „Sancy“ war, der als Brosche auf ihrer Brust glänzte, wo er einen kostbaren indischen Schal festhielt.

Sobald man die Ursache der allgemeinen Sensation erkannt hatte, nahm die Fürstin die Brosche ab und bat Janin, welcher an ihrer Seite ging, sie einstweilen an sich zu nehmen. Janin verwahrte den Sancy in der Westentasche und man fuhr fort, die Schätze des Museums zu betrachten. Als die Gesellschaft sich später trennte, dachte niemand an den Diamanten.

Einige Tage später lud der Fürst den Kritiker zu einem Mahle ein. Dieser kam, man speiste, aber vom Sancy wurde

kein Wort erwähnt. Beim Nachtisch endlich kam das Gespräch, wie es schien ganz zufällig, auf Edelsteine.

„Übrigens," sagte der Fürst in gleichgültigem Tone, „haben Sie auch den Diamanten meiner Frau schon angesehen? Wie gefällt er Ihnen?"

Janin fiel sofort der „Sancy" ein. Er sprang auf, eilt in sein Hotel, fliegt die Treppe hinauf und fällt, in seinem Zimmer angekommen, mit dem Ausrufe: „Meine Weste — meine Weste!" atemlos in einen Lehnstuhl nieder.

„Welche Weste befehlen Sie?" entgegnete sein erstaunter Diener.

„Die weiße Pikeeweste, die ich am Sonntag getragen habe."

„Die habe ich der Wäscherin des Hotels gegeben!"

„Weißt du das gewiß?"

„Ganz bestimmt!"

Janin eilt selbst zu der Kommode, in welcher er die Weste aufbewahrt hatte, und richtig, die Weste ist fort. Aber siehe da, der erste Gegenstand, der ihm entgegenblitzt, ist der Sancy, der aus der Tasche der Weste gefallen sein mußte. Ohne diesen glücklichen Zufall lag der kostbare Stein vielleicht längst auf dem Grunde der Saône.

„Das war ein Schreck!" rief Janin eine Viertelstunde später, als er wieder in den Salon des Fürsten trat und der Fürstin triumphierend den Sancy überreichte. „Warum haben Sie ihn aber auch nicht früher zurückverlangt?"

„Wir dachten uns schon," erwiderte der Fürst, „daß Sie den Stein vergessen haben würden, oder daß am Ende gar ein Unglück passiert sei, und wir wollten Sie deshalb nicht in Verlegenheit bringen, sondern nahmen uns vor, die Sache bei Gelegenheit einmal zur Sprache zu bringen."

Ein solches Zartgefühl ist seltener als alle Diamanten der Welt. Von da ab aber hütete die Fürstin den kostbaren Stein, den Karl der Kühne auf dem Schlachtfelde und Jules Janin aus seiner Weste verlor, besser. C. T.

Tragikomödien vorm Altar. — Ein junger Belgier stand vor ungefähr drei Jahren mit seiner Braut, Celeste Voisin, vor dem Altar, umgeben von einer Schar von Verwandten

und Freunden der Braut. Gerade als der Geistliche die bindenden Worte sprechen wollte, sperrte der Bräutigam den Mund auf und gähnte. Der Geistliche runzelte die Stirn und unterbrach die Zeremonie. Der Bräutigam gähnte nochmals und sprach dann unter dem grollenden Murren der Trauzeugen: „Ich habe es mir jetzt anders überlegt, ich werde mit dem Heiraten noch warten.“

Doch er hatte ohne die Familie Voisin gerechnet. Als er dem Ausgange zuschritt, eilte ihm Celeste nach und begann ihn mit geballten Fäusten zu bearbeiten, und sofort stürzten sich auch ihre drei Brüder auf den Ausreißer. Mit vieler Mühe gelang es endlich, ihn von seinen Peinigern zu befreien, aber er befand sich in einem derartig traurigen Zustand, daß man ihn sofort in ein Hospital bringen mußte, wo er genügend Muße hatte, über die Unzweckmäßigkeit des Gähnens beim Hochzeitmachen nachzudenken.

Seltsamerweise fand am gleichen Tage in der französischen Stadt Nevers eine ähnliche Szene statt. Die Hochzeitsgesellschaft hatte sich bereits in der Kirche versammelt, nur der Bräutigam kam zu spät. Die Braut empfing ihn mit Tränen in den Augen und machte ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Unpünktlichkeit. Dieser stürmische Empfang war so wenig nach seinem Geschmack, daß er sich, ohne ein Wort zu erwidern, umdrehte und die Kirche verließ.

Ein junges Paar im südlichen England stand dicht vor der Hochzeit, als der Bräutigam seiner Verlobten am Vorabend des Hochzeitstages schrieb, er könne sie nicht heiraten, da er eine andere mehr liebe als sie.

Die Hochzeit wurde abgesagt, und das junge Mädchen verließ auf einige Zeit die Stadt, um ihren Kummer zu verbergen. Als sie wieder zurückkehrte, hatte sich der wankelmütige Liebhaber auch bereits wieder von ihrer Nebenbuhlerin zurückgezogen und machte von neuem Annäherungsversuche. Die Gelegenheit zur Rache war gekommen. Sie ermutigte ihn in seiner Bewerbung, verlobte sich mit ihm, und die Hochzeit wurde von neuem festgesetzt.

Die Kirche war von Zuschauern angefüllt, und als die

Zeremonie den kritischen Punkt erreicht hatte, und der Geistliche an die Braut die Frage stellte, ob sie diesen Mann als Gatten annehme, warf die Braut einen Blick der Verachtung auf den unbeständigen Liebhaber und rief mit lauter Stimme: „Nein“. Als sie dann, von ihren Brautjungfern gefolgt, mit hocherhobenem Haupt das Gotteshaus verließ, ließen die Zuschauer ein Murmeln des Beifalls hören, da alle wußten, wie sehr der Bräutigam diese öffentliche Demütigung verdiente.

Bei einer anderen Hochzeit begannen sich Braut und Bräutigam auf dem Wege zur Kirche zu zanken, zuerst im Scherz, der sich jedoch bald in Ernst wandelte. Der Streit drehte sich darum, wer die Stiefel des Mannes putzen sollte. Die Zeremonie hatte bereits begonnen, als der Bräutigam, dem der Zank fortwährend noch im Gedächtnis war, sich zu seiner Verlobten wandte und sie fragte: „Wirst du nun meine Stiefel putzen oder nicht?“

„Ich nicht,“ war die verächtliche Antwort.

„Dann gehe ich nach Hause,“ sagte der Mann und drehte sich um.

Erschreckt eilte die Braut hinter ihm her und versicherte unter Tränen, daß sie für seine Fußbekleidung sorgen wolle, worauf er zurückkehrte, und die Trauung vollzogen wurde. M. N.

Der alte Dorfschulze. — In Vitte auf Hiddensee verstarb vor einiger Zeit im Alter von 83 Jahren der ehemalige Dorfschulze Johann Karl Schluck, ein Mann, dessen Charakterkopf mit den festen Zügen und dem dichten weißen Haar von manchem Maler festgehalten worden ist.

Nach der großen Sturmflut von 1872, die auch Hiddensee heimsuchte, war den Bewohnern angst geworden. Sie wollten ihre Häuschen nicht noch einmal im Strudel der Wogen sehen und faßten daher den kühnen Gedanken, das ganze Dorf Vitte nach dem hügeligen Norden der Insel zu verlegen. Der damalige Dorfschulze Johann Karl Schluck machte sich zusammen mit noch zwei Nachbarn auf nach Berlin, um eine Audienz beim Kaiser nachzusuchen. Infolge einflußreicher Fürsprache wurde ihnen dieselbe auch gewährt. Doch als sie ankamen, war der Kaiser wegen einer Unpäßlichkeit nicht zu sprechen,

und der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, empfing die drei Fischer. Das enttäuschte die biederen Hiddenseer, und einer von ihnen sagte: „Jä, wie wull'n eigentlich den Ollen spräken!"

Der Kronprinz lachte und unterhielt sich mit ihnen in seiner leutseligen Art auf gut Plattdeutsch. Er meinte, als die Deputation ihren kühnen Plan entwickelt hatte: „Kinnings, dat kann nicks warden!" — doch versprach er reichliche Unterstützung zur Ausbesserung der Schäden an Haus und Boot.

Den Hiddenseern war das Herz warm geworden bei den freundlichen Worten des hohen Herrn, und zutraulich verabschiedete sich Johann Karl Schluck schließlich mit den klassischen Worten: „Na, denn stell'n Sei Vaddern dat man orentlich vör!" C. T.

Vom Postversand der Stubenvögel. — Der moderne Postbetrieb hat die den Vögeln auf der Reise drohenden Gefahren wesentlich verringert, und dem Vogelliebhaber ist der Versand seiner gefiederten Freunde sehr erleichtert worden. Praktische Vogelpfleger und findige Käfigfabrikanten haben besondere Versandkäfige hergestellt, in denen die Vögel jetzt vier-, fünf-, auch sechstägige Reisen ohne jeden Schaden zu bestehen vermögen, während Vögel, die nicht genügend mit Futter und Wasser versehen sind, oft schon nach ein- bis zweitägiger Reise ermattet oder gar krank an ihrem Bestimmungsorte ankommen.

Frisch angekommene Vögel bedürfen aber jedenfalls in allererster Linie der Ruhe. Deshalb fange man den Vogel nicht sofort nach der Ankunft mit der Hand aus dem Transportkäfig, denn das von der Reise begreiflicherweise noch sehr erregte Tierchen würde sich dadurch nur unnötig ängstigen. Man stelle vielmehr das Transportbauer dicht an den zukünftigen Wohnraum des Ankömmlings, öffne beide Türen und warte ruhig ab, bis der Vogel selbst in sein neues Heim übergeht. Man hat hier bereits vorher das entsprechende Futter bereit gestellt mit einer nicht zu großen Zugabe von Eierbrot oder sonstigen Leckerbissen jedoch nicht Zucker oder Obst. In das Trinknäpfchen wird reines, nicht zu kaltes Wasser gegeben. Vögel, die der Postbote im Winter oder überhaupt an kühlen

Tagen gebracht hat, bringt man nicht sofort in die Wärme, sondern stellt sie zunächst auf eine oder zwei Stunden in einen nur mäßig erwärmten Raum.

Glaubt man nun aus dem Fehlen von Futterresten im Transportkäfig schließen zu dürfen, daß der Vogel hungrig angekommen ist, so sei man mit der Darreichung von Futter ganz besonders vorsichtig, man reiche nur ganz wenig auf einmal und dafür öfters, da sonst die Gefahr des Überfressens sehr nahe liegen würde. Hat aber ein Vogel ernstlich Hunger gelitten, so wird er dies durch seine Mattigkeit und Schlaffheit sofort verraten.

Ist es besonders schlimm, so kommt er schon mit hängenden Flügeln und gesträubtem Gefieder an. In solchen Fällen ist er nur zu retten, indem man ihm etwa einen halben Teelöffel des für ihn bestimmten Futters vorsetzt und ihm, sobald er dieses genommen haben sollte, ein erbsengroßes Stückchen Vogelbiskuit reicht, das mit einem Tropfen süßen Rotweins oder auch mit Kognak vorher getränkt wurde. Diese letztere Gabe wiederholt man noch drei- bis viermal und lasse alsdann den Vogel etwa eine Stunde lang vollständig in Ruhe. War er noch zu retten, so wird er sich während dieser Zeit soweit erholen, daß man ihm ohne Gefahr den vollen Futternapf vorsetzen kann. Bringt man den Vogel so bis zum folgenden Tage durch, dann ist nichts mehr zu befürchten; man gebe ihm aber noch zwei bis drei Tage lang täglich die oben beschriebene Gabe des angefeuchteten Eierbrotes. Bis alle Gefahr beseitigt ist, setze man ihn an einen Ort mit 18 bis 24 Grad Celsius, lasse ihn aber noch eine Zeitlang nachher so viel wie möglich unbehelligt.

Weniger Gefahr ist vorhanden, wenn ein Vogel während seines Transportes Durst leiden mußte. Doch ist auch hier hauptsächlich darauf zu achten, daß dem Ankömmling das Entbehrte nicht in zu reichlicher Menge und zu plötzlich vorgesetzt wird. War die Entbehrung des Trinkwassers nicht mit zu großer Hitze verbunden, was ja nur in den heißen Sommermonaten zu befürchten ist, dann geht eine ein- oder zweitägige Entbehrung des Wassers, wenn er im übrigen die Reise gesund

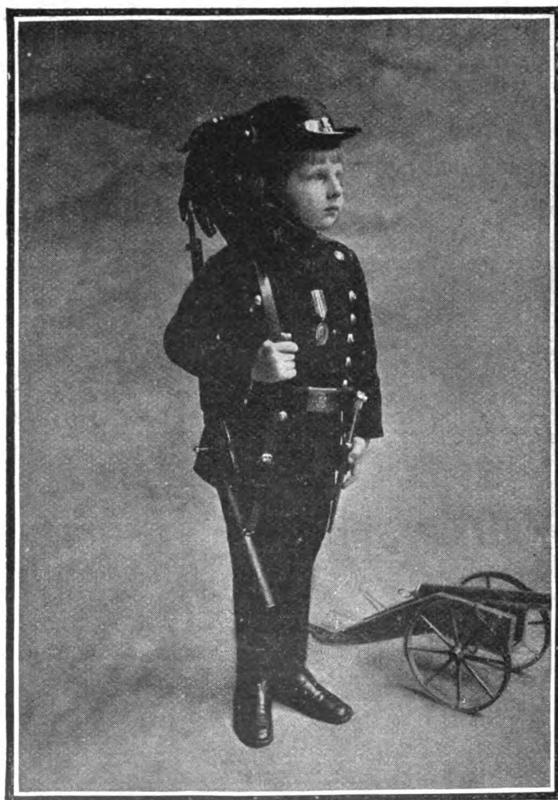
und munter angetreten hatte, an dem Vogel ohne Nachteil vorüber, und nur durch seine öftere Wasserentnahme wird man ihm die unterwegs erlittene Entbehrung anmerken. In solchen Fällen empfiehlt es sich, dem Vogel das Wasser wegzunehmen, ehe er zu viel getrunken hat, man setze es ihm vielmehr im Laufe des Tages verschiedene Male, aber immer auch nur auf einige Augenblicke vor.

Zeigt ein Vogel bei seiner Ankunft kleine, matte Augen, sperrt er immer wieder den Schnabel auf, dann ist es schon bedenklich um ihn bestellt. Man reicht ihm dann etwas überschlagenes Wasser, das ihm aber, sobald er höchstens viermal davon getrunken, wieder weggenommen wird, weil er sonst durch die zu hastige und reichliche Wasseraufnahme einem Herz- oder Lungenschlag sehr leicht erliegen könnte. Nach einer Viertelstunde etwa wird dem Vogel das Wasser wieder wie vorhin erwähnt vorgesetzt, dann wieder entfernt, aber diesmal schon nach einer Pause von zehn Minuten dem Vogel zurückgegeben, sodann abermals weggenommen, worauf man es ihm nach weiteren fünf Minuten beruhigt lassen kann. In den Pausen nach der Wegnahme des Trinkwassers setze man dem Vogel das Näpfchen mit dem Futter vor, um ihn zum Fressen zu veranlassen.

Vor allen Dingen sorge man dafür, daß der Vogel im Winter genügend warm, im Sommer geschützt vor direkter Einwirkung der Sonnenstrahlen gehalten wird, zu allen Jahreszeiten aber so, daß ihn niemals Zugluft trifft, dann wird er sich bald an seine neue Umgebung gewöhnen, sich wohl und heimisch fühlen und dies durch sein munteres Liedchen zu erkennen geben. K. Schumann.

Der jüngste rumänische Soldat. — Der jetzige rumänische Thronfolger, Prinz Ferdinand, war von vornherein nicht dazu berufen, dereinst die rumänische Königskrone zu tragen. Als dem König Karl I. von Rumänien (bekanntlich ein Sproß des Hauses Hohenzollern) und seiner Gemahlin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin zu Wied, die sich unter dem Namen Carmen Sylva als Dichterin betätigt hat, Kinder versagt blieben, wurde zunächst der jetzige Fürst Wilhelm von

Hohenzollern, der ältere Bruder des Prinzen Ferdinand, für die rumänische Thronfolge in Aussicht genommen. Allein dieser leistete im Jahre 1886 darauf Verzicht. Nunmehr wurde



Prinz Nikolaus von Rumänien.

auf Betreiben König Karls in Übereinstimmung mit den rumänischen Kammern die Thronfolgeordnung umgeändert, und Prinz Ferdinand im Jahre 1889 zum Thronerben und Prinzen von Rumänien ernannt.

Prinz Ferdinand ist am 24. August 1865 zu Sigmaringen als zweiter Sohn des damaligen Erbprinzen Leopold und der Erbprinzessin Antonia, Infantin von Portugal, geboren. Er begann seine militärische Laufbahn im 1. Garderegiment in Potsdam. Später studierte er in Tübingen und Leipzig. Als seine Ernennung zum rumänischen Thronerben erfolgt war, siedelte er 1889 nach seiner neuen Heimat über und hielt am 1. Mai feierlichen Einzug in Bukarest. Nach dem Übertritt in das rumänische Heer wurde er auch in den Senat gewählt. Am 10. Januar 1893 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria von Edinburg, die ihm am 15. Oktober 1893 den Prinzen Karl schenkte. Damit war der Fortbestand der rumänischen Dynastie gesichert.

Aus der Ehe des Thronfolgerpaares gingen später noch hervor: Prinzessin Elisabeth, Prinzessin Maria und Prinz Nikolaus, der am 17. August 1903 im Schloß Pelesch in Sinaia geboren wurde. Unser Bild zeigt den hübschen Knaben in schmucker Jägeruniform, die der der italienischen Bersaglieri ähnelt. Prinz Ferdinand ist gegenwärtig Generalinspekteur der Kavallerie und Chef des 1. Jägerbataillons. Auch in ihm steckt das hohenzollernsche Soldatenblut. Soldatisch ist daher auch der Grundzug in der Erziehung seiner Söhne.

Daß auch diese bereits von soldatischem Geist beseelt werden, bezeugt die Photographie des Prinzen Nikolaus. Ist doch darauf das kräftige Bürschchen, dessen Gesichtszüge an seine schöne Mutter erinnern, so stramm und fest neben der Miniaturkanone angetreten, als stände er im Dienst und sollte von einem Vorgesetzten einen wichtigen Befehl entgegennehmen. Th. S.

Zwei Erfolgreiche. — Der berühmte französische Dramatiker Jules Sandeau wurde im Jahre 1858 zum Mitglied der Akademie erwählt, und da er wußte, daß er es hauptsächlich dem Einflusse des Prinzen Joseph Napoleon zu danken hatte, daß er in die Gesellschaft der „Unsterblichen“ eintreten durfte, beschloß er, diesem einen Dankesbesuch zu machen.

Als die Audienz beendet war, geleitete ihn derselbe Lakai, der ihn bei seiner Ankunft in die Gemächer des Prinzen geführt hatte, wieder zur Tür.

„Sie erinnern sich wohl meiner nicht mehr, Herr Sandeau?“ fragte unterwegs der Diener.

„Nein, in der Tat nicht,“ entgegnete Sandeau, ihn erstaunt anblickend.

„Ich bin der Laufbursche, der Ihnen seinerzeit die Korrekturen aus der Druckerei zu bringen pflegte,“ erwiderte der Diener schmunzelnd. „Sie pflegten mich dann gewöhnlich um eine Tasse Kaffee ins nächste Kaffeehaus zu senden und schenkten mir den Zucker, weil Sie Ihren Kaffee ‚ohne‘ tranken. Erinnern Sie sich nun?“

Der Dichter erinnerte sich und sagte freundlich: „Ach ja, jetzt erinnere ich mich wieder und freue mich, daß Sie so gut vorwärts gekommen sind und es zu einer Anstellung in einem so vornehmen Hause gebracht haben.“

„Nicht wahr!“ versetzte, sich stolz in die Brust werfend, der Lakai. Und dem Dichter leutselig auf die Schulter klopfend, fügte er hinzu: „Ja, ja, wir beide haben es zu etwas gebracht in der Welt. Ich und Sie, wir beide können zufrieden sein! Guten Morgen, Herr Sandeau!“ W. St.

Weshalb des Menschen Fußsohle uneben ist, darüber besitzen die Serben ein hübsches Volksmärchen, das hier mitgeteilt sei.

Als die Teufel von Gott abgefallen waren und sich auf die Erde flüchteten, hatten sie auch die Sonne mit sich genommen, und der Oberste der Teufel hatte sie auf eine Lanze gesteckt und trug sie auf der Achsel. Als nun aber die Erde sich bei Gott beklagte, daß sie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, da schickte Gott den Erzengel Michael, der trachten sollte, dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wieder wegzunehmen. Der Erzengel stieg darauf zur Erde nieder und befreundete sich mit dem Obersten der Teufel. Der aber merkte gleich, wo das hinzielte, und war auf seiner Hut.

Einst als beide miteinander spazieren gingen, kamen sie an das Meer; da machten sie Anstalt, sich in demselben zu baden, und der Teufel stieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem sie ein wenig gebadet hatten, sprach der Erzengel: „Nun laß uns tauchen und sehen, wer tiefer hinunterkommt.“

Der Teufel antwortete: „Nun wohlan!“

Da tauchte der Erzengel unter und brachte in den Zähnen Meersand herauf.

Nun sollte der Teufel tauchen, der fürchtete aber, der Erzengel möchte ihm indessen die Sonne entwenden. Da kam ihm ein Gedanke. Er spuckte auf die Erde, und aus seinem Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand heraufgeholt hätte. Sobald aber der Teufel untertauchte, machte der heilige Erzengel mit der Hand ein Zeichen, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis; hierauf erfaßte er schnell die Sonne und flüchtete damit zum Himmel.

Da krächzte die Elster aus allen Kräften. Als der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon, was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Als er aber in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren, und sah, daß er nicht heraus konnte. Da kehrte er eilends nochmals zurück auf den Meeresgrund, holte sich einen Stein, brach damit das Eis durch und setzte dem Erzengel nach.

Schon hatte der Erzengel mit einem Fuße den Himmel betreten, da packte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riß ihm mit seinen Klauen aus der Sohle ein großes Stück Fleisch.

Als nun der Erzengel so verwundet mit der Sonne vor den lieben Gott trat, weinte er und klagte: „Was soll ich nun, o Herr, so verunstaltet?“

Da sprach Gott zu ihm: „Sei ruhig und fürchte dich nicht, ich werde anordnen, daß von nun an alle Menschen gleich dir eine Vertiefung in der Sohle haben.“

So wie es Gott anordnete, entstand auch bei allen Menschen auf den Sohlen beider Füße eine kleine Vertiefung, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. v. B.

Kohlen und Wasser. — Durch einen Zufall hat man neuerdings eine Entdeckung von großer Tragweite gemacht. Vor etwa sieben Jahren ging während eines heftigen Sturmes eine ganze Flottille von Kohlenschiffen zu Grunde, obschon sie sich bereits im Hafen befand. Fünf Jahre hindurch lagen

die Schiffe samt ihrer Ladung auf dem Meeresboden, ehe es gelang, sie zu heben und die Kohlen zu bergen, die sie an Bord hatten. Als man nun diese dem Wasser entrissenen Kohlen auf ihre Brauchbarkeit hin prüfte, machte man die überraschende Beobachtung, daß sie durch die fünfjährige Lagerung im Meere an ihrer Brennfähigkeit nicht das geringste eingebüßt hatten. Man experimentierte in der angegebenen Richtung weiter und entdeckte, daß tatsächlich Kohlen, die an der freien Luft aufbewahrt werden, sich weniger gut halten als solche, die unter Wasser lagern.

Um diesen konservierenden Einfluß des Wassers auf die Steinkohle gründlich auszunutzen, baut jetzt die Westliche Elektrizitätsgesellschaft auf ihrem Grund und Boden zu Hawthorn schwimmende Kohlengruben, das heißt eine unterseeische Aushöhlung, die sorgsam zementiert und in zwölf Abteilungen eingeteilt ist. In diese Gruben senkt man die Kohlen direkt vom Schiffe aus, das sie herführt, oder von den Eisenbahnwagen, die bis an den Rand der Grube fahren können. Im Moment des Bedarfs fördert man dann vermittels Dampfschaufeln die Kohlen in die Höhe und zwar ebenfalls direkt in Schiff oder Wagen.

Jedenfalls ist bei dieser neuen Art, Kohlen aufzubewahren, die Gefahr der Selbstentzündung vollkommen ausgeschlossen, und für Kriegszwecke wird dadurch die Aufstapelung großer Kohlenvorräte in überseeischen Häfen oder auf Kohlenstationen möglich gemacht. C. D.

Hagebutten und ihre Verwendung. — Die Früchte gewisser bei uns überall, wo es sonnige und wüst gelegene Stellen gibt, wild oder verwildert vorkommender Rosenarten, so von Rosa canina, der Hundsrose, R. rubiginosa, der Weinrose, R. tomentosa, der filzblättrigen Rose, und R. pomifera, der Apfelrose, werden, einem reichen Schmucke riesengroßer Korallenperlen gleich, bald wieder die im Spätsommer und Herbst sonst recht ärmlich aussehenden Rosenbüsche dicht bedecken. Diese länglich runden, platten, oben zugespitzten, in allen violett-, korall-, orangeroten und gelben Farben leuchtenden Früchte sind unter dem Namen Hagebutten, Hambutten, Hagen oder

Hiefen groß und klein wohlbekannt. Der Gärtner sammelt sie, um aus ihrem Samen Veredlungsunterlagen für seine Zierrosen zu gewinnen, und das kleine Volk tut es, um durch Aneinanderreihen derselben Girlanden, Ketten und anderes mehr herzustellen.

Die Früchte werden aber auch zwecks ihrer Verwendung in der Küche gesammelt. Namentlich in Thüringen geschieht dieses in ausgiebigem Maße.

Die Hiefen oder Hagebutten müssen eingeerntet werden, solange sie noch frischrot und hart sind. Haben sie den ersten Frost erhalten, der sie dunkelrot färbt und weich macht, dann ist ihr Fleisch mehlig, saftlos und ohne Aroma. Zwecks Verwendung wird jede Frucht halbiert, die Samenkerne und die sie umgebenden steifen Härchen werden entfernt, die Fruchthälften an der Luft getrocknet und zu Suppen oder eingemacht zu Soßen, Kompotts oder als Mus, Brei und Konserve in der Haushaltung gebraucht. Sicher würden die Hagebutten einen bedeutenderen Handelsartikel bilden, wenn ihr hoher Gebrauchswert allgemeiner bekannt wäre; dann würde auch das Einernten der Früchte vielen einen noch lohnenden Nebenverdienst verschaffen.

Je fleischiger und größer die Hagebutten sind, desto höher ist natürlich ihr Nutzwert. Man hat deshalb in neuerer Zeit empfohlen, großfrüchtige Wildrosenarten zu kultivieren. Abgebaute Steinbrüche, dauernd brachliegende Äcker und andere Ödländereien, Eisenbahndämme, Ackerraine und dergleichen eignen sich vortrefflich zur Bepflanzung mit wilden Rosen. Zudem bieten die sparrigen, wehrhaften Sträucher zahlreichen nützlichen Singvögeln Zuflucht- und Niststätten.

Das Fleisch der Hagebutten hat wegen seines Gehaltes an Apfelsäure, Zucker und Gummi einen angenehm-erfrischenden Geschmack. Im nachstehenden sollen einige Rezepte angegeben werden, wie man aus den Früchten der Wildrosen Mus, Suppe, Kompott, Marmelade, Tee, Wein u. s. w. gewinnt. Man findet diese Anleitungen in Kochbüchern nicht; ihre Beachtung sei daher allen Hausfrauen empfohlen.

1. Hagebuttenmus. Die ausgekernten und ge-

reinigten Hagebutten werden in frischem Wasser durchgewaschen, gekocht, in einen Topf geschüttet und kühl gestellt. Jeden Morgen rührt man die Masse mittels Holzquirles um und gibt eine starke Messerspitze doppeltkohlensaures Natron dazu. Nach fünf bis sechs Tagen treibt man den Brei durch ein Haarsieb, läutert das gleiche Gewicht Zucker, tut beides zusammen und kocht es langsam unter fortwährendem Rühren, bis es dicklich ist und, auf einen Teller getröpfelt, kein Wasser zieht. In Gläser gefüllt und an einem trockenen Orte verwahrt, hält sich das Mus sehr gut und ist zu süßen Speisen, Suppen und auf Weißbrot gestrichen sehr beliebt.

2. Hagebuttensuppe. $1/2$ Liter gereinigte Hagebutten bringt man in $3/4$ Liter Wasser, in das während des Kochens $1/4$ Liter in Butter hellgelb gerösteter Semmelwürfelchen eingerührt werden. Die weichgekochte Masse wird durch ein Sieb gestrichen und mit etwas Zitronenschale, Zimt, 5 Gramm Zitronensaft und ein wenig Zucker aufgekocht. Um die Suppe sähmig zu machen, rührt man sie mit einem Eßlöffel Mehl ab, das man in Butter gedämpft hat. Beim Servieren wird die mit einem Glase Weißwein pikant gemachte Suppe heiß über die Semmelwürfel gegossen.

3. Hagebuttenkompott. Dazu verwendet man am besten getrocknete Früchte. Nachdem diese in kaltem Wasser erweicht sind, werden sie drei- bis viermal in frischem Wasser gewaschen und mit einer gleichen Quantität großer Rosinen, Zucker, Zitronenschale, Zimt, halb so viel Wasser und halb so viel Weißwein aufs Feuer gesetzt. Man läßt die Früchte so weit einkochen, daß sie vom Saft gerade noch umgeben sind, ohne daß jener dünn ist. Das völlig erkaltete Kompott wird in Schüsselchen aufgetragen.

4. Hagebuttenmarmelade. Gereinigte Hagebutten übergießt man mit Weißwein und läßt sie acht bis zehn Tage lang festverschlossen an einem kühlen Orte stehen. Dann werden sie zu Brei zerdrückt und durch ein möglichst neues Haarsieb gestrichen. Auf je 1 Kilogramm Brei läutert man 1 Kilo Raffinade mit zwei Stückchen Zimt und ein wenig Zitronenschale, bis er beginnt Faden zu ziehen, dann läßt man

den Zuckersaft abkühlen, gibt den Brei und den Saft einer Zitrone hinzu und rührt die Marmelade auf schwachem Feuer so lange, bis sie ziemlich steif ist. Damit sie schön rot bleibt, darf nach einer Angabe G. Roberts in der „Fundgrube“ der Zucker nur abgekühlt mit dem Brei vermischt, dann beides in einem frischgescheuerten Kupferkessel gekocht und darauf in noch heißem Zustande in geschwefelte Gläser gefüllt werden. Die Marmelade verkocht man zu Suppen oder Soßen, benutzt sie auch zur Füllung von Torten.

5. Hagebuttentee. Die sauber gewaschenen Kerne der Hagebutten werden, ein gehäufter Eßlöffel voll zu 1/2 Liter Wasser, in einem irdenen Topfe eine Stunde lang gekocht. Dieser Tee schmeckt angenehm würzig und soll ein Linderungsmittel bei Wassersucht sein.

6. Der aus den Früchten bereitete Rosen- oder Hagenwein, der nach ein- oder mehrjähriger Lagerung im Keller dem Malaga an Feinheit des Aromas nicht nachsteht, erfreut durch seine wunderschöne goldgelbe Farbe und seinen Geschmack Auge und Gaumen. Zu seiner Bereitung dürfen nur vollreife Früchte Verwendung finden. Man befreit sie von den Butzen und Stielen und läßt sie in einem Gefäße so lange liegen, bis sie teigig werden, was nach einigen Tagen der Fall ist. Das Weichwerden kann man beschleunigen, indem man die Früchte zerteilt. Die weiche Masse wird zu einem Brei gestoßen und mit so viel Wasser angerührt, daß sie zu einem dünnen Fladenteig wird. In diesem Zustande läßt man die Masse bis zur Gärung stehen, und zwar an einem Orte, dessen Temperatur nicht unter 18 bis 20 Grad Celsius beträgt. Nun wird sie mittels einer Beeren- oder Mostpresse — je nach der Menge — ausgepreßt. Dem gewonnenen Saft wird Zucker zugesetzt, und zwar auf 1 1/2 Liter 1/2 bis 3/4 Kilogramm. Der Wein, der anfänglich den Geschmack und die Säure des Essigs hat — man lasse sich dadurch nicht beirren! — wird darauf, indem man ihn in den ersten acht Tagen schüttelt und tüchtig durcheinander rührt, in den Keller gebracht (Temperatur nicht unter 18 bis 20 Grad), woselbst er bis März oder April gärt. Jetzt wird er auf Flaschen gezogen, die luftdicht verkorkt im

Keller lagern sollen. Je älter der Wein wird, desto feiner wird er.

Durch Einkochen der Früchte in Zucker wie durch Dörren lassen sie sich auch für späteren Gebrauch konservieren.

Im ersteren Falle werden sie mittels eines Messers ihrer Krönchen beraubt, worauf man mit einem Hölzchen Samen und Härchen entfernt. In frischem Wasser werden sie weich gekocht und zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet. Gleichzeitig läutert man auf 1 Kilogramm Früchte ebensoviel Raffinade, läßt diese etwas abkühlen und kocht unter häufigem Umrühren die Früchte, bis sie klar und weich, doch nicht breiig sind. Darauf werden sie in eine Schüssel geschöpft, der dick eingekochte Zuckersaft darüber gegossen und die Masse so lange geschüttelt, bis der Saft in die offenen Früchte eingetreten ist und ihnen ihre ursprüngliche Form wieder verliehen hat. Ist dieses geschehen, so bringt man die Früchte in Einmachegläser, verschließt diese luftdicht und stellt sie an einen frostfreien Ort. Die so konservierten Früchte können als vorzüglich schmeckendes Kompott wie zum Garnieren von Salaten und Torten Verwendung finden.

Um die Früchte zu trocknen, werden sie gereinigt, auf einem Papier ausgebreitet und mäßiger Ofenwärme ausgesetzt. Von so behandelten Hagebutten bedarf man zu Suppen und Soßen nur die Hälfte der Menge als von frischen. Manche Hausfrauen fügen der Hagebuttensoße eingemachten Ingwer und Gewürznelken, selbst Essig zu. Dadurch wird indessen das angenehme Aroma der Früchte verschleiert. Will man Hagebuttensoße und -suppe recht pikant haben, so koche man einen säuerlichen Apfel mit. C. Schenkling.

Die Verdienste eines Schriftstellers. — Alexander Dumas der Ältere, der bekannte Roman- und Schauspielfabrikant, hegte im Jahre 1848 den Ehrgeiz, Abgeordneter zu werden. Er erließ, um seine Würdigkeit zu diesem Posten in das rechte Licht zu setzen, folgende Wahlproklamation: „In zwanzig Jahren habe ich 400 Bände Romane und 35 Dramen verfaßt. Die 400 Bände wurden in je 4000 Exemplaren aufgelegt und zu 5 Franken das Exemplar verkauft, macht 11,853,600 Franken.

Die 35 Dramen wurden jedes, eins ins andere gerechnet, hundertmal gespielt, macht 6,360,000 Franken. Von den Romanen erhielten: die Setzer 264,000 Franken, die Buchdrucker 528,000 Franken, die Papierhändler 633,600 Franken, die Hefterinnen 120,000 Franken, die Buchhändler 2,400,000 Franken, die Unterhändler 1,600,000 Franken, die Kommissionäre 1,600,000 Franken, die Post 100,000 Franken, die Leseinstitute 4,580,000 Franken, die Zeichner 28,000 Franken, im ganzen 11,853,600 Franken. — Vom Erträgnis der Dramen erhielten: die Direktoren 1,400,000 Franken, die Schauspieler 1,225,000 Franken, die Dekorationsmaler 210,000 Franken, die Garderobiers 140,000 Franken, die Saaleigentümer 700,000 Franken, die Statisten 350,000 Franken, die Feuerwehrleute 70,000 Franken, die Holzhändler 70,000 Franken, die Schneiderinnen 50,000 Franken, die Ölhändler 525,000 Franken, die Pappenmacher 60,000 Franken, die Zettelträger 80,000 Franken, die Kontrolleure 140,000 Franken, die Maschinisten 180,000 Franken, die Friseure 93,000 Franken, im ganzen 6,360,000 Franken. Meine Bücher haben zwanzig Jahre hindurch 692 Personen ihren Unterhalt verschafft. Meine Dramen ernährten in Paris 347 Personen, in der Provinz 1041 Personen."

Trotz dieser „Verdienste" fiel er bei der Wahl durch. v. B.

Ein Zigarrenprüfer. — Die Amerikaner haben eine der eigenartigsten Maschinen erfunden, die man sich nur denken kann — eine Maschine, die unermüdlicher als der leidenschaftlichste Raucher das Zigarrenrauchen besorgt, freilich nicht zu ihrem Genuß, sondern zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchung. Diese merkwürdige Maschine steht im Dienst des Landwirtschaftlichen Departements der Vereinigten Staaten und hat die Aufgabe, die hunderterlei Tabaksorten auszuproben, die in den Unionsstaaten angebaut werden. Die betreffenden Farmer reichen einige Exemplare der Zigarren, die aus ihrem Kraut angefertigt worden sind, dem Landwirtschaftlichen Departement zur Untersuchung ein und versehen jede Sendung mit genauer Angabe ihres Namens und Wohnortes. Ist die Reihe an sie gekommen, so stecken die mit der Überwachung betrauten Beamten in jedes der vier Mund-

stücke, mit denen die Rauchmaschine versehen ist, eine der Zigarren hinein und beobachten den Fortgang ihres Konsumiertwerdens.

Regelmäßig alle zehn Sekunden nämlich tut die Maschine einen Zug, ganz wie der erfahrene Raucher, und wiederholt das so lange, bis die ihr übergebenen Zigarren aufgeraucht sind. Während sie damit beschäftigt ist, geben die Beamten acht auf die Art und Weise, wie Deckblatt und Füllung der Prüflinge sich im Feuer verhalten, wie lange Zeit sie gebrauchen, um aufgezehrt zu werden, welchen Geruch sie dabei ausströmen, wieviel Asche sie hinterlassen. Das alles wird von jeder Zigarrensorte aufs sorgfältigste notiert. Diejenigen Tabakarten, die die günstigsten Resultate aufzuweisen hatten, werden danach zum Anbau im großen empfohlen und von Staats wegen angekauft.

Die Rauchermaschine aber hat vor vernunftbegabten menschlichen Zigarrenprüfern den wesentlichen Vorteil voraus, daß sie nicht an Nikotinvergiftung zu Grunde geht. C. D.

Der Komiker Romieu, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine der bekanntesten, aber auch liederlichsten Persönlichkeiten in Paris, beging öfters Streiche, die viel belacht wurden und ihm zur willkommenen Reklame dienten. Allerdings ist es ihm nicht selten passiert, daß er selbst der Angeführte war, denn man war vor seinen Späßen auf der Hut.

Eines Tages tritt Romieu nach einem reichlichen Mahl bei dem Uhrmacher des Palais Royal ein. „Mein Herr," sagt er mit einem ausländischen Akzent, „was sind das für kleine Maschinen, die in Ihrem Schaufenster hängen?"

„Das sind Uhren, mein Herr!"

„Uhren? Wozu ist so etwas gut?"

„Um die Stunden anzuzeigen, mein Herr."

Der Uhrmacher erklärt den Mechanismus der Uhr und zeigt, wie man sie aufziehen muß.

„Morgens oder Abends?" fragt Romieu.

„Morgens, mein Herr."

„Und warum nicht Abends?"

„Weil Sie Abends stets betrunken sind, Herr Romieu," antwortete der Uhrmacher.

Für diese allgemein belachte Niederlage mußte Romieu sich natürlich rächen.

Wenige Tage später betritt er mit der ernstesten Miene von der Welt den Laden eines Seifenhändlers, grüßt mit erlesener Höflichkeit und bittet um eine Kerze für sechs Centimes. Man gibt sie ihm. An der Tür wendet sich Romieu um, legt die Kerze wieder hin und bittet mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit: „Würden Sie wohl die Güte haben, mir diese Kerze in zwei gleiche Teile zu teilen?"

„Mit dem größten Vergnügen!" antwortet ihm der Ladenherr.

„Gut, gut," meint Romieu, als er die beiden Hälften der Kerze vor sich liegen sieht. „Nun hätte ich aber, wenn ich Ihre Güte nicht zu sehr in Anspruch nehme, die große Bitte, jedes dieser beiden Stücke wieder in zwei Teile zu teilen."

Auch das wird besorgt, freilich schon mit einer gewissen Ungeduld.

Romieu dankt, besieht die vier Stücke und wendet sich noch einmal mit dem strahlendsten Lächeln an den Kaufmann: „Ich weiß, daß ich Ihre Freundlichkeit mißbrauche, aber ich muß acht solcher Kerzenstücke haben."

Wütend vollzieht der Seifenhändler auch diese Operation, aber als Romieu nun eine weitere Teilung der acht Stücke verlangt, weist er das barsch zurück.

Nun ist Romieu der Gekränkte. „Sie wollen also nicht? — Nun, dann kann ich Ihre Kerze nicht gebrauchen!"

Und ebenso würdig und lächelnd, wie er gekommen, verläßt er den Laden.

Diesmal hatte Romieu die Lacher auf seiner Seite. C. T.

Elefantengeschichten. — Beim englisch-ostindischen Heer wurden einige junge Kamele gebraucht, die in einem flachen Boote über den Dschamna gesetzt werden sollten, die aber eine solche Furcht vor dem Wasser zeigten, daß es unmöglich schien, sie ins Boot zu bringen. Da befahl ein Mahut seinem Elefanten, die Kamele ins Boot zu treiben. Der Elefant rannte

sogleich auf die Kamele los, als wenn er in der größten Wut wäre, stampfte mit den Füßen, schüttelte die Ohren und brüllte wie rasend. Hierdurch gerieten die Kamele in einen solchen Schreck, daß sie eiligst ins Boot liefen und sich ruhig übersetzen ließen.

Derselbe Elefant wurde einmal von seinem Führer aufgefordert, den Zweig eines Baumes abzubrechen, der so tief herabhing, daß er die Aufrichtung der Zeltpfähle hinderte. Der Elefant betrachtete zuerst den Zeltpfahl, als wenn er seine Länge messen wollte, dann betrachtete er den Ast, den er nach einiger Überlegung mit dem Rüssel ergriff und abriß. Als sein Führer hierauf aber verlangte, er solle noch einen anderen Ast abbrechen, der viel zu hoch hing, als daß er ihn mit seinem Rüssel hätte fassen können, schüttelte er die Ohren und gab einen unwilligen pfeifenden Ton von sich. Der Mahut ließ jedoch nicht ab, und nach zwei vergeblichen Versuchen, den Ast zu erreichen, ergriff der Elefant plötzlich eine neben ihm stehende Sänfte und schüttelte sie so heftig, daß die darin Sitzenden im größten Schrecken heraussprangen. Der Mahut ließ sich dies zur Warnung dienen und merkte, daß der Elefant keine Lust habe, sich zum Narren halten zu lassen.

Bei der Belagerung von Bhartpur fing das englische Heer an, sehr durch Wassermangel zu leiden, indem alle Quellen vertrocknet waren und nur die Zisternen noch Wasser enthielten. Um diese her war das Gedränge von Menschen und Vieh immer außerordentlich groß. Eines Tages geschah es, daß zwei Elefanten zugleich Wasser holen sollten, wovon der eine sehr groß und stark, der andere verhältnismäßig klein und demgemäß schwach schien. Dieser letztere trug einen Eimer, mit dem er eben Wasser schöpfen wollte, als der andere, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Befehl seines Führers ihm denselben entriß und sich seiner selbst zum Schöpfen bediente. Es entstand sogleich ein heftiger Streit zwischen den Führern. Der kleinere Elefant aber ersah sich einen Augenblick, wo sein großer Beleidiger mit der Seite gegen den Brunnen stand, trat ganz ruhig und unbefangen einige Schritte zurück und

rannte hierauf mit einer solchen Heftigkeit gegen den großen, daß er ihn in den Brunnen warf. Es entstand nun eine große Verlegenheit über die Art, wie man das schwerfällige Tier aus dem Brunnen wieder herausbringen sollte.

Endlich fiel es einem Wärter ein, daß man die Faschinen, von denen eine große Menge für die Zwecke der Belagerung umherlag, benutzen könne, um in dem Brunnen eine Art Treppe zu bilden. Wirklich gelang es ihm auch bald, den Elefanten zu überreden, daß er selbst die Faschinen, die man ihm zuwarf, ergriff und auf den Grund des Brunnens ordentlich zurechtlegte, bis er im stande war, darauf zu stehen. Allein als das kluge Tier merkte, daß es auf diese Art nach und nach aus dem Wasser, in dem es ihm bei dem heißen Wetter sehr wohl behagte, heraus und aufs Trockene gelangen werde, wollte es durchaus keine Faschinen mehr legen, wie sehr der Wärter auch drohte. Er mußte endlich zu Schmeicheleien und Versprechungen seine Zuflucht nehmen, und nur die Aussicht auf eine große Menge Reisbranntwein, der ihm gezeigt wurde, vermochte endlich den Elefanten, seine Arbeit fortzusetzen und aus dem Brunnen herauszusteigen. C. T.

Lange Titel. — Wie den Büchern, so gab man einst auch den Opern und Oratorien häufig ganz verzwickte und lange Titel, und es ist bekannt, daß man 1795 in Arnstadt eine Oper unter dem Titel gab: „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens“. Ein besonderes Gefallen an langen Titeln aber zeigte in seinen Oratorien der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Prag lebende Organist Taubner. Eines derselben heißt: „Der an dem Cypris-Trauben reichen Weingebirge Engaddi verlassene Bräutigam“, ein zweites: „Gewässertes Raphidiae von den Felsen herab durch die Ruthe Mosis, das ist mit Blut getränktes Israel, von dem wahren Kirchenfelsen Christo, bei den Lauretanischen heiligen Grab in poetische Wälle und harmonische Fälle geleitet von Taubner“. Und ein drittes wurde benannt: „Die furchtlose Gerechtfertigung des ungerechten Urtheils der Josephinischen Brüder, der Söhne Jakobs, von dem Richterstuhl der Gerechtigkeit überzeugt, in die Poesie und Musik gesetzt von Herrn Anton Moritz Taubner.“ Th.

Das „Schönste". — Der Verlag einer schwedischen Zeitschrift forderte kürzlich die Leser zur Beantwortung einer Preisfrage auf, in welcher in möglichst knapper Fassung dasjenige zu nennen sei, was ihnen als das „Schönste" auf der Welt vorschwebe. Den ersten Preis erhielt ein Leser für die Antwort: „Die Augen meiner Mutter". Der zweite Preis wurde dem Einsender der Antwort: „Die Verwirklichung eines herrlichen Traumbildes" zuerkannt. Einen Trostpreis endlich erhielt der Einsender der folgenden scherzhaften Antwort: „Das Schönste auf der Welt ist die Tat des Mannes, der das Kursbuch versteckt, wenn seine böse Schwiegermutter abreisen will." W. St.

Mißlungene Schlauheit. — In einer stürmischen, regnerischen Nacht eilte der Pariser Journalist Leroi seiner Behausung zu. Er hatte seinen Überzieher von oben bis unten zugeknöpft, wollte gerne wissen, wie spät es sei, war jedoch zu bequem, seinen Überzieher aufzuknöpfen, um nach der Uhr zu sehen. Auch wollte er bei dieser Gelegenheit nicht noch nasser werden, als er schon war.

Von weitem gewahrte er einen gutgekleideten Mann auf sich zukommen und dachte bei sich: „Du wirst jetzt diesen Herrn nach der Zeit fragen, dann brauchst du dir den Überrock nicht aufzuknöpfen."

Richtig blieb Leroi stehen und fragte höflich: „Wissen Sie vielleicht, wie spät es ist, mein Herr?"

Der andere blieb ebenfalls stehen, zog den rechten Handschuh aus, knöpfte seinen Überzieher von oben bis unten auf, knöpfte ebenso seinen Rock von oben bis unten auf und zog seine Taschenuhr heraus, hielt diese dann so, daß der Laternenschein auf sie fiel, sah noch einen Augenblick auf das Zifferblatt und sagte dann: „Gewiß, mein Herr, jetzt weiß ich es."

Sodann steckte er die Uhr wieder ein und ging ohne ein weiteres Wort davon. M. N.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

